

Die angewiesene Frau

Christian Friedrich Germershausens *Hausmutter*

Anleitungsliteratur für den Haushalt in der Spätaufklärung

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

doctor philosophiae (Dr. phil.)

im Fach Kulturwissenschaft

verteidigt am 14. Juli 2017

an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

von Evke Rulffes

Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin Prof. Dr.–Ing. Dr. Sabine Kunst

Dekanin der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät Prof. Dr. Julia von Blumenthal

Gutachter/Gutachterin: 1. Prof. Dr. Thomas Macho

2. Prof. Dr. Iris Därmann

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 4 |
| I Wissen | 9 |
| <u>1. Die Hausmutter in allen ihren Geschäften</u> | 9 |
| 1.1 Geschäfte | 10 |
| 1.2 ‚Hausvater‘ und ‚Hausmutter‘ | 11 |
| <u>2. Das ‚ganze Haus‘</u> | 15 |
| 2.1 Wilhelm Heinrich Riehl: Zurück ins Haus | 15 |
| 2.2 Otto Brunner | 17 |
| Dynamik und Mobilität vs. Statik | 19 |
| 2.3 Der hartnäckige Erfolg des ganzen Hauses | 20 |
| Herrschaftsstrukturen | 22 |
| Häuser-Gesellschaft | 23 |
| <u>3. Hausväterliteratur</u> | 24 |
| 3.1 Täglich Brot | 26 |
| 3.2 Johann Colers <i>Hausbuch</i> | 28 |
| 3.3 Anwachsend: Wunderbücher | 30 |
| 3.4 Von der jenseitigen zur diesseitigen Glückseligkeit | 32 |
| <u>4. Ökonomische Aufklärung</u> | 35 |
| 4.1 Landwirtschaft en vogue | 36 |
| Obrigkeithliche Steuerung: Gurken, Orangen, Seide | 38 |
| 4.2 Ökonomische Gesellschaften | 42 |
| 4.3 <i>Märkische Oekonomische Gesellschaft zu Potsdam</i> | 43 |
| Zusammensetzung der Mitglieder | 44 |
| Abschaffung der Frondienste | 46 |
| Hindernisse | 47 |
| 4.4 Multiplikatoren | 49 |
| Ziel: Gesinde – Mohrrüben und Stalllieder | 51 |
| Ziel: Experten – Hebammen und Ölschläger | 53 |
| 4.5 Themen der Ökonomischen Aufklärung in der <i>Hausmutter</i> | 56 |
| Materialkunde | 57 |
| Betrug von Krämern und Webern | 60 |
| <u>5. Hausmütterliteratur</u> | 63 |
| 5.1 Begriffsklärung | 64 |
| 5.2 Einordnung der <i>Hausmutter</i> von Germershausen | 65 |
| 5.3 Aufspaltung und Zuschreibung von Themen | 66 |
| 5.4 Fazit | 67 |
| II Lesen und lernen – Wissensvermittlung in der <i>Hausmutter</i> | 69 |
| <u>1. Soziale Hierarchien</u> | 70 |
| 1.1 Disziplinierung des Gesindes | 70 |
| Bier und Branntwein | 71 |
| Kaffee und Gewürze | 73 |
| Braten und Tischgebet | 76 |
| Fazit | 81 |
| 1.2 Repräsentation | 83 |
| Verortung über das Essen | 83 |
| Der ‚natürliche‘ Geschmack | 84 |
| Klassifizierung der Gerichte | 89 |
| Für das Auge sorgen | 90 |
| Kritisches Denken | 95 |
| <u>2. Verschriftung von Wissen: das Mündliche in verschrifteten Anleitungen</u> | 97 |
| 2.1 Fachprosa der frühen Neuzeit | 98 |
| Der Erfahrungsbegriff als Gütezeichen | 98 |
| Gemein teutsch: Entstehung einer Schriftsprache | 100 |

| | |
|--|-----|
| 2.2 Rezepte | 101 |
| Kochen und Medizin 102 Mengen- und Zeitangaben 104 Gebäck 106 | |
| 2.3 Zielpublikum | 108 |
| Laien 109 Geheimnisverrat 112 Experten 113 Mündliches im Schriftlichen 115 | |
| 2.4 Germershausens Kommunikation mit der Leserin | 116 |
| Strategie 1: Fiktive Beispiele 117 Strategie 2: Humor 119 | |
| Strategie 3: Augenzeugenschaft 125 Leseanleitung 126 Fazit 129 | |
| III. Die Frau im Haus | 131 |
| <u>1. Die Bestimmung der Frau</u> | 131 |
| 1.1 Rollenbilder | 132 |
| Galant, gelehrt, haushältig 133 Feindbild weibliche Gelehrsamkeit 134 | |
| 1.2 Bestimmung zur Hausmutter | 135 |
| Abrichtung des Körpers 137 Im Haus bleiben 141 | |
| 1.3 Bestimmung zur Mutter | 144 |
| Die gute Staatsbürgerin 146 Gebärmachine 147 Die Stilldebatte 148 | |
| 1.4 Prioritätenwechsel | 152 |
| <u>2. Von der Fremdbestimmung zur Selbstdisziplinierung</u> | 155 |
| 2.1 Affektbeherrschung | 156 |
| Versehrauber 157 Erziehung 158 Gefahren der Einbildungskraft 162 | |
| Eheberatung 165 | |
| 2.2 Aufgabenverschiebung | 166 |
| Sparsamkeit 168 Selbstmachen 171 Liebe geht durch den Magen 176 | |
| Unsichtbare Arbeit 178 | |
| 2.3 Religion – Ökonomie – Liebe | 182 |
| Fazit 185 | |
| Schluss: Die Illusion der Perfektion | 187 |
| Literatur | 191 |
| Abbildungsnachweis | 205 |
| Dank | 206 |

Einleitung

Das Bild der schwäbischen Hausfrau ist jedem vertraut. Mit dieser Figur sind viele Konnotationen verbunden: Sie ist sparsam und pragmatisch, tüchtig und ordentlich, effizient, unemotional und resolut, sie passt sich den Normen an und verfestigt sie gleichzeitig, weiß, was richtig und was falsch ist. Ein Mensch, von dem qua Geschlecht und sozialer Situation Charaktereigenschaften verlangt werden, um eine Arbeit zu leisten, die gesellschaftlich gar nicht als Arbeit anerkannt wird, da sie unbezahlt bleibt. Dieses Konstrukt galt lange Zeit – über Schwaben hinaus – als alternativloses Lebensmodell für viele Ehefrauen.

Woher kommt dieses Bild, warum konnte es diese Wirkmächtigkeit entfalten? Um der Genealogie der Figur der Hausfrau nachzugehen und zumindest einen Teil der Geschichte dahinter sichtbar zu machen, ist es hilfreich, sich in die Zeit der Spätaufklärung zurück zu begeben, und zwar bevor das ‚Wesen der Frau‘ auf ihre ‚Natur‘ reduziert und das Hausfrauendasein als weibliche Bestimmung propagiert wurde.¹ Einen aufschlussreichen Einblick kann uns ein Ratgeber gewähren, der sich als erste deutsche Ökonomik ausschließlich an Frauen richtet: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften* von Christian Friedrich Germershausen, einem Pastor aus einem kleinen Dorf in Brandenburg südwestlich von Potsdam. Das um 1780 veröffentlichte Werk umfasst fünf Bände à ca. 900 Seiten praktischen Wissens über das Führen eines Gutsbetriebes.² Germershausen reiht sich mit dieser Publikation in die Tradition der sogenannten Hausväterliteratur ein, die im 17. und 18. Jahrhundert die griechische Oikosliteratur, römische Agrarliteratur und die luthersche Hauslehre miteinander verknüpfte, und gilt damit als ihr „letzter Repräsentant“.³ Gleichzeitig teilte er als erster Autor dieses Genre nach Geschlechtern auf; bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Hausväterliteratur an das Haus und Land besitzende Ehepaar gerichtet. Die *Hausmutter* wird gleichzeitig als Vorläuferpublikation der Haushaltsliteratur gesehen.

Germershausens *Hausmutter* bietet eine kulturgeschichtliche Fundgrube; die Kochrezepte, Waschanleitungen, Tipps zum Umgang mit dem Gesinde oder Gästen lassen auf eine Beschreibung von Alltag schließen, die zwar immer wieder, aber nicht ausschließlich eine Idealkonstruktion der Figur der Hausmutter herstellt. Die in der normativen Literatur beschriebenen Vorstellungen von Gesellschaftsordnung mögen konservativ und traditionalistisch sein und auf soziale, ökonomische oder politische Umbrüche mit Stabilisierungsversuchen reagieren; diese Literatur schafft es aber in der Folge, Gesellschaftsstrukturen mit zu beeinflussen, wie an der Zementierung der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung bis heute zu sehen ist.

Die Geschichtsschreibung erklärt die Arbeitsteilung der Geschlechter mit dem Wandel vom produktiven zum konsumierenden Haushalt und der Professionalisierung der (vor allem Männern zugänglichen) Berufe. In dem Maße, in dem nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch männliche Mitglieder des Bildungsbürgertums außerhäusige Berufe ausübten, fand eine Trennung zwischen außerhäusiger und innerhäusiger, zwischen privater und öffentlicher Sphäre statt. Im Zuge

¹ Gisela Bock und Barbara Duden machten Ende der 1970er Jahre einen grundlegenden Anfang mit ihrer Studie zur Entwicklung der Hausfrauenarbeit im Kapitalismus: „Um zu verstehen, wie eine bestimmte und noch dazu unbezahlte Arbeit für ein ganzes Geschlecht zur einzig möglichen Existenzform erklärt [...] wird, müssen wir uns ein Bild von der Situation der Frauen gegen Ende des 18. Jahrhunderts geben.“ Gisela Bock, Barbara Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Berlin 1977, S. 118–199, S. 125.

² Christian Friedrich Germershausen: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften*, 5 Bde., Leipzig 1778–1781. Im Folgenden als *Hausmutter* zitiert.

³ Bspw. Heinz Haushofer: Germershausen, Christian Friedrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 6 (1964), S. 311.

dessen verstärkte sich die Exklusion der Frauen aus der öffentlichen Sphäre; gleichzeitig sank mit dem Anwachsen der bürgerlichen Mittelschicht das Einkommensniveau, was dazu führte, dass weniger Personal beschäftigt werden konnte und die Ehefrau dessen Aufgaben unbezahlt übernahm. Auch wenn mit der Industrialisierung, Infrastruktur und Verbesserung der Konservierungsmethoden einige der früheren zeit- und arbeitsaufwendigen Aufgaben im Haushalt wegfielen, kamen viele neue hinzu, so dass sich das Arbeitspensum im Haushalt kaum änderte. Mit dieser Entwicklung aber setzte auch eine viel diskutierte Veränderung ein: die Abnahme der Wertschätzung der Hausarbeit, da sie nicht mehr produzierend, also wertschöpfend, sondern konsumierend und repetitiv wurde – sie ist nur noch sichtbar, wenn sie nicht ausgeführt wird.⁴ Der Begriff der Hausmutter steht dafür: Heutzutage nur noch pejorativ verwendet, als ‚Hausmütterchen‘, stand er früher für etwas anderes, einen Herrschaftsbegriff. Das kann einer heutigen Analyse manchmal den Blick verstellen.

Zudem stiftet das vom Autor intendierte Zielpublikum Verwirrung. Zunächst lässt Germershausens Bezeichnung ‚Mittelmann‘ für den adressierten Stand an das Bürgertum denken, und tatsächlich hat es lange Zeit bürgerliche Landbesitzer_innen oder Pächter gegeben, die historisch wenig beachtet wurden – die ländliche Bevölkerung der feudalen Gesellschaft wurde lange in die Kategorien Adel, bäuerliche Bevölkerung und bürgerliche Handwerker_innen oder Händler_innen in den Dörfern eingeteilt.⁵ Doch auch unter Berücksichtigung bürgerlichen Gutsbesitzes ließe sich der Erfolg der *Hausmutter* nicht erklären, die viermal aufgelegt wurde. Die Grenzziehung zwischen adeligen und bürgerlichen Landbesitzern und -besitzerinnen war im Grunde nicht mehr so bedeutend wie diejenige zwischen dem Hochadel und den Patriziern auf der einen Seite und dem, was Germershausen den ‚Mittelmann‘ nennt, dem Landadel und besitzenden Bürgertum auf der anderen Seite; er schreibt also auch und vor allem für landadelige Frauen. Die Schicht, in der sich die Entwicklung zur bürgerlichen Hausfrau als erstes vollzog, war zwar das Beamten- und Bildungsbürgertum. Trotzdem lässt sich auch in dieser Publikation die Anlage für diese Entwicklung finden.

Germershausen gründete 1791, zehn Jahre nach Erscheinen des letzten Bandes der *Hausmutter*, die *Märkische Ökonomische Gesellschaft zu Potsdam*. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits Mitglied der Ökonomischen Gesellschaften Leipzigs und Münchens sowie der *Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin*. Diese Bewegung, die in der Forschung unter dem Begriff ‚Ökonomische Aufklärung‘ untersucht wird, bestand in erster Linie aus landadeligen wie bürgerlichen Gutsbesitzern, Geistlichen, Beamten und Gewerbetreibenden, die sich vor allem die Verbesserung der Landwirtschaft zum Ziel gesetzt hatten. Die ökonomischen Gesellschaften publizierten eine große Menge an Schriften, vor allem Zeitschriften, in denen die neuesten Berichte überregionaler und internationaler Versuche und Untersuchungen zu landwirtschaftlichen Arbeitsweisen erschienen. Der Begriff Ökonomie bezog sich zu dieser Zeit nicht allein auf die Landwirtschaft, sondern schloss die Hauswirtschaft ebenso mit ein, wie beispielsweise an den Einteilungen in Bibliografien von 1800 noch zu sehen ist.⁶ Der produzierende Haushalt wurde nicht als private Angelegenheit betrachtet,

⁴ Simone de Beauvoir spricht in diesem Sinne davon, dass die Hausfrau die Gegenwart verewige, und zieht einen Vergleich mit Sisyphus. Vgl. Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 428.

⁵ Friedrich II. versuchte den Auflösungserscheinungen zwischen den oberen ländlichen Ständen entgegenzutreten, indem er das Verbot, Rittergüter an Bürgerliche zu verkaufen, reaktivierte. Vgl. René Schiller: *Vom Rittergut zum Großgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert*, Berlin 2003, S. 41f. Axel Flügel untersucht die Zunahme adeliger Rittergüter in bürgerlichem Besitz im 18. Jahrhundert und die daran anknüpfenden Forderungen nach politischer Teilhabe. Axel Flügel: *Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen (1680–1844)*, Göttingen 2000.

⁶ Der Begriff ‚Ökonomie‘ für Haus- und Landwirtschaft wurde in einem Gegensatz zum Begriff ‚Technologie‘ verwendet, der sich auf die Weiterverarbeitung von Bodenschätzen und landwirtschaftlichen Produkten in den Manufakturen bezieht. Diese Begriff-

sondern galt als Grundlage für die lokale und staatliche Wirtschaft. Und so schöpft der ökonomische Aufklärer und Patriot Germershausen für die *Hausmutter* aus zahlreichen Artikeln der zeitgenössischen ökonomischen Literatur, zitiert Versuchsaufbauten und Materialvergleiche, gibt Tipps zur Verbesserung hauswirtschaftlicher Abläufe oder der Hygiene. Die aktuelle Forschungsliteratur zur Ökonomischen Aufklärung hingegen konzentriert sich ganz auf die Schriften zur Landwirtschaft, Germershausens *Hausmutter* wird höchstens einmal als Vorläufer der Hauswirtschaftswissenschaft erwähnt.⁷

Und tatsächlich verschwinden die hauswirtschaftlichen Themen im Laufe der letzten 20 Jahre des 18. Jahrhunderts aus den ökonomischen Schriften. Ist die von Germershausen so genannte Hausmutter, die Ehefrau des Gutsbesitzers oder die Gutsbesitzerin, in seinem Buch eine prominente und wichtige Figur in der Vermittlung von Wissen, taucht sie zehn Jahre später in den Publikationen der *Ökonomischen Märkischen Gesellschaft* überhaupt nicht auf. Trotzdem ordne ich die *Hausmutter* thematisch der Ökonomischen Aufklärung zu, womit ich eine Brücke zwischen der Theorie des Hauses, den Gender Studies und der Forschung zur Ökonomischen Aufklärung schlagen möchte. Die Trennung dieser Forschungsgebiete vertieft nur den Graben, der in der Aufklärung mit der beschriebenen Geschlechtertrennung angelegt wurde.

Germershausens Ambivalenz zwischen Fortschrittswillen und konservativem Festhalten an gesellschaftlichen Strukturen ist seinem Werk immer wieder abzulesen, nicht zuletzt an dessen Form: Strukturell wie im Titel möchte er an die Tradition der Hausväterliteratur anknüpfen, und der schiere Umfang scheint ihn tatsächlich das Thema umfassend und enzyklopädisch abhandeln zu lassen, ohne die Struktur eines übersichtlichen und kurzgehaltenen Nachschlagewerkes zu nutzen, sondern die der umständlich prosaähnlich formulierten Hausväterliteratur. Gleichzeitig jedoch werden nicht behäbig altüberbrachte Hausmittelchen wiederholt, sondern finden sich inhaltlich viele Neuerungen wie pädagogische Gedanken oder zeitgenössisch aktuelle Artikel. Und nicht nur diese Mischung der beiden Genres und die Alleinstellung des Buches als Vorläufer der Haushaltsliteratur machen es zu einer Ausnahmeerscheinung. Vor allem der Tonfall ist speziell. Germershausen schreibt den Frauen nicht vor, wie oder dass sie den Haushalt zu führen haben; es gibt keine Moralpredigt über Herrschaft und Gehorsam (außer in Bezug auf das Gesinde, aber das soll schließlich von der Leserin beherrscht werden). Der Autor adressiert seine Leserinnen auf Augenhöhe, als Betriebsleiterinnen, denen er in ihrem Beruf mit Rat zur Seite stehen will. Das ist, gemessen an dem üblichen moralischen Tonfall aus der normativen Literatur dieser Zeit, mindestens ungewöhnlich. Das heißt nicht, dass er auf Predigten mitten im Text verzichten würde, und auch Moral wird im Text transportiert, mithilfe von Beispielgeschichten. In diesen Geschichten verbirgt sich auch eine Ehelehre; sie wird jedoch nicht explizit formuliert. Die Argumentation für gute Haushaltsführung findet Germershausen meistens in rationalen, ökonomischen Gründen, was der Strategie der Spätaufklärung und der Ökonomischen Aufklärung entspricht, aber in der Begründung für das Ideal der Hausmutter selten ist. In der frühen Hausväterliteratur wurde eher mit offen moralischen und religiösen Motiven argumentiert, in der späteren Haushaltsliteratur mit der Liebe zum Ehemann. Auch die Unterwerfung unter den Ehemann spielt bei Germershausen keine explizite Rolle, auch das macht das Buch in diesem

lichkeiten änderten sich erst im 19. Jahrhundert mit der Rezeption der Schriften Adam Smiths. Vgl. Gotthardt Frühsorge: Die Einheit aller Geschäfte. Tradition und Veränderung des „Hausmutter“-Bildes in der deutschen Ökonomieliteratur des 18. Jahrhunderts, in: Günter Schulz (Hrsg.): *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung*, Bd. 3, Wolfenbüttel 1976, 137–157, S. 139f.

⁷ Eine Ausnahme bildet Marion W. Gray, der die *Hausmutter* als Ausgangspunkt für das von ihm so bezeichnete Genre der ‚Hausmütterliteratur‘ beschreibt. Marion W. Gray: *Productive Men, Reproductive Women. The Agrarian Household and the Emergence of Separate Spheres during the German Enlightenment*, New York/Oxford 2000.

Genre zu einer Ausnahme. Karin Hausens grundlegende Studie zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere beschreibt die Veränderung der Argumentation für die asymmetrische Beziehung der Geschlechter Ende des 18. Jahrhunderts von Standesdefinitionen zu einem Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Charaktereigenschaften.⁸ Im letzten Band der *Hausmutter* deutet sich dieser Wechsel vom einen zum anderen Bezugsrahmen an.

Germershausen lässt seinen Leserinnen erstaunlich viel Raum, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen; er stellt vielfach verschiedene Methoden vor, deren Vor- und Nachteile er diskutiert, oder wiederholt sein Credo, dass man sich in seinen Handlungen den örtlichen Gegebenheiten anpassen muss. Und doch weiß er ganz genau seine Überzeugungen zu transportieren, er macht es nur etwas subtiler. So kann sich jede Leserin selbst überlegen, ob sie das Buch lesen will und von welchen Ratschlägen sie sich überzeugen lässt – und doch bleibt Ratgeberliteratur normative Literatur, Propagierung einer „Idealfiktion, die man dann als Normalität ausflaggt“.⁹ Damit übt sie Einfluss auf gelebte Alltagsrealität aus oder verfestigt zumindest vorhandene Tendenzen. Außerdem lässt sich mit Thomas Macho die Frage stellen, warum ein Autor das Bedürfnis hat, einen Ratgeber zu einem Thema zu schreiben und damit ein Publikum zu erreichen, das sich gar nicht persönlich an ihn oder sie gewandt hat – zeugt es nicht eher von der Unsicherheit des Autors, der sich selbst Gewissheit geben muss, indem er sich zum Experten ernannt? Rat wird in Zeiten erteilt, die auch für die Ratgebenden unstet sind und ihnen selbst ebenso Halt gibt, indem sie sich des eigenen Wissens und der von ihnen implizierten Normen vergewissern. Somit lässt sich Germershausens *Hausmutter* unter verschiedenen Aspekten als Symptom für eine von Unsicherheit geprägte Zeit lesen, in der eine grundlegende Umstrukturierung der ökonomischen Ordnung und der damit zusammenhängenden Ordnung der Geschlechter zu verzeichnen ist.

Da die *Hausmutter* die Schnittstelle zwischen den zwei Genres der Hausväterliteratur des 18. Jahrhunderts und der Haushaltsliteratur des 19. Jahrhunderts bildet, bot es sich an, diese Arbeit hauptsächlich chronologisch zu gliedern. Im ersten Teil geht es um den historischen und zeitgenössischen Kontext, in dem die *Hausmutter* entstanden ist, von der Hausväterliteratur über die Ökonomische Aufklärung zu der Frage, ob es eine spezielle Hausmütterliteratur gab und warum eigentlich hauswirtschaftliche Themen nicht als Teil der Ökonomischen Aufklärung betrachtet werden. Ich werde zeigen, dass Germershausen Themen der Ökonomischen Aufklärung in der *Hausmutter* behandelt und seiner Leserin die zentrale Rolle einer Multiplikatorin dieses Wissens zugedenkt. Dem Autor war daran gelegen, das ‚Ganze‘ der ländlichen Hauswirtschaft abzuhandeln; damit suggeriert der Text, dass auf einem damaligen Gutshof fast alles selbst hergestellt wurde. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sich bei der Neuentdeckung der Hausväterliteratur in den 1950er Jahren der Begriff des ‚ganzen Hauses‘ verbreitete, der den autarken, hierarchisch strukturierten Haushalt zur alleinigen sozialen Lebensform in der Zeit vor der Industrialisierung erklärte, ohne zu berücksichtigen, dass es sich bei dieser Literatur um normative Literatur handelt. Der Begriff ist zwar inzwischen dank vieler historischer Mikrostudien von beispielsweise Gerichtsakten widerlegt, wird aber trotzdem bis heute unreflektiert benutzt. Durch die Kritik am ‚ganzen Haus‘ entspann sich eine fruchtbare Diskussion um die Hausforschung, die ich am Anfang der Arbeit kurz darstelle.

⁸ Vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, Stuttgart 1976, S. 363–393, S. 367 und 370.

⁹ Ich übernehme diese schöne Formulierung unter Verwendung von Freuds Begriff der Normalfiktion von Hanna Engelmeier, die sie in ihrer Disputation verwandte.

Im zweiten Teil steht die Frage im Zentrum, welches Wissen in der *Hausmutter* vermittelt werden soll und welche Methoden der Wissensvermittlung der Autor anwendet. Die Definition des Mittelstandes ist Germershausens erklärtes Ziel, denn in dem Moment, in dem sich die Standesgrenzen zwischen besitzendem Bürgertum und Landadel auflösen, braucht es umso klarere Abgrenzungen gegen die anderen Schichten für die eigene Positionierung. Diese funktioniert nicht nur über die Disziplinierung des Gesindes, sondern zu einem großen Teil über die Repräsentation durch Essen. Hier spielt die Hausmutter eine wichtige Rolle, da sie für die Auswahl der Gerichte über die Art der Zubereitung bis zur Präsentation auf dem Tisch verantwortlich ist, auch wenn sie selbst an der Herstellung des Essens gar nicht beteiligt ist. Neben Tipps und Tricks zur Verbesserung von Arbeitsabläufen wird der Leserin so in verschiedenen Feldern die soziale Hierarchie des Hauses und der eigenen gesellschaftlichen Stellung vermittelt. Anschließend entwickle ich die These, dass in der Verschriftung von Alltagswissen mündliche Methoden eine große Rolle spielen, die ich am Beispiel der Form des Rezeptes und der Geschichte der frühen gedruckten Fachprosa untersuche. Schließlich geht es auf der einen Seite darum, welche Strategien Germershausen in der Kommunikation mit der Leserin anwendet, und auf der anderen Seite, wie und an wen die Leserin ihrerseits das angelesene Wissen weitergeben soll.

Im dritten Teil schließlich konzentriere ich mich auf die Elemente, die in der *Hausmutter* den Boden bereiten für das Ideal der bürgerlichen Hausfrau, das sich in den darauf folgenden 100 Jahren in der deutschen Gesellschaft durchsetzen und danach einige Zeit lang halten sollte. Dazu gehört vor allem das Mutterbild, an dem ein Strategiewechsel in der Propagierung des Hausmutterideals des Autors deutlich wird: vom gesellschaftlichen Druckmittel der Fremdbestimmung zur Selbstdisziplinierung und Affektbeherrschung durch schlechtes Gewissen. Ebenso soll untersucht werden, inwiefern das Ideal des Selbstmachens bei Germershausen mit der Entstehung des Konzeptes der Hausfrau zusammenhängt.

I Wissen

1. *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften*

In einem Versuchsaufbau aus dem Jahr 1770 werden vier verschiedene Lampenöle – Rübsen-, Sonnenblumen-, Oliven- und Mohnöl – sowie ein Talglicht getestet. Die Temperatur des Raumes wird festgehalten, ebenso die Menge des Öls, sowie Länge, Schwere und Qualität der Dochte, und es wird darauf geachtet, dass keine Zugluft herrscht. Geprüft werden Brennqualität und -dauer, und der Einfluss des Öls auf die Dochte. Das Ergebnis ist, dass Rübsen- und Sonnenblumenöl starken Qualm und Geruch verursachen, außerdem Knoten am Docht bilden, sodass dieser mehrfach gekürzt werden muss. Auch beim Olivenöl muss gekürzt werden, beim Mohnöl brennt der Docht ohne Probleme ab und saugt am wenigsten Öl auf, sodass hier alles ohne Rückstände verbrennen kann. Dass die Flamme des Mohnöls nicht so hell brennt wie die des Olivenöls, wird physikalisch mit der Schwere des Öls erklärt. Die Brenndauer der beiden Öle wird gegen ihren Preis auf ein Jahr hochgerechnet und das Mohnöl trotz der dunkleren Flamme zum Testsieger erkoren – wenn man sich daran gewöhne, könne man auch bei einer Mohnölflamme vortrefflich lesen. Der Autor plädiert anschließend für den vermehrten Anbau von Mohn für die Ölproduktion in seinem Landkreis und schlägt Prämien für die Ölmüller vor, um die Produktion anzukurbeln, bis sich das Land an das Mohnöl gewöhnt habe und eine entsprechende Nachfrage geschaffen worden sei. Das habe nicht nur den Vorteil, das Geld im Land zu halten und nicht für das ausländische Olivenöl auszugeben, sondern sei auch ein Mittel zur Einsparung von Brennholz, da die getrockneten Stängel hell brennten und die Kapseln eine gute Glut machten; außerdem würde die Bienenzucht verbessert, da der blühende Mohn den Bienen mehr Nahrung biete.¹⁰

Solche Themen beschäftigten den Pastor Christian Friedrich Germershausen einen Großteil seines Lebens. Diesen Versuchsaufbau zitiert er aus einer Wochenzeitschrift und kommentiert ihn ausführlich in seiner Publikation *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften*. Die Untersuchung könnte in Fragestellung, Durchführung und Schlussfolgerung sowie Publikationsmedium als Paradebeispiel für die Ökonomische Aufklärung dienen. Der Versuchsaufbau mutet privat an, er findet offensichtlich nicht in einem Labor statt, versucht aber so wissenschaftlich wie möglich die Bedingungen zu dokumentieren (Raumtemperatur, keine Zugluft, exakt abgewogene Mengen von Öl, sowie die exakte Gleichheit von Qualität und Länge der Dochte). Der Aufbau imitiert die Bedingungen in einem Haushalt (mit Ausnahme der fehlenden Zugluft), das Zielpublikum der Zeitschrift sind Privatpersonen wie Gewerbetreibende gleichzeitig. Die Argumentation setzt nicht bei höheren Einnahmen für Landwirte an (bzw. für die Gutsbesitzer, für die die Bauern arbeiten), sondern beim privaten Haushalt, in diesem Falle der Frau des Hauses, der ‚Hausmutter‘. Von dort aus soll die Ökonomie des Landes verbessert werden, nachdem die Nachfrage geschaffen worden ist. Auf die Hausmutter als Konsumentin legt Germershausen seine Hoffnung, sie kann als Multiplikatorin dieser Information die Mohnölproduktion befördern und damit auch noch ihrem Land einen patriotischen Dienst erweisen.

¹⁰ Hausmutter, Bd. 3, Kapitel „Die wohlfeilste Erleuchtung“, S. 410–418. Das Talglicht ist eigentlich das hellste und am einfachsten zu handhabende, brennt aber im Vergleich zu den Kosten zu schnell. Germershausen zitiert aus einem Artikel von ‚Professor Titius‘, erschienen im *Wittenbergischen Wochenblatte zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes*, St. 30, 1770. Johann Daniel Titius (auch Tietz, 1729–1796) war Astronom, Physiker und Biologe. Er gab verschiedene Zeitschriften heraus, u.a. das *Wittenbergische Wochenblatt*.

Germershausen (1725–1810) war Pastor im kleinen Dorf Schlalach bei Treuenbrietzen, südwestlich von Potsdam. Diese Stelle hatte er 1748 von seinem Vater nach dem Studium der Theologie in Wittenberg im Alter von 23 Jahren übernommen und bekleidete sie fast 50 Jahre lang bis 1807. Doch obwohl er den größten Teil seines Lebens an diesem Ort verbrachte, engagierte er sich in der Ökonomischen Aufklärung und publizierte verschiedene ökonomische Werke, wovon sein erstes, die *Hausmutter*, das erfolgreichste und bekannteste war. Nach eigenen Angaben half Germershausen zehn Jahre lang bei der Bewirtschaftung des königlichen Vorwerks in der Nachbarschaft. Es bestand aus zwei Rittersitzen und war in Pacht eines Verwandten, der laut Germershausen nicht nur aus Altersgründen und Schwäche, sondern auch wegen seiner „Neigung und vormaligen Lebensart“¹¹ nicht in der Lage war, das Gut zu führen. Er selbst betrieb einen kleinen Hof, auf dem er in den 1780er Jahren mit Erfolg Schafe züchtete, worüber er ebenfalls ein Buch publizierte.¹²

1.1 Geschäfte

Der Inhalt der *Hausmutter* umfasst eine Bandbreite praktischer Handlungsanleitungen. Der Begriff des Geschäfts ist hier nicht im heutigen ökonomischen Sinne eines Handelsgeschäfts zu verstehen, sondern als „Bezeichnung zielgerichteter Tätigkeiten“.¹³ Es geht also um alle Tätigkeiten, die nach Germershausen im Aufgabenbereich der Hausmutter liegen. Es ist egal, ob sie sie beaufsichtigt oder selbst ausführt. Der erste Band der *Hausmutter* beginnt mit einem Kochbuch, „die Geschäfte der Hausmutter in der Küche des Gesindes und des gemeinen Mannes darstellend“.¹⁴ Neben den Rezepten, die nach Zutaten geordnet sind, enthält der erste Teil Anweisungen bzw. Ratschläge zum Umgang mit dem Gesinde das Essen betreffend, Hinweise zu gesundheitlichen Fragen sowie Hilfe zur Kostenberechnung der Gesindespeisung. Im zweiten Teil des ersten Bandes geht es um „die Geschäfte der Hausmutter in der Küche, und für den Tisch des Mittelmannes selbst“,¹⁵ womit das Kochbuch für den eigenen Stand gemeint ist. Dieses beschränkt sich, nach einigen allgemeinen Regeln, auf die Information, welche Tiere zu welcher Zeit essbar sind und die Kochrezepte.

Der zweite Band startet mit grundlegenden Informationen zu Backzutaten und stellt dann Kuchen-, Torten- und Pastetenrezepte zur Verfügung. Es folgen allgemeine diätetische Regeln, Anweisungen zur „Ordnung und Zierlichkeit bey dem Anrichten und Auftragen der Speisen“¹⁶ und zur Vorratshaltung von Fleisch, Fisch, Gemüse und Getreide. Der dritte Band beinhaltet den Umgang mit Obst, Gewürzen und Öl, Anleitungen zur Herstellung von Seife, Kerzen und Stärke und ein Kapitel zum Wäschewaschen. Der zweite Teil des dritten Bandes behandelt ausführlich

¹¹ Christian Friedrich Germershausen, *Der Hausvater in systematischer Ordnung*, 5 Bde., Leipzig 1783–1786, Bd. 4 (1785), Vorrede o.S., im Folgenden als *Hausvater* zitiert.

¹² Christian Friedrich Germershausen, *Das Ganze der Schaafzucht, aus Beurtheilung und Berichtigung älterer und neuerer Theorien, nach Gründen und eigener Erfahrung*, 2 Bde., Leipzig 1789–1791. Nach der Matrikel aus dem Jahr 1600 standen dem Pfarrer von Schlalach zwei Hufe Land zur Verfügung, sowie ein Pfarrzehnt der Dorfbewohner und festgesetzte Dienste. Dass diese Dienste zu Spannungen führten, lässt sich an einem Prozess ablesen, den die Dorfbewohner in den 1730er Jahren gegen Germershausens Vater führten, weil sie sein Brauhaus nach einem Feuer nicht unvergütet wieder aufbauen wollten (der Vorgänger hatte es auf eigene Kosten bauen lassen). Vgl. Marion W. Gray: Ökologie, Gesellung und Herrschaft im königlichen Vorwerksdorf Schlalach in den 1760er Jahren, in: Silke Lesemann, Axel Lubinski (Hrsg.): *Ländliche Ökonomien. Arbeit und Gesellung in der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft*, Berlin 2007, S. 125–148, S. 134f. Eine Hufe ist ein je nach Region unterschiedliches Flächenmaß. Es entspricht in etwa der Grundgröße, die nötig ist, einem Haushalt ein Auskommen zu ermöglichen, ohne auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, also ein Gebiet, das man mit einem Pflug bearbeiten konnte.

¹³ Frühsorge, Einheit, S. 137.

¹⁴ *Hausmutter*, Bd. 1, S. 1.

¹⁵ Ebd., S. 354.

¹⁶ *Hausmutter*, Bd. 2, S. 456.

das Brotbacken und das Brauen. Der vierte Band liefert Rezepte zur Destillierung von Branntwein und anderen Getränken oder Essenzen und zur Herstellung von Essig. Es folgen Kapitel zu Milchprodukten und zur Herstellung von Leinen, vom Anbau des Flachses über das Spinnen und Weben bis zum Bleichen und der richtigen Aufbewahrung der fertigen Textilien. Der zweite Teil des Bandes beschäftigt sich mit der Rindvieh-, Schweine- und Federviehzucht und den jeweiligen Tierkrankheiten.

Der letzte, fünfte Band schließlich steuert nach der „Lebensbeschreibung einer vortrefflichen Hausmutter“¹⁷ Grundlegendes zur Organisation des Haushaltes bei. Unter der Überschrift „Zweckmäßiges Leben der Hausmutter“¹⁸ geht es um rationales Wirtschaften mithilfe von Haushaltsbüchern, den schmalen Grat zwischen Sparsamkeit und Geiz und die Ordnung an sich. Es folgen Hinweise zum Umgang mit dem weiblichen Gesinde, zum Verhalten von Schwangeren und Frauen im Wochenbett, zum Umgang mit Neugeborenen und deren Krankheiten. Der zweite Teil beginnt mit drei Erziehungsperioden der Töchter, die der Autor „künftige Hausmütter“¹⁹ nennt. Es folgt ein Kapitel über Leichen bzw. Kostenberechnungen und Regeln für Beerdigungen, Beratung für das „Verhalten der Hausmutter vor, bey und nach gewissen Unglücksfällen“,²⁰ was Feuer, Diebstahl, Viehsterben sowie potentielle Charakterschwächen von Ehemännern beinhaltet, und schließt ab mit einer Kostenberechnung für anzuschaffendes Mobiliar und Geräte für das Gesinde.

1.2 ‚Hausvater‘ und ‚Hausmutter‘

Vorab ein kurzer Abriss zu den Begriffen ‚Hausvater‘ und ‚Hausmutter‘: Im Brockhaus von 1964 erhält der ‚Hausvater‘ einen nicht-historischen Eintrag, in dem er als „Vorstand des Hauswesens“ bezeichnet und wo im Weiteren eine sehr knappe Definition gegeben wird: „Unter Sorgfalt eines ordentlichen H. (*diligentia boni patris familias*) wird rechtlich die Sorgfalt verstanden, mit der ein verständiger Mensch handelt.“²¹ Unter dem Begriff ‚Hausmutter‘ hingegen findet sich ein „Eulenschmetterling mit breit schwarz gerandeten gelben Hinter- und braungrauen Vorderflügeln.“²² Die Einträge ‚Hauswirtschaftsgehilfin‘, ‚-leiterin‘ und ‚-meisterin‘ zeugen von einer institutionalisierten Ausbildung und der ausschließlich weiblichen Besetzung dieses Berufes, ein männliches Äquivalent wird nicht erwähnt. Im Brockhaus von 1989 dagegen fehlt der Eintrag ‚Hausvater‘, nun gibt es die Einträge ‚Hausfrau‘ und ‚Hausmann‘.²³ Im entsprechenden Band des *Zedler Universal-Lexicon* von 1735 sind zahlreiche Einträge zu den an einer Hauswirtschaft beteiligten Personen zu finden, u.a. ‚Haus-Vater‘ (9 Zeilen), ‚Haus-Mutter‘ (3/4 Spalte), ‚Haus-Wirth‘ (9 1/2 Spalten), ‚Haushälterin‘ (14 Zeilen), ‚Haushalter‘ (fast drei Spalten), ‚Haus-Herr‘, ‚Haus-Herr oder Haus-Vater‘ (Christus), ‚Haus-Jungfer‘ (Ausgeberin, also Magd mit Schlüsseln zu den Vorratsräumen).²⁴

„Haus-Vater, Lat. *Pater Familias*, ist derjenige, der keiner anderen Potestät unterworfen, die Herrschaft in seinem Hause hat, ob er schon noch mit keinen Kindern versehen. Dahero kann auch ein Inpubes [Jungeselle], wenn er sui juris [volljährig, eigenständige Rechtsperson] ist, ein Haus-Vater seyn, weil das Wort

¹⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 1.

¹⁸ Ebd., S. 27.

¹⁹ Ebd., S. 395.

²⁰ Ebd., S. 717.

²¹ Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 8, Wiesbaden 1969, S. 247.

²² Ebd. S. 243.

²³ Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 19, Mannheim 1989, S. 547 und 539.

²⁴ Zedler Universal-Lexicon, Bd. 12, Halle/Leipzig 1735.

Haus-Vater auch von demjenigen praediciert werden kann, denn ob er schon noch zur Zeit würcklich keine Haushaltung führet, so hat er doch das Recht dergleichen anzurichten.“²⁵

Der ‚Hausvater‘ ist in der Zedler’schen Definition also ein rechtlicher und theoretischer Begriff, da schon ein Mann, der zwar keinen Haushalt hat, aber einen haben könnte, Hausvater genannt werden darf. Der ‚Hauswirt‘ hingegen „ist ein jeder, der sein eigenes Haus und Gesinde hat.“²⁶ Während der Eintrag zum Hausvater mit den zitierten neun Zeilen insgesamt wiedergegeben ist, folgen beim Hauswirt neuneinhalb Spalten Darstellung zum rechtlichen Status des Mannes, der einem Haushalt vorsteht, inklusive des rechtlichen Status der Ehefrau und der Rechte und Pflichten der Eheleute gegeneinander. Der Eintrag ‚Frau‘ beginnt mit der rechtlichen Position der Ehefrau und weitet sich in der Folge:

„[...] eine verhehlte Person, so ihres Mannes Willen und Befehl unterworfen, die Haushaltung führet, und in selbiger ihrem Gesinde vorgesetzt ist. Sie mag auch noch so geringen Standes und Herkommens seyn, so tritt sie doch zugleich mit in die Würde ihres Mannes, genießet gleiche Jura mit ihm, und kan vor keinen andern Ort belanget werden, als wo ihr Mann hingehöret.“²⁷

Des Weiteren wird der Begriff als Pendant zu „Herr“ begriffen, geschwängerte „Weibes-Personen“ würden auch als Frau bezeichnet, und außerdem sei „jederzeit jede Person des weiblichen Geschlechts ein Frauen-Volck.“²⁸ Der Eintrag ‚Haus-Mutter‘ hingegen stellt eher eine Berufsbeschreibung dar. Auch wenn im Eintrag zum Hauswirt die rechtliche Situation der Eheleute untereinander abgehandelt wird, erwähnt doch weder die Definition des Hausvaters, noch die des Hauswirtes die Ehe als Voraussetzung für den jeweiligen Status. Das ist bei der Bezeichnung der Hausmutter (wie auch der Anfangsdefinition von ‚Frau‘) anders. Zunächst klingt es neutral danach, dass hier auch von einer Verwalterin die Rede ist, die mit dem Hauswirt nicht verheiratet sein muss: „Haus-Mutter, ist die Gehülffin des Haus-Vaters, folglich die andere Haupt-Person einer Haus-Wirthschafft, ohne welche selbige nicht leicht in guter Ordnung angestellt und geführt werden mag.“²⁹ Es folgt aber die weitere Definition, die die Hausmutter als Herrin des Hauses und somit als Ehefrau festlegt: „In Anbetrachtung der ehlichen Gesellschaft ist sie als Ehe-Frau und Mutter anzusehen, in Absicht der Herrschafft und Haushaltung aber, als die Frau vom Hause und Befehlshaberin zu achten.“³⁰

Abgesehen von der (von der normativen Literatur eingeforderten) Unterordnung der Hausmutter unter ihren Ehemann ist diese Bezeichnung zunächst ebenfalls ein Herrschaftsbegriff, der sehr wenig mit der heutigen Bezeichnung ‚Hausmütterchen‘ zu tun hat, ebensowenig mit der im 19. Jahrhundert entstandenen Figur der bürgerlichen Hausfrau verwechselt werden sollte. Beide Bezeichnungen haben trotz ihrer Begriffsendungen -vater und -mutter kaum mit dem heutigen Verständnis vom Elternbegriff zu tun. Ursprünglich fand der Begriff ‚Hausvater‘ als Luthers Übersetzung des griechischen *oikodespotes* Eingang in das Neue Testament; in der lateinischen Vulgata mit *pater familias* übersetzt. Luther formulierte auch die rechtliche Position des Hausvaters, indem er die hierarchische Struktur des Haushaltes mit der des Gemeinwesens und der Kirche gleichsetzte. Dem Hausvater wurde so der Struktur nach die gleiche Fürsorgepflicht (für das materielle

²⁵ Ebd., Sp. 912.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., Bd. 9, 1734, Sp. 1767. Das klingt so, als ob nur die Frau durch Heirat ihren Stand verbessern kann, gleiches galt aber auch für Männer.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd., Bd. 12, Sp. 907.

³⁰ Ebd.

und geistliche Wohl seiner Untergebenen zu sorgen) wie dem Landesoberhaupt und Gott zugesprochen. In der normativen Literatur wurde diese Struktur übernommen und ausformuliert, u.a. in der Hausväterliteratur. Der Begriff des ‚Hausvaters‘ impliziert hier ein Herrschaftsverhältnis auf drei Ebenen: als Ehemann, als Vater und als Hausherr über das Gesinde. Über alle Personen, die zu seinem Haushalt gehören, besitzt er das Züchtigungsrecht.

Der Hausvater stellt in der ständischen Gesellschaft eine eigenständige Rechtsperson dar, er ist derjenige, der öffentliche Aufgaben wahrnehmen und die in seinem Haushalt lebenden Personen vertreten soll, wobei der Haushalt, das ständische Haus, hier einen Wirtschaftsbetrieb meint, der mit Landbesitz oder -pacht einhergeht, nicht z.B. die Kate einer landlosen Familie. So zumindest sieht es die Theorie vor, die jedoch von der historischen Quellenforschung als zu eindimensional korrigiert wurde, u.a. was die Position der Frauen betrifft, die beispielsweise als eigenständige Klägerinnen in Gerichtsakten vorkommen. Wird in der Zedler'schen Definition der Hausmutter die Ehe als Voraussetzung für ihren Status angeführt und sie in vielen Definitionen als ‚Gehilfin‘ ihres Mannes bezeichnet, lässt das die Tatsache außer Acht, dass es viele Frauen gab, die ihren Höfen alleine vorstanden.³¹ Nichtsdestotrotz kann konstatiert werden, dass der Haushalt als der Ort galt, der das vorstehende Ehepaar „zu öffentlichem Handeln berechtigte und verpflichtete“³², und an dem der Hausvater das Recht besaß, Gewalt auszuüben.³³

Im Laufe des 18. Jahrhunderts veränderte sich die Rechtssituation. Der Staat, vor allem der preußische, suchte die Verfügungsgewalt des Hausvaters zu beschränken, um aus steuerpolitischen und militärischen Gründen einen direkteren Zugriff auf die einzelnen Personen zu erhalten. Konkret wird das erst im preußischen Allgemeinen Landrecht (ALR) von 1794 festgeschrieben. Einzelne Eingriffe gibt es schon vorher, und das Thema, wie groß die Macht des Staates werden durfte, ist viel diskutiert worden. Johann Georg Krünitz hält in seinem Eintrag zum ‚Hausvater‘ in seiner Enzyklopädie ein flammendes Plädoyer für die Erhaltung der Macht desselben und gegen die Einmischung des Staates in Familienangelegenheiten: „Die häusliche Gewalt gebührt ohne Zweifel dem Hausvater, vermöge des Rechtes der Erzeugung und Ernährung, und, in dessen Ermangelung, der Hausmutter. Folglich muß der Staat die häusliche Regierung dem Hausvater frey lassen, und ihn darin auf alle Art unterstützen.“³⁴ Der Staat solle Gesetze schaffen, nach denen sich der Hausvater richten müsse, und dieser solle auch zur Verantwortung für die Taten seiner Familie gezogen werden, nicht aber die einzelnen Mitglieder der Familie: Die Souveränität des Hausvaters dürfe nicht angetastet werden. Die Herrschaftsrechte des Hausvaters gegenüber seiner Ehefrau, den Kindern und dem Gesinde erklärt Krünitz lapidar aus „der Natur der Sache“,³⁵ und diese Rechte scheinen schon beschnitten worden zu sein; er regiere nur „bittweise“.³⁶ Rechtsstreitigkeiten innerhalb der Familie oder Lohnforderungen des Gesindes sollten nach Krünitz nicht vor Gericht verhandelt und so in die Öffentlichkeit gezerrt werden, da dies dem Ansehen des Hausvaters schaden könnte. Nur wenn der Hausvater als „liederlicher und böser

³¹ In der Mehrzahl Witwen, siehe z.B. für Brandenburg zu Germershausens Zeiten: Hans-Heinrich Müller: *Märkische Landwirtschaft vor den Agrarreformen von 1807. Entwicklungstendenzen des Ackerbaus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Veröffentlichungen des Bezirksheimatmuseums Potsdam, Heft 13, Potsdam 1967, S. 215–218.

³² Heide Wunder: Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Ute Gerhard (Hrsg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, München 1997, S. 27–54, S. 36.

³³ Wie bei Germershausen zu sehen, war auch die Hausmutter berechtigt, das weibliche Gesinde (und die Kinder sowieso) zu züchtigen, siehe weiter unten, S. 79.

³⁴ Johann Georg Krünitz: *Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirtschaft, in alphabetischer Ordnung*, 242 Bde., Berlin 1773–1858, Bd. 22, 1781, S. 412.

³⁵ Ebd., S. 417.

³⁶ Ebd.

Mann³⁷ bekannt sei, der seine Ehefrau schlägt, sollte sich die Obrigkeit einmischen dürfen. Das Gesinde zu züchtigen solle zumindest auf dem Land, wo die Bediensteten viel gröber und unsitteter seien als in der Stadt, als Zwangsmittel bei Ungehorsam erlaubt sein.

Das ALR gestand einzelnen Personen zumindest auf dem Papier mehr Rechte zu: Kindern wurde freie Religions- und Berufswahl zugesprochen, ebenso wurde verfügt, dass zwar noch die Zustimmung der Eltern für die Ehe notwendig sei, ihnen aber keine Ehe aufgezwungen werden dürfe. Das Scheidungsrecht wurde reformiert und die Vermögensrechte der Ehefrau und ihre Verfügungsgewalt geschützt. In Bezug auf die Rechte des Gesindes aber tat sich der Staat schwer. Das Zwangsgesinde sollte abgeschafft werden, die Bediensteten dem besitzenden Ehepaar nicht mehr mit Haut und Haar untergeben sein, sondern als freie Personen einen Arbeitsvertrag mit den Arbeitgebern schließen können. Die revolutionäre französische Verfassung hatte ein Jahr zuvor das Ende der Hausherrschaft verkündet und proklamiert, dass ein Mensch nur „seine Zeit und seine Arbeit [...], nicht aber seine Person, sich selbst“³⁸ verkaufen könne. Zwei Jahre später war dieser Aspekt jedoch wieder gestrichen, da auch die Bourgeoisie nicht ohne Bedienstete auskam. Und auch das preußische Allgemeine Landrecht hatte Probleme, die Individualisierung der Staatsuntertanen umzusetzen: Der Staat konnte nicht genügend Gendarmen bezahlen und war bei der Durchsetzung des Rechts (und der Unterdrückung von Tumulten) auf die Hausherrn angewiesen, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. So wurden den aristokratischen und bürgerlichen Hausbesitzern zahlreiche Sonderrechte gewährt; das Gesinderecht sollte zwar freie Vertragspartner voraussetzen, dem Inhalt nach war dieser Vertrag aber ein Unterwerfungsvertrag, so dass die völlige Unterordnung unter die Hausbesitzer nur legal vertraglich geregelt war, und nun nicht allein der Hausbesitzer, sondern zusätzlich auch der Staat (steuerlich und militärpolitisch) Zugriff auf die Bediensteten hatte. So blieb die ständische Gewalt des Hausherrn im Gesinderecht bis zu dessen Abschaffung im Zuge des Sturzes der Monarchie 1918 bestehen.

Germershausen publizierte nach der *Hausmutter* noch einen *Hausvater in systematischer Ordnung* in ebenfalls fünf Bänden.³⁹ Außer im Titel nennt er seinen Adressaten im Text ausschließlich ‚Wirt‘, was darauf schließen lässt, dass ‚Hausvater‘ als praktisch anwendbarer Begriff ausgedient hatte. Seine Verwendung für den Titel stellt einerseits einen Bezug zu seiner erfolgreichen *Hausmutter* her, andererseits zur traditionellen Hausväterliteratur, vor allem zu dem von ihm bewunderten *Hausvater* von Otto von Münchhausen. Herrschaftsrechte werden in den beiden großen Werken von Germershausen nicht mehr innerfamiliär, die Rechte und Pflichten des Ehepaares untereinander betreffend sowie zwischen Eltern und Kindern, sondern nur noch betrieblich, das Gesinde betreffend behandelt. Man kann sagen, dass der Begriff des Hausvaters immer schon ein ideologisch aufgeladener Begriff war, wie an den verschiedenen Lexikoneinträgen abzulesen ist; ebenso wie der Begriff der Hausmutter, wie im dritten Teil dieser Arbeit zu sehen sein wird.

³⁷ Ebd.

³⁸ Reinhart Koselleck: Die Auflösung des Hauses als ständischer Herrschaftseinheit. Anmerkungen zum Rechtswandel von Haus, Familie und Gesinde in Preußen zwischen der Französischen Revolution und 1848, in: ders.: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt am Main 2010, S. 465–485, S. 465.

³⁹ Vgl. Anm. 14.

2. Das ganze Haus

Das Haus als Rechtsinstanz innerhalb der ständischen Gesellschaft ist ein Aspekt vormoderner Strukturen, die zu dem umstrittenen Begriff des ‚ganzen Hauses‘ führten.⁴⁰ Dieser bis heute genutzte Begriff bringt eine Gemengelage von Theorie und Praxis mit sich, die im Folgenden analysiert werden soll.

Um moderne Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen von vorindustriellen erklärend abzugrenzen, greifen Historiker_innen gerne auf den Begriff des ‚ganzen Hauses‘ zurück. Sie gebrauchen ihn jedoch nicht nur als Rechtsbegriff, sondern ganz konkret als Ausdruck für Wohnstrukturen, in denen Arbeiten und Wohnen unter einem Dach stattfinden, fast alles, was zum Lebensunterhalt nötig ist, selbst hergestellt wird und nicht nur die moderne Kleinfamilie ein Haus bewohnt. Richard van Dülmen beispielsweise macht den Begriff zur Grundlage seines Bandes *Das Haus und seine Menschen*, der die Alltagskultur in der Frühen Neuzeit zum Thema hat:

„Vom einfachen Bauern bis zum reichen Kaufmann, vom armen Handwerker bis zum Adel in der Stadt und auf dem Land lebte der Mensch in der frühen Neuzeit sein Leben lang in der häuslichen Gemeinschaft. Sie war die ursprüngliche, die geordnete Lebenseinheit. Mag sie groß oder klein, mag sie hier und da unterschiedlich strukturiert gewesen sein, sie blieb der Lebensmittelpunkt: denn unbehaust und allein lebte nur der Landstreicher. [...] Alternativen zum Leben im ‚ganzen‘ Haus gab [es] kaum.“⁴¹

2.1 Wilhelm Heinrich Riehl: Zurück ins Haus

Geprägt hat den Begriff der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl Mitte des 19. Jahrhunderts in einer Schrift, die ein reaktionäres Manifest gegen sozialistische Ideen von Gleichberechtigung darstellt.⁴² Das erste Kapitel des Bandes *Die Familie*, den er vor allem Frauen zur Lektüre empfiehlt,⁴³ behandelt „Die soziale Ungleichheit als Naturgesetz“. Seine Beweisführung für die Naturgegebenheit der sozialen Ungleichheit besteht in der von Gott geschaffenen anatomischen Ungleichheit der Geschlechter und des biblischen Befehls, die Frau solle dem Mann dienen.⁴⁴ In diesem Sinne ist es ihm eine Herzensangelegenheit, die Frauen ins Haus zu beordern und so die Ordnung der deutschen Gesellschaft wieder herzustellen. Wenn man diesen Text liest, könnte man meinen, dass seit 1848 die Frauen völlig gleichberechtigt seien und es unzählige Politikerinnen, Professorinnen und Künstlerinnen gebe, gegen die sich der Autor zur Wehr setzen muss: „[...] das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Öffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters.“⁴⁵ Wenn jedoch die ‚ganze Familie‘ und das ‚ganze Haus‘ erst wieder etabliert seien, werden die Frauen „nicht mehr fessellos und persönlich eigenherrisch in’s Weite schweifen wollen; sie werden ihre Seligkeit wieder darin finden, zu Hause zu bleiben.“⁴⁶ Die Vehemenz, mit der Riehl die Frauen von öffentlicher Teilhabe ausschließen will, erschließt sich in einem bezeichnenden

⁴⁰ Nicht nur der Begriff des ganzen Hauses, auch die Unterscheidung von Moderne und Vormoderne sind heute in der Geschichtswissenschaft umstritten. Diese Bezeichnungen sind jedoch für den geschichtswissenschaftlichen Kontext, in dem der Begriff des ganzen Hauses geprägt wurde, relevant.

⁴¹ Richard van Dülmen: *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1: Das Haus und seine Menschen, München 1990, S. 7f.

⁴² Wilhelm Heinrich Riehl: *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, 3. Bd.: Die Familie, Stuttgart/Augsburg 1855.

⁴³ Ebd., Vorrede S. IX.

⁴⁴ Ebd., S. 3.

⁴⁵ Ebd., S. 53f., Sperrung im Original. Iris Därmann zeigt auf, dass Riehl vor allem gegen die Salons von gebildeten jüdischen Frauen schreibt. Iris Därmann: *Kulturtheorien zur Einführung*, Hamburg 2011, S. 134. Interessanterweise war seine eigene Frau Sängerin und seine Tochter Landschaftsmalerin.

⁴⁶ Riehl, Familie, S. 108.

Satz: „Eine einheitliche menschliche Universalgesellschaft bestand nur im Paradiese und auch da nur – bevor Eva geschaffen war.“⁴⁷ Eine Gesellschaft ohne soziale Unterschiede kann also nur unter Ausschluss der Frauen existieren, und auch nur aus einem einzigen Mann bestehen, also gar nicht. Doch nicht nur die autoritativen Strukturen zwischen Ehepartnern möchte Riehl stärken, auch von der demütigen Untergebenheit des Gesindes, das im Gegenzug in die patriarchalische Familienstruktur mit aufgenommen wird, zeichnet er ein idyllisches Bild:

„Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die ‚Familie‘, nicht mehr das ‚Haus‘, den freundlichen, gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienmitglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man von Alters mit dem Worte ‚Ingesinde‘ umfaßte. In dem ‚ganzen Hause‘ wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption in das sittliche Verhältniß der Autorität und Pietät.“⁴⁸

Riehl sammelte seine Erkenntnisse auf Reisen, die er durch Deutschland unternahm. Allerdings bereitete er sich auf diese Reisen mit Literatur über die jeweiligen Regionen vor, aus der er sich auf die ihm wichtigsten Aussagen konzentrierte, wie Friedhelm Lövenich konstatiert: „So kann eben nur Bestätigendes in Erfahrung gebracht werden; was als teilnehmende Beobachtung erscheint, ist in Wirklichkeit das Hineinlegen der Meinung in den ‚Stoff‘, und vieles von Riehl als ‚Sprache des Volkes‘ Aufgezeichnete findet sich daher bereits in der Literatur, die er selbst zur Vor- und Nachbereitung gelesen hat.“⁴⁹ Seine Gesprächspartner waren vor allem bürgerliche männliche Landbewohner mit Kontakten zur bäuerlichen Bevölkerung, wie Pfarrer, Beamte, Lehrer oder Ärzte: „Von solchen Männern habe ich immer das meiste und Merkwürdigste gelernt.“⁵⁰ Durch diesen paternalistischen Filter wird die Realitätsferne, mit der Riehl seine Betrachtungen über das bäuerliche Zusammenleben aufschreibt, plausibel: Ingesinde beispielsweise als „freiwillige Genossen und Mitarbeiter“ zu bezeichnen, ist zu jeder Zeit realitätsfremd gewesen. Auch ist die Vorstellung, das Gesinde sei größtenteils ein Leben lang bei einem Arbeitgeber geblieben, historisch widerlegt; und u.a. den Gerichtsstreitigkeiten um nicht gezahlte Löhne ist zu entnehmen, dass ein patriarchalisch-harmonisches Familienbild, der „freundliche und gemüthliche Begriff des ganzen Hauses“ reine Projektion ist. Ebenso ist eine weitere Annahme von Riehl, die weite Verbreitung der Mehrgenerationenfamilie unter einem Dach, widerlegt worden. Michael Mitterauer versucht sich an einer sehr differenzierten Darstellung von Familienstrukturen in der Frühen Neuzeit und kommt zu dem Schluss, dass er keine allgemeinen Aussagen treffen kann, da diese Strukturen immer dynamisch und nie statisch waren. Allein schon aufgrund der höheren Sterblichkeitsrate von verheirateten Frauen, die der nicht seltenen Gefahr, im Kindbett zu sterben ausgesetzt waren, ist das eigentlich keine überraschende Erkenntnis. Mitterauer attestiert der frühen Familienforschung ein „ausgeprägtes sozialpolitisches Interesse“, und bezeichnet Riehls Vorstellungen vormoderner Familienformen als „Rückprojektion von Wunschvorstellungen“.⁵¹

⁴⁷ Ebd., S. 5.

⁴⁸ Ebd., S. 147.

⁴⁹ Friedhelm Lövenich: *Verstaatlichte Sittlichkeit. Die konservative Konstruktion der Lebenswelt in Wilhelm Heinrich Riehls ‚Naturgeschichte des Volkes‘*, Opladen 1992, S. 79.

⁵⁰ Wilhelm Heinrich Riehl: *Wanderbuch*, Stuttgart 1869, S. 14, zit. in: Lövenich, *Sittlichkeit*, S. 79.

⁵¹ Michael Mitterauer: *Grundtypen europäischer Sozialformen. Haus und Gemeinde in vorindustriellen Gesellschaften*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, S. 35.

2.2 Otto Brunner

Hundert Jahre nach Riehl nahm der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Otto Brunner den Begriff des ganzen Hauses wieder auf. Er hatte sich eingehend mit der Ökonomik von Wolf Helmhard von Hohberg aus dem Jahr 1682 beschäftigt und versuchte infolgedessen dem Genre der Hausväterliteratur in der Geschichtswissenschaft mehr Geltung bzw. überhaupt positive Aufmerksamkeit zu verschaffen.⁵² Brunner verknüpft in seinem Aufsatz über das ganze Haus diesen Begriff mit der ökonomischen Theorie einer geschlossenen Hauswirtschaft. Er geht zwar davon aus, dass es keinen völlig autarken Haushalt geben kann, jedoch behauptet er:

„Auch in der modernen hochentwickelten Verkehrswirtschaft besitzt die Bauernwirtschaft im Gegensatz zu allen andern Wirtschaftsformen die Fähigkeit, sich aus der Marktverflechtung weitgehend zurückzuziehen, allerdings nie völlig und nur für einen begrenzten Zeitraum. Doch genügte diese Fähigkeit oft, um Wirtschaftskrisen, eine typische Erscheinung der modernen Verkehrswirtschaft, zu überstehen. [...] Auch heute noch, wenn auch in verschieden hohem Maße, dient die Bauernwirtschaft zuerst der Selbstversorgung.“⁵³

Vor dem Hintergrund der Kriegs- und Nachkriegserfahrungen der 1940/50er Jahre ist das ein nachvollziehbarer Gedanke. Doch nicht nur für Brunners Zeit ist das eine sozialromantische Vorstellung, auch für die Frühe Neuzeit trifft diese Aussage so pauschal nicht zu: Hans-Ulrich Wehler beschreibt plastisch die Abhängigkeit der Bauern von der Agrarkonjunktur, die sich vor allem in den Getreidepreisen spiegelte. Bei Missernten stiegen die Preise überproportional an, bei einem Ernteausfall von beispielsweise 20% konnte der Preis um 80%, bei einem Ausfall von 50% um 450% steigen.⁵⁴ Dies hatte zur Folge, dass große Gutsbetriebe ihre Ernte mit Gewinn verkaufen konnten, während die kleineren Bauernwirtschaften, die 70–80% der bäuerlichen Betriebe ausmachten, so wenig ernteten, dass sie große Verluste machten und Getreide sogar für den Eigenbedarf und neue Saat zu hohen Preisen dazukaufen und sich verschulden mussten, von steuerlichen Belastungen oder Frondiensten ganz abgesehen. Da diese Betriebe auch bei normalen Ernteerträgen schon am Rande des Existenzminimums wirtschafteten, waren viele von ihnen auf Nebenerwerb angewiesen, was sie meistens in die Abhängigkeit von sogenannten Verlegern brachte, die die im Haus erarbeiteten Produkte (hauptsächlich Textilien) abnahmen. Die Konjunkturschwankungen auf dem Getreidemarkt wirkten sich durch die exorbitant gestiegenen Lebensmittelpreise auf das Gewerbe und dementsprechend auch auf die Gewerbetreibenden aus, trafen den armen Teil der bäuerlichen Bevölkerung somit doppelt.⁵⁵ Von einer Subsistenzsicherung in Krisenzeiten kann also auch für Bauernwirtschaften nur in sehr bedingtem Maße ausgegangen werden.

Für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit hat Irmintraut Richarz anhand von Mikrostudien an Einnahmen und Ausgaben von Landsitzen detailliert nachgewiesen, dass diese Haushalte mit einem weit über die lokalen Regionen hinausreichenden Markt eng verknüpft waren.⁵⁶ Wehler setzt

⁵² Otto Brunner: *Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg (1612–1688)*, Salzburg 1949.

⁵³ Otto Brunner, Das ‚Ganze Haus‘, in: ders.: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Göttingen 1980 [1956], S. 103–127, S. 107. In der Folge hat sich in der vereinfachenden Nutzung des Begriffs die Vorstellung von Subsistenzwirtschaft durchgesetzt.

⁵⁴ Wehler bezieht sich hier auf den Statistiker Gregory King aus dem 17. Jahrhundert. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 1987, S. 78.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 79 f.

⁵⁶ Vgl. Irmintraut Richarz: *Herrschaftliche Haushalte in vorindustrieller Zeit im Weserraum*, Berlin 1971 und dies., *Oikos, Haus und Haushalt. Ursprung und Geschichte der Haushaltsökonomik*, Göttingen 1991, S. 43ff. Wehler bezieht sich in seiner These vom ‚ganzen Haus‘ als „Legende“ in seiner *Gesellschaftsgeschichte* S. 81f. auf ihre Forschungsergebnisse.

die Zeit, seit der Bauernhaushalte auf Marktabsatz und Überschussproduktion hin wirtschafteten, mit dem 13./14. Jahrhundert an.⁵⁷ Hinzu kommt, dass die Haushalte nicht nur in die Vermarktung ihrer Produkte eingebunden waren, sondern neben den Naturalabgaben an die Herrschaft im Normalfall auch andere Personen mit alimentierten, wie Verwalter, Geistliche, Soldaten und Gelehrte.⁵⁸ Außerdem waren sie nicht nur von konjunkturellen Schwankungen abhängig, sondern lagerten auch schon früh Produktionsprozesse wie einzelne Schritte bei der Verarbeitung von Textilien oder handwerkliche Arbeiten aus dem Haushalt aus.

„Wenn auch die Einbeziehung der Haushalte in die Marktwirtschaft in Abhängigkeit von ihrem Status, ihrem Einkommen und ihrer Verkehrslage recht unterschiedlich war und wenn Teilbereiche, wie zum Beispiel die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln, ‚autark‘ sein konnten, so ist die These, dass Haushalte einen selbstgenügsam-autonomen Mikrokosmos darstellten, dennoch nicht haltbar.“⁵⁹

Im Gegenteil sieht Richarz gerade diese Haushalte als die Quelle für die Entwicklung einer arbeitsteiligen Verkehrsgesellschaft, während Brunner den Eindruck einer plötzlichen und totalen Zerstörung der alten Gesellschaft durch die Industrielle Revolution vermittelt.

Brunner möchte in seinem Artikel über das ‚ganze Haus‘ die Herkunft des Wortes „Wirtschaft“ bzw. „Ökonomie“ klären und erläutern, dass die moderne Nationalökonomie nichts mit dem alten Wort Ökonomie zu tun hat, sondern aus der Chrematistik entwickelt wurde. Um dies zu verdeutlichen, gebraucht er den Begriff des ganzen Hauses und weitet ihn auf die gesamte ökonomische Literatur seit Aristoteles aus. Dabei übersieht er den historischen Kontext von Aristoteles’ Definition vom geschlossenen Oikos, die, wie Iris Därmann aufzeigt, für eine funktionierende Polis und gegen die Macht des Oikos geschrieben wurde. Aristoteles entwirft ein Konzept des Oikos, dessen Interessen und Verwandtschaftsbeziehungen die regierende Polis nicht korrumpieren sollten, also ein von der Polis getrenntes und darum geschlossenes Konzept.⁶⁰ Brunner hingegen stellt die These auf, das Konzept des ganzen Hauses ließe sich in der Literatur von der Antike über die europäischen ökonomischen Schriften bis zur Hausväterliteratur finden:

„Die alteuropäische Ökonomik ist die Lehre von der ‚Wirtschaft‘ im bäuerlichen Sinn, vom ‚ganzen Hause‘. Was seit den Griechen im europäischen Denken theoretisch erfaßt wird, ist eine sehr viel weiter verbreitete Denkweise, die der Grundform aller Bauernkulturen entspricht: Das Haus, die Wirtschaft ist das grundlegende Sozialgebilde aller bäuerlichen und bäuerlich-adeligen Kulturen.“⁶¹

Gibt Brunner zunächst vor, eine Ideengeschichte schreiben zu wollen, verknüpft er diese jedoch unausgesetzt mit historischen Aussagen: „Halten wir uns vor Augen, daß diese Sozialform der ‚Wirtschaft‘, des ‚ganzen Hauses‘ unter agrarischen Verhältnissen praktisch allein vorhanden war, da auch die adelige Daseinsform nur eine erweiterte großbäuerliche Wirtschaft darstellte.“⁶² Brunner liest hier die Hausväterliteratur als realistische Schilderung der zeitgenössischen Situation: Er betrachtet das ‚ganze Haus‘ „als eine reale Sozialform der ländlichen Gesellschaft. [...] Brunner [sah] in diesen Prinzipien eine Beschreibung der Realität, und zwar nicht nur der adeli-

⁵⁷ Wehler, Gesellschaftsgeschichte, S. 79.

⁵⁸ Gray, Ökologie, S. 132.

⁵⁹ Irmintraut Richarz: Das ökonomisch autarke ‚Ganze Haus‘ – eine Legende?, in: Trude Ehlert (Hrsg.): *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit*, Wiesbaden 1997, S. 269–279, S. 275. Richarz wiederum reagiert mit diesem Titel auf Wehler.

⁶⁰ Auch die Hauskonzepte von Platon und Xenophon (wenn auch alle in unterschiedlicher Art und Weise) analysiert sie in diesem Zusammenhang als politisch motivierte Stellungnahmen gegen den Oikos und für die Polis. Därmann, Kulturtheorien, S. 122 und 124. Der Bezug auf Aristoteles findet sich schon bei Riehl, Familie, S. 131.

⁶¹ Brunner, Das ‚Ganze Haus‘, S. 107.

⁶² Ebd., S. 109.

gen, sondern vor allem der bäuerlichen Wirtschaft [...].“⁶³ Der undifferenzierte Umgang Brunners mit der Sozialgeschichte wird hier insofern deutlich, als er die bäuerlichen (und wie bei Wehler gesehen, sehr armen) Wirtschaften zumindest der Struktur nach mit den adeligen Großbetrieben gleichsetzt, für die der Großteil der Hausväterliteratur geschrieben war, vor allem die Ökonomik von Hohberg, mit der Brunner sich auseinandergesetzt hatte.

Dynamik und Mobilität vs. Statik

Die Zusammensetzung der Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses war um einiges dynamischer als von Brunner und Riehl vermutet – sei es durch Geburten, Todesfälle, Scheidungen oder Neuverheiratungen, durch die vorübergehende Aufnahme von ledigen Familienmitgliedern, von Paten- oder Waisenkindern, sei es durch die Vermietung von Räumen an Inwohner, die eine von der vermietenden Familie unabhängige Ökonomie führten oder durch den Wechsel des Gesindes, das eben nicht sein Leben lang bei einer Familie blieb, sondern entweder von einem Arbeitgeber zum nächsten zog oder für die das Bedienstetendasein eine Übergangszeit bis zur eigenen Familiengründung darstellte.⁶⁴ In der Familienforschung tritt die Problematik zutage, wie der Untersuchungsgegenstand ‚Familie‘ überhaupt definiert werden kann. Um den Unterschied zur modernen Kleinfamilie fassen zu können, wurde die Definition auf den Haushalt ausgeweitet, bzw. darauf hingewiesen, dass der Begriff ‚Familie‘ aus dem Französischen übernommen wurde und sich in der deutschen Sprache erst im 18. Jahrhundert etablierte.⁶⁵ Vorher habe, so Brunner, das ‚Haus‘ die Familienkonstellation umschrieben. Diese ideologische Bedeutung erhält es allerdings erst mit der Reformation.⁶⁶ Mitterauer plädiert dafür,

„Familie als eine real zusammenlebende Gruppe [...] nicht von genealogischen Beziehungen, sondern von funktionalen Zusammenhängen her zu fassen [...]. Gemeinsame Arbeit und gemeinsame Gestaltung der Freizeit, Essen an einem Tisch und Schlafen unter einem Dach, [...] das erscheinen die entscheidenden Kriterien für die Zurechnung zum Familienverband.“⁶⁷

Er schlägt hierfür den Begriff ‚Hausgemeinschaft‘ oder ‚Haushaltsfamilie‘ vor.⁶⁸ Diese Definition lässt allerdings das Haus geschlossen erscheinen, auch wenn Mitterauer die Fluktuation der Hausgenossen und die Dynamik von Familienstrukturen betont. Mit diesem Konzept werden externe Verwandtschaftsbeziehungen unterschätzt, ebenso Nachbarschaftsbeziehungen. Aus zahlreichen Gerichtsprotokollen wird aber die große Rolle, die nicht im Haus lebende Verwandte und Nachbarn im sozialen Gefüge spielen, ersichtlich. Auch die Schlussfolgerung, das Gesinde habe zur Familie gehört, da es mit im Haus wohnte, wie bei Riehl gesehen, ist ein Trugschluss – schon in den Hauslehren des Mittelalters überwiegt das Misstrauen gegenüber dem Gesinde,⁶⁹ und spätestens bei Germershausen wird deutlich, dass das Gesinde auf gar keinen Fall mit dem besitzen-

⁶³ Werner Troßbach: Das ‚ganze Haus‘ – Basiskategorie für das Verständnis der ländlichen Gesellschaft deutscher Territorien in der Frühen Neuzeit?, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 129 (1993), S. 277–314, S. 279. Troßbach zeichnet in seinem Artikel sehr nachvollziehbar die Etappen der Geschichtsforschung nach, die sich mit den Kategorien ‚Haus‘, ‚Familie‘, ‚Haushalt‘ beschäftigen.

⁶⁴ Werner Troßbach: Beharrung und Wandel ‚als Argument‘. Bauern in der Agrargeschichte des 18. Jahrhunderts, in: ders., Clemens Zimmermann (Hrsg.): *Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven*, Stuttgart 1998, S. 107–136, S. 114: In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint das Gesinde noch eher eine Alterskategorie zu bilden, während sich das im Laufe des Jahrhunderts ändert und es mehr und mehr die Merkmale einer sozialen Schicht annimmt. Gewöhnlich wurde ein Dienstvertrag für ein Jahr geschlossen und von Jahr zu Jahr verlängert oder nicht.

⁶⁵ Vgl. Michael Mitterauer, Reinhard Sieder: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*, München 1977, S. 27.

⁶⁶ Troßbach, Das ‚ganze Haus‘, S. 290.

⁶⁷ Michael Mitterauer: Familie und Arbeitsorganisation in städtischen Gesellschaften des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.): *Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt*, Köln/Wien 1984, S. 1–36, S. 7.

⁶⁸ Vgl. Mitterauer/Sieder: *Patriarchat*, S. 27–31.

⁶⁹ Trude Ehlert: Die Rolle von „Hausherr“ und „Hausfrau“ in der spätmittelalterlichen volkssprachlichen Ökonomik, in: Ehlert, *Haushalt*, S. 154–166, S. 163.

den Ehepaar an einem Tisch gegessen hat, da es für diese beiden Bereiche schon vollständig getrennte Kochbücher gab.⁷⁰ Im Übrigen steht schon in den mittelalterlichen Hauslehren, dass der Hausherr den Knechten nicht zu gutes Essen zukommen lassen soll, da verwöhnte Knechte ungehorsam würden.⁷¹

Germershausen verwendet das Wort ‚Familie‘ nicht. 1794 als moderner Begriff in das preußische Allgemeine Landrecht aufgenommen, ist ‚Familie‘ zunächst nur ein Sammelbegriff, „um die Vieldeutigkeiten, die sich hinter dem Hausstand anmeldeten, umzubenennen“.⁷² Gerade Eltern und Kinder werden genauer als „häusliche Gesellschaft“,⁷³ eben nicht als Familie bezeichnet. Trotzdem stecke dahinter eine politische Absicht: Der Staat wollte auf die einzelnen Personen des Haushaltes besseren steuerlichen Zugriff haben, weswegen die einzelnen Familienmitglieder ebenso wie das Gesinde individualisiert und ihre Beziehungen untereinander gesetzlich normiert werden sollten. Der juristische Sprachgebrauch benötigte möglichst eindeutige Formulierungen, daher wurde auf den Begriff des Hausstandes verzichtet und der Begriff der Familie eingeführt.

Der Begriff des ganzen Hauses befördert die Vorstellung, ein Hof sei grundsätzlich immer über mehrere Generationen im Besitz der gleichen Familie, aber auch das ist eine eingeschränkte Sichtweise. Die Mobilität nicht nur der Wanderarbeiter_innen und Tagelöhner_innen, sondern auch der Bauern und Bäuerinnen (als Pächter, Heuerlinge oder Migranten) war hoch, was vor allem an Besitz- und Erbschaftsstrukturen lag.⁷⁴ Wenn der Hof den Bauern gehörte und sie ihn weitervererben konnten, wurde das Land je nach Rechtslage unter den Erben aufgeteilt (Realteilung), oder es ging an den ältesten oder jüngsten Sohn oder Tochter (Anerbenrecht). Die nicht-erbenden Geschwister mussten entweder, sofern das Geld vorhanden war, ein Stück Land pachten, sich einen neuen Beruf suchen oder sich als Mägde oder Knechte auf anderen Höfen verdingen. Insofern war auch die soziale Fluktuation größer als in Brunners statischem Modell. Die leer ausgehenden Erben stiegen meistens auf der sozialen Leiter ab, einige konnten jedoch, Männer wie Frauen, durch Heirat aufsteigen.⁷⁵ Doch nicht nur die Klein- und Mittelbauern waren, was die Ortsgebundenheit anging, mobiler als angenommen, auch die adeligen und bürgerlichen Grundbesitzer hielten nicht über Jahrhunderte am Familienbesitz fest; Gutshöfe und Land entwickelten sich im 18. Jahrhundert sogar zu einer Ware, mit der spekuliert wurde.⁷⁶

2.3 Der hartnäckige Erfolg des ganzen Hauses

Die folgende Behauptung Brunners erntete die meiste Kritik in den Arbeiten, die sich kritisch mit dem ganzen Haus auseinandersetzen: „Das Bauerntum bildete von seiner Entstehung im Neolithikum bis ins 19. Jahrhundert das Fundament der europäischen Sozialstruktur und wurde in diesen Jahrtausenden vom Strukturwandel der politischen Formen der Oberschichten in seiner Sub-

⁷⁰ In mehreren Grundrissen aus Hausväterliteratur zu unterschiedlichen Zeiten sind sogar zwei Küchen eingezeichnet – eine Gesinde- und eine herrschaftliche Küche. Vgl. Heinrich Schmidlin: *Arbeit und Stellung der Frau in der Landgutswirtschaft der Hausväter*, Heidelberg 1941, S. 22.

⁷¹ Ehlert, Hausherr, S. 157.

⁷² Koselleck, *Auflösung*, S. 469. Das ALR musste viele verschiedene Rechtsordnungen miteinander vereinen.

⁷³ Siehe ebd., S. 471.

⁷⁴ Vgl. Troßbach, *Beharrung und Wandel*, S. 135f.

⁷⁵ Vgl. Barbara Krug-Richter: Agrargeschichte der frühen Neuzeit in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. Anmerkungen zu einem Forschungsdesiderat, in: Troßbach/Zimmermann: *Agrargeschichte*, S. 33–55, S. 37f. Erst im 19. Jahrhundert hatte sich im Bürgertum (und davon ausgehend in den anderen Schichten ebenso) die Norm etabliert darauf zu achten, dass die Ehepartner bei einer Heirat von gleicher Herkunft und gleichem Vermögen waren.

⁷⁶ Schiller, *Rittergut*, S. 260f.

stanz wenig berührt.⁷⁷ Der Eindruck eines gegen Erneuerungen eingestellten, sturen, beharren-den Bauerntums ergibt sich vor allem durch die Klagen bürgerlicher Agrarreformer der Aufklä-rung. Brunner und Riehl stützen ihre Thesen auf normative Quellen wie zum Beispiel die Hausli-teratur, auf Aussagen enttäuschter bürgerlicher Zeitgenossen und die eigene Anschauung. Die historische Forschung hat mithilfe der Praktiken der Mikrogeschichte ab den 1960er Jahren eine Menge an Quellen erschlossen, die früheren Historiker_innen nicht zur Verfügung gestanden ha-ben oder die als uninteressant galten – Gerichtsprotokolle, Egodokumente wie Briefwechsel oder Tagebücher, Kirchenbücher, Inventare, Leichenpredigten. Aus dieser kleinteiligen Arbeit konn-ten frühere Annahmen widerlegt werden, und doch hielten sich die Kernelemente von Brunners und Riehls Theorien hartnäckig: die vermeintlich von Marktstrukturen kaum beeinflusste Wirt-schaftsform des ganzen Hauses, das Gesinde als zur Familie gehörig, die Mehrgenerationenfami-lie unter einem Dach. Bis heute wird der Begriff des ganzen Hauses unkritisch angeführt, bei-spielsweise in der Einleitung zum Ausstellungskatalog *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle*: „Der vormoderne Haushalt war eine ganzheitlich verfaßte kleine Wirtschaftseinheit. Das ‚Ganze Haus‘ und sein Drumherum bildeten für die meisten Menschen den Mittelpunkt der Welt – von der Wiege bis zur Bahre. Der enge Kreis des Oikos wurde selten verlassen.“⁷⁸ Hier wird Brunners ideengeschichtliche Gleichsetzung von Oikos und ganzem Haus unhinterfragt übernommen und als historische Wahrheit präsentiert. Sogar in wissenschaftlichen Publikationen wird teilweise oh-ne Berücksichtigung der neueren Forschung auf Brunner zurückgegriffen.⁷⁹ Auch die Funktion der Hausliteratur hat sich durch Brunner sozusagen verkehrt herum verfestigt. Peter Münch bei-spielsweise behauptet in seiner Studie über die Genese bürgerlicher Tugenden: „Den Typ des Oi-kos, des ‚ganzen Hauses‘, der von der Antike bis ins 18. Jahrhundert hinein die Sozialverhältnisse Alteuropas unverwechselbar geprägt hat, begleitete schon früh eine spezifische Hausliteratur, in welcher die gesamte ‚Hauswirtschaft‘ einschließlich der Sozialverhältnisse behandelt war.“⁸⁰ Die Hausliteratur wird hier nicht als normierende Idealvorstellung, sondern als Realität beschreiben-des Dokument dargestellt.

Doch der Erfolg des Begriffes des ganzen Hauses verwundert nicht nur angesichts der histori-schen Ungenauigkeit, sondern auch in Anbetracht der Tendenziösität von Brunners Text. Denn Brunner hat seine Thesen fast ebenso polemisch wie Riehl formuliert. Unverhohlen negative Be-grifflichkeiten kennzeichnen seine Sprache: So „verkümmert“ die Ökonomik und „stirbt ab“,⁸¹ er spricht vom „Zerfall des ‚ganzen Hauses‘“⁸² und vom Zusammenbruch der Adelswelt, die er mit der Idee des ganzen Hauses identifiziert.⁸³ Die Moderne scheint wie bei Riehl die Ursache allen Übels zu sein. Dieser tendenziöse Kontext wird in der Rezeption, die den Begriff dankbar aufge-nommen hat, nicht mehr wahrgenommen. Er hat in der Folge eine eigene, von Brunners Text losgelöste Karriere gemacht: „Zauberworte haben es an sich, dass sie oft ziemlich flott und eklek-

⁷⁷ Brunner, Das ‚Ganze Haus‘, S. 107. Vgl. bspw. Därmann, Kulturtheorien, S. 136; Claudia Opitz: Neue Wege der Sozialge-schichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚ganzen Hauses‘, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), S. 88–98, S. 96; Trobbach, Das ‚ganze Haus‘, S. 279; ders., Beharrung und Wandel, S. 107.

⁷⁸ Michael Andritzky: Einleitung, in: *Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, Gießen 1992, S. 8–16, S. 8. Der Katalog *Geschmackssache* des Museums für Volkskunde Berlin, der eine Ausstellung über Kochbücher begleitete, rekurriert ebenfalls unkritisch auf Brunner und seinen Begriff. Heidi Müller: Haus-väterliteratur, in: *Geschmackssache. Kochbücher aus dem Museum für Volkskunde*, herausgegeben von Sabine Verk, Berlin 1995, S. 8–10, S. 8.

⁷⁹ Vgl. bspw. Peter Blickle, *Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne*, München 2008, der geradezu eine Lobeshymne auf Otto Brunner singt, vgl. S. 23, und ebenfalls daran festhält, dass die Lebensumstände der frühen Neuzeit in den Ökonomiken ge-spiegelt würden, vgl. S. 28ff.

⁸⁰ Paul Münch: *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung ‚bürgerlicher Tugenden‘*, München 1984, S. 23.

⁸¹ Brunner, Das ‚Ganze Haus‘, S. 119.

⁸² Ebd., S. 110.

⁸³ Ebd., S. 117.

tizistisch verwendet werden.⁸⁴ Valentin Groebner vermutet den hartnäckigen Erfolg des Begriffes außerdem darin, dass Otto Brunner ein Wort gefunden habe, „das einen komplexen Sachverhalt in einer kurzen und griffigen Formel zusammenzufassen scheint.“⁸⁵ Joachim Eibach sieht den Erfolg des Begriffes u.a. auch in der Assoziation mit „heiler Vollständigkeit und verllorener Ganzheitlichkeit“⁸⁶, die in der restaurativen Stimmung der 1950er Jahre attraktiv erschienen. Gegen Brunners stabiles, unveränderliches, geschlossenes ‚ganzes Haus‘ haben Historiker_innen in jüngerer Zeit einen Begriff des „offenen Hauses“⁸⁷ zu prägen versucht. Groebner z.B. schlägt in diesem Sinne den flexibleren Begriff des „Hausrates“ als historische Kategorie vor, statt sich auf das (ganze) Haus zu beziehen.⁸⁸

Herrschaftsstrukturen

Wäre Brunners Nähe zum Nationalsozialismus nicht bekannt, würde seine unbekümmert unkommentierte und häufige Zitierung von Schriften aus dieser Zeit verwundern, ebenso die völlige Auslassung dieses Zeitabschnitts aus seinem Text.⁸⁹ In diesem Zusammenhang scheint auch der Zeitpunkt der Beschäftigung mit der Ökonomik Hohbergs passend (die Publikation erscheint 1949), bietet das Thema doch ein scheinbar ideologiefreies Rückzugsgebiet nach 1945. Im Gegensatz zu anderen Brunner-kritischen Autoren, die seine wissenschaftliche Tätigkeit während des Nationalsozialismus zwar erwähnen, aber im Bezug auf den Aufsatz über das ‚ganze Haus‘ nicht näher darauf eingehen, bringt Därmann diese ganz konkret miteinander in Verbindung, indem sie nach Brunners Motivation für die Erfindung des ganzen Hauses und seine Verherrlichung des Hausherrn fragt.⁹⁰ Diesen setzt Brunner zur Ehrenrettung der Position des ‚Hausvaters‘ mit dem *oikodespotes* von Aristoteles gleich:

„Alle Abhängigkeitsverhältnisse im Haus sind auf den Hausherrn bezogen, der als der leitende Kopf aus ihnen überhaupt erst ein Ganzes schafft. Dazu befähigt ist nur der Mann, der nach Aristoteles allein alle dazu notwendigen Tugenden besitzt. Das Haus (Oikos) ist also ein Ganzes, das auf der Ungleichartigkeit seiner Glieder beruht, die durch den leitenden Geist des Herrn zu einer Einheit zusammengefügt werden. Hier eröffnet sich der wahre Sinn des Wortes ‚Hausvater‘, das so harmlos biederemännisch klingt, namentlich, wenn von der oft verspotteten ‚Hausväterliteratur‘ die Rede ist.“⁹¹

Ganz im Gegensatz zur negativen Begrifflichkeit vom „zerstörten“ ganzen Haus sind die Begriffe, mit denen Brunner die Herrschaft des Hausherrn beschreibt, durchweg positiv: „Wirtschaft gehört zu Wirt, das ursprünglich nicht nur den ‚planvollen Erzeuger und Verwender der Güter‘ bezeichnet, sondern soviel wie ‚Pfleger‘ heißt, ein Wort, das zu Pflicht, pflegen, sich für jemanden

⁸⁴ Valentin Groebner: Außer Haus. Otto Brunner und die ‚alteuropäische Ökonomik‘, in: *GWU* 46 (1995), S. 69–80, S. 72f.

⁸⁵ Ebd., S. 69.

⁸⁶ Joachim Eibach: Das offene Haus, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 38/4 (2011), S. 621–664, S. 636.

⁸⁷ Siehe Eibach, ebd., der sich u.a. mit Nachbarschaftsstrukturen beschäftigt. Auch Inken Schmidt-Voges legt Nachdruck auf die Bedeutung von Nachbarschaft für die Stabilisierung der sozialen Ordnung. Inken Schmidt-Voges, Nachbarn im Haus. Grenzüberschreitungen und Friedewahrung in der ‚guten Nachbarschaft‘, in: Christine Roll (Hrsg.): *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Schriftenreihe Frühneuzeit-Impulse, Bd. 1, Köln 2010, S. 413–427, S. 415.

⁸⁸ Groebner, Außer Haus, S. 75. In der Praxis sehen kann man diese Idee in Andrea Hauser: *Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen 1994.

⁸⁹ Brunner stand wegen seiner Methoden und seiner ideologischen Ausrichtung schon früher in der Kritik, vgl. bspw. Robert Jütte, Zwischen Ständestaat und Austrofaschismus. Der Beitrag O. Brunners zur Geschichtsschreibung, in: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte* 13 (1984), S. 337–362. Jütte analysiert nicht nur Brunners Tätigkeit während der Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch seine Vorkriegsschriften, die schon entsprechende Tendenzen aufweisen. Den Ruf nach Hamburg 1954 erhielt Brunner, nachdem er seine alten Schriften von völkischem Wortschatz gesäubert hatte.

⁹⁰ Därmann, Kulturtheorien, S. 138. Troßbach beispielsweise widmet dem Thema nur eine, wenn auch ausführliche, offenbar später eingeschobene Fußnote in *Das ‚ganze Haus‘*, S. 289, Fn. 44a).

⁹¹ Brunner, Das ‚Ganze Haus‘, S. 112.

einsetzen, gehört, das den Schutz üben, sorgenden Inhaber des Hauses, den Hausherrn, Hausvater bezeichnet.“⁹² War es eigentlich darum gegangen, das in der Theorie die Einheit ‚Haus‘ die Basis der gesellschaftlichen Organisation bereitstellt, ist es bei Brunner doch das Individuum, der Hausherr; sonst herrscht das Chaos. Tatsächlich scheinen die Abhängigkeitsverhältnisse im Haus nicht so einseitig gewesen zu sein. Abgesehen davon, dass die verschiedenen Familienmitglieder bzw. Mitbewohner_innen eigene Ökonomien entwickeln konnten, hing z.B. Barbara Krug-Richter zufolge das Machtverhältnis des Ehepaares untereinander stärker von dem jeweiligen Vermögen ab, das in die Ehe eingebracht wurde, als von Geschlechterverhältnissen.⁹³ Seine romantisch erklärte Position des Hausvaters führt Brunner noch weiter aus: „In einer Welt, die ein mehr oder minder großes Maß von Eigenmacht, Selbsthilfe, kennt, bedarf es einer Herrschaftsgewalt des Hausherrn, die die im Frieden des Hauses lebenden Leute schützt und für sie haftet. Daher besitzt der Hausherr [...] ein weitgehendes Züchtigungsrecht über seine Leute, auch über das Gesinde.“⁹⁴ Diese Schönschreibung legitimer Gewalt wird geradezu unheimlich, denkt man an Brunners Position während des Nationalsozialismus. Auch die Annexion Österreichs durch Hitler wurde von ihm, wie Robert Jütte darlegt, in eine „Heimkehr Südostdeutschlands in den ‚Schutz und Schirm‘ des Reiches umgemünzt.“⁹⁵ So schreibt Därmann folgerichtig:

„Das ‚ganze Haus‘ kann [...] nicht anders denn als eine heillose Verdoppelung und verweigerte Analyse angesehen werden, der verweigerten Analyse nämlich jener gewalttätigen Gründung einer Gesellschaft als geschlossener Volks-, Tötungs- und Todesgemeinschaft, die nach ihrem Führer rief, um auf die kritische Funktion und feminine Dimension von Gesellschaft zu verzichten.“⁹⁶

Häuser-Gesellschaft

Troßbach ist der Meinung, der Begriff ‚Haus‘ sei „gründlich von den emphatischen Konnotationen entrümpelt [worden], mit denen Riehl und auch noch Brunner die empirische Analyse blockiert hatten“, ⁹⁷ danach habe Mitterauer wieder an Riehl anknüpfen können, indem er Mobilität statt Stabilität zum Merkmal des Hauses gemacht habe. Abgesehen davon, dass inzwischen ausreichend belegt wurde, dass der Begriff des ‚ganzen Hauses‘ durch die historische Forschung überholt ist – obwohl die Kritik an Riehl und Brunner m. E. in den meisten Beiträgen viel zu zurückhaltend war – ist auch der Begriff des Hauses an sich nicht von seiner Statik zu trennen: Ein Haus wird naturgemäß im ersten Moment mit einem befestigten, oft steinernen Haus assoziiert. Es muss statisch und stabil sein, sonst würde es seine Funktion nicht erfüllen. Das ‚Ganze‘ des Hauses verstärkt diesen Eindruck, suggeriert doch Vollständigkeit etwas Abgeschlossenes, Fertiges, Unveränderbares. Was aber wäre ein alternativer Begriff, um vormoderne Strukturen zu cha-

⁹² Ebd., S. 106.

⁹³ Krug-Richter, *Agrargeschichte*, S. 38. Sie bezieht sich hier u.a. auf Untersuchungen und Schlussfolgerungen von David Sabean: *Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1990. Vgl. auch Hauser, *Dinge*.

⁹⁴ Brunner, *Das ‚Ganze Haus‘*, S. 108.

⁹⁵ Jütte, *Ständestaat*, S. 260. Der Autor zitiert den Begriff aus einem Artikel Brunners über die Angliederung Österreichs: Otto Brunner: Österreichs Weg zum Großdeutschen Reich, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 2, 1938, S. 519–528, 528. Zu einer kritischen Besprechung von Brunners Hauptwerk, *Land und Herrschaft* von 1939 siehe Gadi Algazi, Otto Brunner – ‚Konkrete Ordnung‘ und Sprache der Zeit, in: Peter Schöttler (Hrsg.): *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. 1918–1945*, Frankfurt am Main 1997, S. 166–203.

⁹⁶ Därmann, *Kulturtheorien*, S. 140. Der Streit um Brunner setzt sich bis heute fort: Auf einer Tagung im November 2015 versuchte der Historiker Reinhard Blänkner, Brunners Verdienst für die Begriffsgeschichte darzustellen und schoss in seiner Apologie einigermaßen über das Ziel hinaus. ‚Der Brunner von nach 45‘ sei mit ‚dem vor 45‘ nicht zu vergleichen; jener sei kein rückwärtsgewandter Utopist, sondern ein melancholischer Alteuropäer gewesen; die Kritik an Brunner tat Brückner als Polemiken ab und die Bemerkung des Historikers Hans Rosenberg, ‚Brunner sei ein herausragender Historiker unserer Zeit‘, galt ihm als Reinwaschung von der NS-Zeit, da Rosenberg schließlich jüdischer Emigrant gewesen sei. Reinhard Blänkner: *‚Ganzes Haus‘ und Unbebaute Moderne*, Vortrag auf der Tagung *Begriffsgeschichte und die Epochenwellen der Moderne* am ZfL Berlin, 18.–19. November 2015.

⁹⁷ Troßbach, *Wandel*, S. 113.

rakterisieren? Das offene Haus im Gegensatz zum geschlossenen Haus thematisiert Nachbarschaftsbeziehungen und die Fluktuation seiner Bewohner_innen, ist aber nur in Abgrenzung zum ganzen Haus zu verstehen und daher ungeeignet. Der Begriff des Hausrates konnte sich ebenfalls nicht gegen das ganze Haus durchsetzen, da er zwar einen wichtigen, den beweglichen und den Haushalt konstituierenden Teil, aber eben nur diesen einen materiellen Teil des Hauses benennt. Därmann schlägt den Begriff der ‚Häuser-Gesellschaft‘ vor, den sie von Lévi-Strauss entleiht.⁹⁸ Hier bilden die Häuser (und die Nennung der Mehrzahl macht schon einen großen Unterschied) bzw. die Haushalte die die Gesellschaft konstituierenden Elemente (im Gegensatz zum individuellen Menschen). Gleichzeitig impliziert der Begriff eine ähnliche Durchlässigkeit wie das offene Haus, indem er die sich darin bewegenden Menschen, nämlich das Geflecht von Beziehungen, Verpflichtungen, Normen und Freiheiten einer sich ständig verändernden Gesellschaft, mit einbeziehen kann. Damit behielte das ‚Haus‘ als historische Kategorie seine Geltung, verliert aber den monolithischen Charakter, den es bei Brunner erhalten hat.

3. Hausväterliteratur

Die ‚Frau‘ war in Riehls ‚ganzem Haus‘ noch sehr präsent. Wenn auch nur als unterwürfiges Mitglied dieses Hauses, ist sie schließlich doch die intendierte, zu belehrende Adressatin. Ohne sie existiert das Haus gar nicht. Bei Brunner kommt sie hingegen kaum noch vor, er konzentriert sich ganz auf den Hausherrn.⁹⁹ Dass die Hausväterliteratur aber, obwohl die Hausmutter nicht immer im Titel erwähnt wird, nicht nur für den Hausvater, sondern immer für das dem Haus vorstehende Ehepaar geschrieben wurde, hat nicht erst Julius Hoffmann konstatiert.¹⁰⁰ Schon die Studie *Arbeit und Stellung der Frau in der Landgutswirtschaft der Hausväter* von Heinrich Schmidlin aus dem Jahr 1941 untersucht in verschiedenen Hauptwerken der Hausväterliteratur die der Frau zugeschriebenen Aufgabenbereiche.¹⁰¹ Trotzdem fällt auf, dass in der frühen Rezeption der Hausväterliteratur die Rolle der Frauen oft unter den Tisch fällt.

Der Begriff ‚Hausväterliteratur‘ taucht zum ersten Mal 1865 bei dem Agrarhistoriker Carl Fraas auf.¹⁰² Der Begriff ist pejorativ gemeint; allerdings scheint der Autor insgesamt keine gute Meinung von den Protagonisten seines Forschungsgebietes zu haben, denn schon der erste Satz seiner *Geschichte der Land- und Forstwirtschaft* lautet: „So sehr es uns gefallen mag, wenn die Deutschen eine Nation von Denkern genannt werden, so müssen wir uns doch gestehen, dass es mit dem Denkvermögen von wenigstens der Hälfte unserer Landsleute, und zwar der Landbebauer und Viehzüchter insbesondere, noch schlecht genug steht.“¹⁰³ Als Agrarhistoriker kritisiert er die vielfältigen Zweige, die die Hausväterliteratur neben der Landwirtschaft mit berücksichtigt, vor allem die nicht auf dem Stand seiner eigenen Zeit befindlichen medizinischen und ackerbaulichen Rat-

⁹⁸ Därmann, Kulturtheorien, S. 115–119, 134f. Siehe dazu auch Nacim Ghanbari, *Das Haus. Eine deutsche Literaturgeschichte 1850–1926*, Berlin 2011, S. 25–31.

⁹⁹ Das bringt Eibach ebenfalls in einen Zusammenhang mit der restaurativen Stimmung nach 1945, da durch die Kriegssituation auch die Geschlechterordnung ins Wanken geraten sei, die es zu stabilisieren galt, „weswegen eine historische Harmonisierung des Patriarchats bei Ausklammerung der Rolle von Frauen willkommen war.“ Eibach, *Das offene Haus*, S. 636.

¹⁰⁰ Julius Hoffmann: *Die ‚Hausväterliteratur‘ und die ‚Predigten über den christlichen Hausstand‘. Lehre vom Hause und Bildung für das häusliche Leben im 16., 17. und 18. Jahrhundert*, Weinheim/Berlin 1959, S. 65. Siehe auch Opitz, *Neue Wege*.

¹⁰¹ Schmidlin, *Arbeit*. Auch wenn diese Publikation während der Hochzeit des Nationalsozialismus erschienen ist, kommt sie (im Gegensatz zu Brunner) gänzlich ohne Herrschaftsbegriffe aus. Die Rolle der Frau wird weder pejorativ beschrieben, noch glorifiziert. Auf diese Studie komme ich im dritten Teil der Arbeit zurück.

¹⁰² Vgl. Carl Fraas: *Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 1865, S. 72.

¹⁰³ Ebd., S. V.

schläge. Zumindest gesteht er den Büchern zu, dass sich in ihnen „Goldkörner der Erfahrung“¹⁰⁴ finden ließen.

Die Gattung der Hausväterliteratur lässt sich historisch nicht scharf eingrenzen, normalerweise wird sie in der Zeit von 1600 bis 1750 oder 1800 angesetzt. Damit zeigt sich schon ein Problem der Zuordnung – im größten Teil der Sekundärliteratur wird Germershausens *Hausmutter* als letzte Publikation der Hausväterliteratur genannt, obwohl er anschließend noch einen *Hausvater* geschrieben hat, der unerwähnt bleibt.¹⁰⁵ Andere Autoren nennen die Mitte des 18. Jahrhunderts als Endpunkt, weil sich Anfang des Jahrhunderts die Inhalte der Hausväterliteratur änderten und die moralischen Inhalte zurücktraten, die sie als konstituierend für das Genre ansehen.¹⁰⁶ Sie reiht sich als deutschsprachige Variante in die alteuropäische Ökonomik ein, die nach den mittelalterlichen auf Latein verfassten Fürstenspiegeln in verschiedenen europäischen Ländern entstand: in der jeweiligen Volkssprache hauptsächlich von Bürgern verfasste Ökonomiken, die sich mit Landwirtschaft, Besitz- und Erbschaftsfragen, Handel, Gewerbe, Gewinn, Geldverkehr, Haushalt und anderen Themen beschäftigten. Die ersten im 13. Jahrhundert entstandenen europäischen Ökonomiken waren vielfach Kompilationen aus Übersetzungen antiker griechischer Oikoliteratur, vor allem von Aristoteles, Pseudo-Aristoteles und Xenophon. Dieses Material lag teilweise nicht mehr im Original vor, es hatte einen Umweg über arabische, persische und hebräische Übersetzungen genommen, die ins Latein übertragen wurden und so wieder nach Europa gelangten.¹⁰⁷ Die römischen Agrarschriftsteller wurden zwar ebenfalls in den mittelalterlichen Ökonomiken zitiert, in größerem Maße aber erst rezipiert, nachdem 1472 in Venedig eine Druckausgabe der *Scriptores de re rustica* erschienen war.

Die mittelalterlichen Autoren beschränkten sich nicht auf das reine Wiedergeben der antiken Schriften, sondern passten sie den Zeitumständen an und fügten teilweise neue Themen hinzu. Nach Richarz reagierten sie auf einen Wachstumsschub der Bevölkerung, der die landwirtschaftliche Produktion vor neue Herausforderungen stellte: „Mit Rodungen, Nah- und Fernsiedlung, der Intensivierung der Landwirtschaft, der Spezialisierung und Entfaltung einer arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft und damit verbundener höherer Produktivität konnte die Nahrungsgrundlage für die zunehmende Zahl von Menschen erweitert und gesichert werden.“¹⁰⁸ Deutschsprachige landwirtschaftliche Literatur entstand erst verhältnismäßig spät im Vergleich zu anderen europäischen Ländern. Hier wuchs die Bevölkerung erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts „über den Nahrungsspielraum hinaus“¹⁰⁹: Der Pastor Martin Grosser veröffentlichte seine Schrift *Kurtze und gar einfeltige anleytung zu der Landwirtschaft* 1590, die *Vorwerkswirtschaft* von Abraham Thumbshirn entstand um 1570.¹¹⁰

¹⁰⁴ Ebd., S. 76. Brunner wird in diesem Zusammenhang das Verdienst zugeschrieben, die Hausväterliteratur als literarische Quelle überhaupt wieder ernst genommen und aus der Versenkung geholt zu haben.

¹⁰⁵ Hier zeigt sich die wechselhafte Schwerpunktsetzung der historischen Zunft: Wird in der Literatur des 20. Jahrhunderts der *Hausvater* von Germershausen nicht erwähnt, taucht er sehr wohl in Max Güntz: *Handbuch der landwirtschaftlichen Litteratur*, Leipzig 1897 auf, in dem wiederum die *Hausmutter* keine Beachtung findet.

¹⁰⁶ Vgl. bspw. Kurt Lindner: Das Hausbuch des Johann Coler. Druckgeschichte und Bibliographie, in: Elisabeth Geck, Guido Pressler (Hrsg.): *Festschrift für Claus Nissen zum siebenzigsten Geburtstag 2. September 1971*, Wiesbaden 1973, S. 503–564, S. 512, der die Hausväterliteratur als eine „seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr lebensfähige [...] Literaturgattung“ bezeichnet.

¹⁰⁷ Vgl. Richarz, *Oikos*, S. 31 und 46.

¹⁰⁸ Ebd., S. 43. Für einen detaillierten Überblick über die einzelnen Schriften der alteuropäischen Ökonomik nach Ländern unterteilt siehe ebd. S. 43–135.

¹⁰⁹ Ebd., S. 137. Im gleichen Zeitraum wurden auch agrarische Schriften aus anderen europäischen Ländern ins Deutsche übersetzt und publiziert.

¹¹⁰ Diese Schrift wurde erst 1616 für den Druck bearbeitet und veröffentlicht. Thumbshirn war Hofmeister bei Anna von Sachsen, die eine umfangreiche Korrespondenz mit ihren Domänenverwaltern führte und auf deren Anstoß die Schrift zurückgeht, vgl. Ursula Schlude: Naturwissen und Schriftlichkeit. Warum eine Fürstin des 16. Jahrhunderts nicht auf den Mont Ventoux steigt und die Natur exakter begreift als die ‚philologischen‘ Landwirte, in: Sophie Ruppel, Aline Steinbrecher (Hrsg.): *Die Natur ist über-*

3.1 Tächlich Brot

Das Aufkommen der Hausväterliteratur lässt sich nicht allein mit dem Wunsch nach Nahrungssicherheit für eine gewachsene Bevölkerung erklären. Nötig war auch eine veränderte Einstellung zur Landwirtschaft. Bis ins 16. Jahrhundert befassten sich (in den deutschsprachigen Ländern) ausschließlich die Bauern damit. „Die anderen Stände betrachteten die landwirtschaftliche Arbeit etwa so, wie man noch bis in die jüngste Zeit die Hausfrauenarbeit ansah: als unentbehrlich, mühselig, völlig uninteressant und kaum der Verbesserung fähig.“¹¹¹ Für die Veränderung der Einstellung zur Landwirtschaft im 16. Jahrhundert nennt die Agrarhistorikerin Gertrud Schröder-Lembke mehrere Gründe. Zunächst gab die Übersetzung und Publikation römischer Agrarliteratur – Cato, Varro und Columella – unter humanistischen Gelehrten den Anstoß, die eigene Landwirtschaft überhaupt als Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung in Betracht zu ziehen. Gleichzeitig trug die Reformation dazu bei, das häusliche und bäuerliche Leben aufzuwerten. Luther bekräftigte diese Denkweise 1529 mit der Einführung der sogenannten Haustafel, einer Sammlung neutestamentarischer Sprüche, in den *Kleinen Katechismus*. Diese Bibelzitate beschäftigen sich mit Herrschaftsverhältnissen im Allgemeinen wie im Haus, was als Verhaltensvorgabe von den Hausvaterschriftstellern aufgegriffen und ausgeweitet wurde.¹¹²

Eine Erklärung für das Zusammenfließen der Haus- und Agrarlehren und deren Erweiterung um soziale Regeln des Zusammenlebens in der Hausväterliteratur findet Richarz in der katechetischen Erläuterung des Begriffs ‚tächlich Brot‘, unter dem Luther „alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, [als] Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherrn, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen“, versteht.¹¹³ Bei den Begriffen Nahrung und Nothdurft geht es also um mehr als die Existenzgrundlage und die Erhaltung derselben; es scheint um das gute bzw. angemessene Leben aus der Perspektive des Hausherrn bzw. des herrschenden Ehepaares zu gehen, wenn zum täglichen Brot Besitz, frommes Gesinde und gutes Wetter gehören (schlechtes Wetter kann sich als lebensbedrohlich erweisen, wenn es z.B. die Ernte ruiniert oder Blitzeinschläge Feuer verursachen).¹¹⁴ „Im Kontext einer solchen Sicht war es sinnvoll, sich nicht nur auf die Vermittlung von Wissen für einen Teilbereich landwirtschaftlichen Haushalts zu beschränken, sondern das für das Dasein wichtige Wissen in einer umfassenden Weise zu vermitteln.“¹¹⁵

all bey uns‘. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009, S. 95–108, S. 102. Anna von Sachsen ging es um eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge, während Grosser betont, nur von den üblichen Vorgehensweisen berichten und nicht reformieren zu wollen. Grossers Schrift wird von Richarz mit 1570 datiert (Oikos, S. 137), von Schröder-Lembke mit 1590. Zu beiden Schriften siehe den Nachdruck mit einer Einleitung von Schröder-Lembke: Martin Grosser: *Anleitung zu der Landwirtschaft* / Abraham Thumbshirn: *Oeconomia. Zwei frühe deutsche Landwirtschaftsschriften*, hrsg. von Gertrud Schröder-Lembke, Stuttgart 1965.

¹¹¹ Gertrud Schröder-Lembke: Protestantische Pastoren als Landwirtschaftsreformer, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 27/1 (1979), S. 94–104, S. 94. Angesichts des mit der Elektrifizierung einsetzenden Schubs an innovativen technischen Geräten für den Haushalt und eines riesigen Marktes für Reinigungsmittel würde ich, was die Verbesserungsunfähigkeit der Hausarbeit angeht, dieser Aussage nicht zustimmen – schließlich rührt sogar der Name *Soap Opera* von der Reklame für Waschmittel her, die nachmittags in den Werbepausen im US-amerikanischen TV ausgestrahlt wurden – von architektonischen Überlegungen wie der *Frankfurter Küche* ganz abgesehen. Für unentbehrlich, mühselig und völlig uninteressant wird reproduktive Arbeit wohl allerdings bis heute angesehen.

¹¹² Sabine Krüger vermutet, dass das Einfügen der Haustafel in den Kleinen Katechismus von Justus Menius’ *Oeconomia christiana* inspiriert wurde. Vgl. Frühsorge, Einheit, S. 148f. Luther verfasste das Vorwort zu dieser Ökonomik, der ersten im deutschsprachigen Raum, sie erschien ebenfalls 1529. Vgl. Richarz, Oikos, S. 105.

¹¹³ Luther, Der Kleine Katechismus, 3.975; *Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe*, Weimar 2001, Bd. 6, S. 149.

¹¹⁴ Und die Aufführung von guten Freunden und getreuen Nachbarn unterstreicht das Angewiesensein auf ein soziales Umfeld, das in der Suggestion des Begriffs des ‚ganzen Hauses‘ als eines autarken Hauses unterschlagen wird.

¹¹⁵ Richarz, Oikos, S. 137f.

Die Ökonomiken ebenso wie die landwirtschaftliche Literatur veränderten sich stark durch die Verbindung mit den lutherschen Vorstellungen des Zusammenlebens. Die spätmittelalterlichen Hauslehren waren „vorwiegend praktisch orientiert, beinahe die moderne Ratgeberliteratur vorwegnehmend, auch satirische Töne sind verschiedentlich vertreten. Mit der Reformation verliert sich dieser leichte, fast spielerische Umgang, die Hauslehren werden in gleichem Maße gravitativ, wie das ‚Haus‘ staatstragend wird.“¹¹⁶ Werner Troßbach bezieht sich mit dem „spielerischen Umgang“ vermutlich hauptsächlich auf Wittenwilers *Ring*, eine Satire aus dem Jahr 1400, in die eine Haushaltslehre eingeflossen ist.¹¹⁷ Doch erstens handelt es sich in erster Linie um eine Satire und zweitens bildet diese Schrift eine Ausnahme. Es wird zum ersten Mal eine Ehe- mit einer Haushaltslehre verknüpft, wobei die Frauen um einiges klüger als die männlichen Bauerntölpel dargestellt werden und (wenn auch erst auf den zweiten Blick) die Gewinnerinnen des Streitgespräches sind. Auch das ist in den Haushalts- und Ehelehren eine Ausnahme, oder lässt auf ein anderes Textgenre wie den Schwank schließen. In den meisten Hauslehren wird auf der Überlegenheit des Mannes beharrt, und an die aristotelischen Herrschaftsverhältnisse aus der *Oikonomia* angeknüpft. Trotzdem behält Troßbach insofern recht, als mit der Reformation die christliche Komponente bzw. das richtige Leben nach christlichen Regeln stark an Gewicht gewinnt. Der landwirtschaftlichen Literatur wird in Verbindung mit den Hauslehren „der Kultus der Familie“¹¹⁸ aufgedrückt. Bei Luther bedeutet die Aufwertung der Familie tatsächlich zunächst die Aufwertung der Elternschaft: Der Herrschaftsanspruch des Hausstandes leitet sich aus dem Elternamt ab, nicht aus dem des Hausvaters, wie Schorn-Schütte in ihrer Untersuchung der Rolle der Pfarrfrau beschreibt. Am Ende des 16. Jahrhunderts kam es zu einer „innerprotestantischen Intensivierung hierarchischer Strukturen“¹¹⁹, so dass auch die Ehe hierarchischer gewertet wurde und es zu einer Abwertung der Rolle der Ehefrau kam.

Den größten Schritt zur Entstehung der Hausväterliteratur sieht Schröder-Lembke in der Tatsache, dass evangelische Geistliche, vor allem Landgeistliche, sich nicht wie die katholischen durch die Kirche finanzieren konnten. Sie erhielten zwar Beiträge ihrer Gemeindemitglieder, waren aber zusätzlich auf die Erträge der von ihnen bewohnten und auch bewirtschafteten Pfarrländereien oder Verpachtungen angewiesen.¹²⁰ Ihre Erfahrungen auf dem Land verglichen die humanistisch gebildeten Theologen mit den ihnen bekannten antiken Schriften und den Erfahrungen ihrer Nachbarn. Eine Situation, die man mit der Xenophons vergleichen könnte: Nachdem er aus politischen Gründen aus Athen verbannt wurde, lebte er von 389 bis 365 v.u.Z. auf seinem Landgut bei Olympia. Richarz vermutet, dass „die erzwungene Tätigkeit Xenophons in der Haus- und Landwirtschaft [...] dann wahrscheinlich zur Entstehung des ‚Oikonomikos‘“ führte.¹²¹ Die Pastoren, die nicht ausgebildeten neuen Landwirte, waren allerdings nicht nur Produzenten der ersten Hausväterliteratur, sondern auch intendiertes Zielpublikum, da sie meistens aus einem eher städtischen Umfeld kamen und eine rein geistige Ausbildung hatten.¹²²

¹¹⁶ Troßbach, Das ‚ganze Haus‘, S. 290.

¹¹⁷ Zum *Ring* siehe bspw. Michael Dallapiazza: Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen, in: Ehlert, Haushalt, S. 167–180.

¹¹⁸ Vgl. Gertrud Schröder-Lembke: Die Hausväterliteratur als agrargeschichtliche Quelle, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 1 (1953), S. 109–119, S. 113f.; Fraas äußert sich schon so in seiner *Agrargeschichte*, S. 85.

¹¹⁹ Louise Schorn-Schütte: „Gefährtin“ und „Mitregentin“. Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrfrau in der Frühen Neuzeit, in: Heide Wunder, Christina Vanja (Hrsg.): *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1993, S. 109–153, S. 117. Zu gleichen Erkenntnissen kommt auch die Studie von Lydal Roper, die die Veränderung von Machtstrukturen in städtischen handwerklichen Haushalten in der Reformation untersucht. Lydal Roper: *Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation*, Frankfurt am Main/New York 1995.

¹²⁰ Vgl. Schröder-Lembke: Pastoren, S. 94f. und Schorn-Schütte, ‚Gefährtin‘, S. 146.

¹²¹ Richarz, Oikos, S. 19.

¹²² Vgl. Philip Hahn: *Das Haus im Buch. Konzeption, Publikationsgeschichte und Leserschaft der ‚Oeconomia‘ Johann Colers*, Epfendorf 2013, S. 64f.: Diese Situation wird bei Grosser und Coler plastisch beschrieben.

In dieser Situation einer ganz pragmatischen Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis ist auch die Aussteigerliteratur der 1970er Jahre, die den Hippies Anleitungen für das Leben auf dem Land geben wollten, zu sehen. Sie wurde größtenteils von Männern geschrieben, die vorher anderen Berufen nachgegangen und das Schreiben gewöhnt waren.¹²³ Sie sind in der Regel nicht auf dem Land aufgewachsen und mussten sich diese Tätigkeiten neu aneignen. In allen diesen Büchern scheint es eine Faszination für Dinge zu geben, die für andere ganz alltäglich und nicht der Rede wert wären.

3.2 Johann Colers *Hausbuch*

Die erste Publikation, die zum Genre der Hausväterliteratur gezählt wird, stammt von Johann Coler (1566–1639), der über Jahrzehnte gesammelte und niedergeschriebene landwirtschaftliche Berichte seines Vaters Jacob Coler (1537–1612) zwischen 1591 und 1606 veröffentlichte.¹²⁴ Jacob Coler war vor seiner Berufung als Professor der Theologie als protestantischer Pastor tätig und bewirtschaftete verschiedene Pfarrhufe in Schlesien. In der Landwirtschaft unerfahren, scheiterte er daran, die römischen Agraranleitungen in die Tat umzusetzen und erkundete in der Folge das Wissen der einheimischen Bauern, das den antiken Schriften vielfach widersprach, wie sein Sohn in der Vorrede zur ersten Publikation beschreibt:

„Darumb auch mein Vater / nachdem er Varronem, Catonem, Columellam, Palladium vnd andere / die de re rustica geschrieben / fleissig durchsehen / vnd sich ihren præceptis nach verhalten wollen / im mehrern theil gefeilet / aber hernachmalen / da er mit Bawren / Scheffern / Gertnern / Weinmeistern / vnd andern vmbgangen / vnd dieselbigen gehöret vnd ausgeforschet / hat er in vielen dingen gar ein anders befunden / als in diesen Autoribus gemeldet wird. Derentwegen er auch letztlich dieselben Scribenten verlassen / vnd mit denen Leuten conferiret vnd von ihnen mannichs erfahren vnd gelernet / das man in keinen Büchern leichtlich finden wird.“¹²⁵



Abb. 1 Johann Coler: *Calendarium Perpetuum* und *Oeconomia oder Hausbuch* (1603)

¹²³ Vgl. bspw. Jacques Massacrier, der mit 40 sein Leben als Art Director aufgab und auf einen Bauernhof auf Ibiza zog, um „ab-seits unserer industrialisierten Konsumgesellschaft – ein anderes, besseres Leben“ zu leben: Jacques Massacrier: *Handbuch für Lebenskünstler*, Bern 1974 (Klappentext).

¹²⁴ Johann Coler: *Oeconomia oder Hausbuch*. Das Werk besteht aus einem *Calendarium Perpetuum* mit Arbeitsanweisungen für jeden Monat, dessen erster Teil 1591 erschien. Dieser immerwährende Kalender klammert das *Hausbuch* gleichsam ein, dessen sechs Teile (insgesamt 20 Bücher) zwischen 1593 und 1601 erschienen, der zweite Teil des Kalenders wurde 1606 publiziert, alle in Wittenberg. Zu Coler siehe aktuell die umfangreiche und gründliche Dissertation Philip Hahns, *Das Haus im Buch*, vgl. Anm. 125.

¹²⁵ Coler, *Calendarium*, Wittenberg 1603, Vorrede, o.S.

Johann Coler publizierte nicht nur diese Zeugnisse seines Vaters und die Erfahrungen seiner Mutter,¹²⁶ sondern ließ auch Teile der römischen Literatur, zeitgenössische italienische und französische wie auch handschriftliche und gedruckte einheimische Wirtschaftsweisungen in sein *Hausbuch* einfließen – so z.B. Teile von Grossers Publikation und noch unpublizierte Schriften von Thumbshirn.¹²⁷ Coler wird ebenfalls zu diesen Begründern der deutschsprachigen landwirtschaftlichen Literatur gezählt, durch die Verknüpfung mit der Hauswirtschaft, den moralisch-christlichen Verhaltensanweisungen für die Hausbewohner_innen und den Anspruch auf Vollständigkeit aber vor allem als erster Autor der Hausväterliteratur betrachtet. In dieser Form ist das *Hausbuch* ein absolutes Novum, das phänomenalen Erfolg hatte: Philipp Hahn nennt es „einen der bedeutendsten Alltagsratgeber des 17. Jahrhunderts.“¹²⁸ Die Vermutung von Richarz und Lemke-Schröder, er habe eigene Erfahrungen der von ihm selbst bewirtschafteten Pfarrhufen einfließen lassen,¹²⁹ ist fragwürdig, da er seine erste Pfarrstelle auf dem Land erst 1601 in Mecklenburg einnahm, in dem Jahr, in dem schon der letzte Teil des *Hausbuches* erschien. Selbst hier blieb er nur zwei Jahre lang, bevor er wieder in eine Stadt umzog. Auch die Pfarre seines Vaters bewohnte er nur bis zu seinem neunten Lebensjahr, anschließend zog die Familie nach Berlin.¹³⁰ Eher wird er vermutlich während seiner Zeit als Hauslehrer in Anstellungen auf verschiedenen adeligen Landgütern, vor und nach einem abgebrochenen Medizinstudium, mit dem Führen von großen Haushalten in Kontakt gekommen sein. Somit hat er weniger eigene Erfahrungen, als die seiner Mitmenschen gesammelt. Nachdem der erste Teil seines Werkes herausgekommen war (er war zu dieser Zeit 25 Jahre alt) absolvierte Coler zunächst ein Jurastudium und anschließend ein Theologiestudium.

Die Publikationsgeschichte ist aufgrund der vielen Nachdrucke und unterschiedlichen Zusammenstellungen für Gesamtausgaben mit jeweils leicht veränderten Titeln unübersichtlich, die Forschungen von Kurt Lindner und Philipp Hahn haben aber ergeben, dass es insgesamt 51 Teilausgaben und 15 Gesamtausgaben (diese im Zeitraum von 1609 bis 1692) gegeben hat.¹³¹ Bevor ab 1666 innerhalb weniger Jahre mehrere neue Werke auf der Bildfläche erschienen, dominierte Colers *Hausbuch* über lange Zeit diese von ihm begründete Gattung, was vor allem mit den Zuständen während des Dreißigjährigen Krieges und der nachfolgenden Situation erklärt wird, da während dieser Zeit u.a. auch die Buchproduktion stagnierte. Nun aber brach die „Blütezeit der Hausväterliteratur“¹³² an, und ebenso zahl- wie umfangreiche neue Werke erschienen. Schrieben die protestantischen Pastoren wie Grosser und Coler hauptsächlich für mittelgroße Gehöfte, hatten andere Autoren ein adeliges Zielpublikum mit weitläufigen Besitzungen vor Augen, wie z.B. Thumbshirn, Hohberg und Münchhausen, die selbst adelig waren. Schröder-Lembke erklärt auch dieses mit soziologischen Veränderungen:

¹²⁶ Vgl. Hahn, Haus, S. 26 und 71f.

¹²⁷ Coler gab die Texte wortwörtlich, ohne Nennung der Autoren wieder, was auch zu dieser Zeit als Plagiat angesehen wurde. Für den Herausgeber von Thumbshirns Schrift, Caspar Jugel, ist das der wichtigste Grund, ihn zu publizieren und damit posthum Thumbshirns Ehre zu retten. Schröder-Lembke vermutet, dass Grosser und Coler sich gekannt und Schriften ausgetauscht haben. Vgl. Schröder-Lembke: Die Genesis des Colerschen Hausbuches und die Frage seines Quellenwertes, in: Heinz Haushofer, Willi A. Boelcke (Hrsg.): *Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz*, Frankfurt am Main 1967, S. 121–129, S. 123f. Vor allem der zweite Teil des *Calendariums* setzt sich aus Texten zusammen, die nicht von Coler sind: neben dem Wirtschaftskalender von Thumbshirn eine *Bawren Haußhaltung* von Joachim Berlin von Bezend und ein Traumbuch des persischen Astrologen Albumasar. Vgl. Hahn, Haus, S. 30f. und 49f. Coler selbst wiederum empört sich über ein Plagiat seines *Calendariums* im Vorwort des 6. Teils aus dem Jahr 1615.

¹²⁸ Hahn, Haus, S. 13. Eine Tabelle mit Verkaufszahlen im Zeitraum von 1623–1638 findet sich auf S. 200.

¹²⁹ Vgl. Richarz, Oikos, S. 138 sowie Schröder-Lembke, Pastoren, S. 96.

¹³⁰ Vgl. Schröder-Lembke, Coler, S. 125.

¹³¹ Vgl. Lindner, Hausbuch, S. 503–564. Eine übersichtliche Tabelle zum Erscheinungsverlauf befindet sich auf Seite 508. Lindner kommt auf 14 Gesamtausgaben, Hahn auf 15, vgl. S. 13.

¹³² Lindner, Hausbuch, S. 512.

„Der Adel hatte durch das Aufkommen der Feuerwaffen und des Söldnerwesens seine traditionelle militärische Aufgabe weitgehend verloren. Die wirtschaftliche Krise des 15. Jahrhunderts hatte ihm den auf Rentenbezug gegründeten Lebensunterhalt stark geschmälert oder gar entzogen. Er wandte sich daher, vor allem in den nördlichen und östlichen Teilen des Reiches, vielfach der Bebauung und der Vergrößerung des eigenen Bodens zu: aus dem Grundherrschaft, der Abgaben von seinen Bauern bezog, sich aber um deren Arbeit nicht weiter kümmerte, wurde der Gutsherr, der selbst seine Landwirtschaft leitete.“¹³³

Die Autorin leitet hieraus das Bedürfnis nach schriftlichen Anleitungen ab, da die Adeligen nicht, wie die Landwirte, aus der Praxis und von mündlicher Überlieferung lernten. Für den Herausgeber von Thumbshirns Schrift ist dieses neben der Ehrenrettung seines Autors, nachdem dieser nicht nur von Coler plagiiert worden war, das wichtigste Argument für die Herausgabe des Buches:

„[...] daß ich nemlich den gemeinen Nutze und bevoraus jungen Haushältern von Adel damit dienen wollen, dann weil die mehrsten von Adel in ihrer Jugend nit zur Haushaltung, sondern entweder zum Studiren oder zum Kriegsachen gehalten, oder in frembde Länder, etwas zu erfahren, verschicket werden (welche Stücke alle löblich), so befindet es sich nochmals, daß dis Haushalten, wie gern sie auch wolten, ihnen nicht von Statten gehen wil.“¹³⁴

In der Praxis war das Lesepublikum nicht so strikt nach Stand und Konfession geteilt; auch in adeligen Bibliotheksnachlässen befanden sich Werke der protestantischen bürgerlichen Autoren, ebenso wie umgekehrt. Außerdem beschränkte sich weder der Adressaten- noch der Autorenkreis auf Protestanten, sondern weitete sich schnell auf katholische Leserschaften aus.¹³⁵ Colers *Hausbuch* lässt sich allerdings sowieso nicht einem speziellen Leserkreis zuordnen. Die verschiedenen Teile des Buches sind an jeweiliges Fachpublikum sowie Laien gerichtet, er verlor das städtische Zielpublikum nie aus den Augen und ab dem 5. Teil 1599 kam auch der Landadel als Zielgruppe hinzu.¹³⁶ Die ersten Auflagen wurden 18 Jahre lang auf billigem Papier im Quartformat gedruckt, spätere Auflagen teurer produziert und waren damit hochwertiger und kostspieliger. Vor allem die in der Folge entstehende Hausväterliteratur, die sich an adelige Großbetriebe wandte, wurde teilweise in großen Folianten mit Goldschnitt und zahlreichen Abbildungen versehen publiziert. So erfüllten die Bücher auch einen repräsentativen Zweck.

3.3 Anwachsend: Wunderbücher

Viele der posthumen Neuauflagen, nicht nur von Colers Werk, wurden von den Verlegern mit immer mehr Material angereichert, was Schröder-Lembke zu einer vernichtenden Kritik verleitet: die Nachdrucke nähmen „immer mehr an Geschwätzigkeit und Umständlichkeit [zu]. Der Umfang des Behandelten wächst, die Darstellung aber wird immer seichter. So ist das allgemeine Urteil über den Wert der Hausväterliteratur mit einigem Recht ziemlich negativ.“¹³⁷ Als Agrarhistorikerin hat Schröder-Lembke nur Verachtung übrig für alles, was nicht mit nüchterner landwirtschaftlicher Literatur zu tun hat. Das versammelte Wissen habe zwar den Horizont der Leserschaft enorm erweitert, andererseits „führte dieses Streben nach Vollständigkeit dazu, viele

¹³³ Schröder-Lembke, Einleitung, S. 1.

¹³⁴ Caspar Jugelis, Vorrede, ebd., S. 65.

¹³⁵ Hahn bspw. weist an den Besitzern des *Hausbuches* nach, dass es in verschiedenen sozialen Schichten sowie überkonfessionell verbreitet war. Dass die meisten erhaltenen Exemplare dem Klerus und dem Adel zuzuordnen sind, hält er für ein Phänomen der Überlieferung, da diese größere Chancen auf Erhaltung hatten, im Gegensatz zum Besitz städtischer Mittelschichten und bürgerlicher und großbäuerlicher ländlicher Kreise. Hahn, Haus, S. 387f.

¹³⁶ Ebd., S. 180.

¹³⁷ Schröder-Lembke, Hausväterliteratur, S. 110.

ererbte Irrtümer, abergläubische Vorstellungen und ungeprüft übernommene Rezepte für ‚Gartenkunststücke‘ und zauberische Heilmittel in die deutsche Landwirtschaftsliteratur einzuführen, die dann generationenlang immer weiter getragen worden sind.“¹³⁸ So z.B. der Glaube an den Einfluss des Mondkalenders auf die Saat- und Erntezeiten der angebauten Früchte, der aus der Antike stammt und von den humanistischen Gelehrten in die landwirtschaftliche Literatur übernommen wurde,¹³⁹ wobei die Einsaat regional unterschiedlich bei Vollmond, abnehmendem Mond oder Neumond vorgenommen werden sollte.¹⁴⁰

Coler bettet die Landwirtschaft in „das Beziehungsgeflecht der vier Elementarqualitäten und der Himmelskonstellation“¹⁴¹ ein, Hohberg hält die Mondphasen zumindest für die Ernte nicht mehr für so wichtig, und Münchhausen lehnt die kosmologische Verortung der Landwirtschaft als Aberglaube ab. Was als Aberglaube gilt und was nicht, ist zu allen Zeiten umstritten und ändert sich naturgemäß mit der Zeit: Coler beispielsweise nannte Abergläubisches „Narrenwerck“ und „Katzen-Glauben“¹⁴², trotzdem setzte er sich kritisch mit bäuerlichen ebenso wie gelehrten magischen Praktiken auseinander und überließ es oft den Lesern und Leserinnen, ob sie den Praktiken Glauben schenken wollten oder nicht. Deutlich abgelehnt hat Coler nur die Spruchmagie.¹⁴³ Obwohl in den posthumen Ausgaben schon viele der magischen Stellen gestrichen worden waren, wurde es beispielsweise von dem mecklenburgischen Herzog Gustav Adolf 1684 zu den Zauberbüchern gerechnet und verboten bzw. zur Vernichtung eingezogen.¹⁴⁴ Colers Vorschlag allerdings, Pflanzen mit Zimt, Blut und Quecksilber zu einem größeren Fruchtertrag zu verhelfen, macht die Skepsis in der Agrargeschichte nachvollziehbar.¹⁴⁵ Die Nachfrage nach Themen, die über Landwirtschaft und Haushaltsführung hinausgehen, bleibt groß – Thieme beispielsweise fügt seinem Hausbuch ein Wunderbuch an, Georg Andreas Böckler behandelt in seiner Ökonomik die Auslegung von Träumen, Chiromantie und Physiognomie.¹⁴⁶

Doch nicht nur um Wunderbücher und Zauberstücke wird die Hausväterliteratur erweitert. Richarz sieht den Zuwachs an Themen aus einer anderen Perspektive als die Agrarhistoriker_innen.¹⁴⁷ Im Kern bleiben die Inhalte in den folgenden Publikationen wie bei Coler, sie bewegen sich zwischen normativen Verhaltensanweisungen und konkreten Anleitungen für das alltägliche Leben. Diesen Anleitungen bleibt z.B. gleich, dass es neben den landwirtschaftlichen Themen wie Ackerbau und Viehzucht immer auch um Konservierung von Nahrungsmitteln geht und deren Gebrauch für medizinische Zwecke (Bierbrauen und Branntweinbrennen eingeschlossen).

¹³⁸ Schröder-Lembke, Pastoren, S. 96.

¹³⁹ Ebd., S. 97.

¹⁴⁰ Jörn Sieglerschmidt: Die virtuelle Landwirtschaft der Hausväterliteratur, in: Rolf Peter Sieferle, Helga Breuninger (Hrsg.): *Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte*, Frankfurt am Main/New York 1999, 223–254, S. 241.

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² Zitiert in Hahn, Haus, S. 240: Coler revidivius 1640, Teil 1, S. 137. Coler gibt hier eine Praktik wieder, Raupen aus dem Kohl zu vertreiben: Die Bauern würden sonntags einen mit Fett beschmierten Schuh auf das Feld werfen.

¹⁴³ Vgl. Hahn, Haus, S. 82f. Hahn beschäftigt sich ausführlich mit diesem Thema, ebenso mit den posthumen Streichungen, die durch die späteren Verleger auch in diesem Bereich vorgenommen wurden.

¹⁴⁴ Schröder-Lembke, Coler, S. 128. Ohne hier weiter auf dieses Thema eingehen zu wollen, kann solch ein Verbot natürlich auch andere Gründe gehabt haben – es könnte sich auch auf die Geheimschriften bezogen haben, die Coler im 6. Buch neben unsichtbarer Tinte vorstellt.

¹⁴⁵ Vgl. Fraas, Geschichte, S. 65.

¹⁴⁶ Sogar Richarz bewertet diese Ausweitung des Themenspektrums als negativ – es sei der Qualität seines Werks eher abträglich. Vgl. Richarz, Oikos, S. 169.

¹⁴⁷ Vgl. auch in größerem zeitlichen sowie internationalen Rahmen Irmintraut Richarz: Die Wissenschaft von Oikos, Haus und Haushalt im Kontext sich verändernder Lebensbedingungen, in: Uta Meier (Hrsg.): *Vom Oikos zum modernen Dienstleistungs Haushalt: Strukturwandel privater Haushaltsführung. Festschrift für Rosemarie von Schweitzer*, Frankfurt am Main/New York, 1997, S. 101–131.

Jedoch lassen sich im Laufe der Jahre an den Themenerweiterungen und Schwerpunktverschiebungen gesellschaftliche Veränderungen ablesen, auch wenn die Hausväterliteratur eine im Grunde konservative Literaturgattung ist. Bezieht sich bei Coler beispielsweise das Kapitel über den Gartenbau fast ausschließlich auf den Nutzgarten (mit der Ausnahme von Rosen, die bei den Obstbäumen besprochen werden), geht es bei dem Adligen Hohberg nicht nur um den Obst-, Küchen- und Arzneigarten, sondern auch um Blumen- und Ziergärten und deren Anlegung nach barocken Gestaltungsvorgaben. „Wasserlust“¹⁴⁸ und Pferdezzucht sind eher adelige Themen, während Bienen in allen Büchern ausgiebig behandelt werden, da Honig auch noch nach der Einfuhr von Rohrzucker ein wichtiges Süßungsmittel darstellte und das Wachs ebenfalls genutzt wurde.¹⁴⁹ Das Jagen war adeliges Privileg, weswegen das Waidwerk nur von den entsprechenden Autoren behandelt wird, die Seidenraupenzucht mit Herstellungsanleitungen für Seide und deren Weiterverarbeitung ist spätestens seit 1682 mit Hohbergs *Georgica* in vielen Büchern in Mode.

Mit der Grundfrage nach dem Aufbau des Gefüges der sozialen Hierarchie innerhalb eines Haushaltes, die sich mit den Positionen und sozialen Verhaltensweisen der Hausbewohner_innen auseinandersetzt, stellt Richarz zufolge die Hausväterliteratur „Orientierungswissen für die sich seit dem Mittelalter und der frühen Neuzeit langsam verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen“¹⁵⁰ bereit. Diese Interpretation ist sehr zurückhaltend in ihrer Wertung, schließlich geht es um die immer wieder betonte Festschreibung von patriarchalen Hierarchien innerhalb der Gesellschaft und des Hauses. Bezieht sich das zunächst auf Luthers Haustafel und Aristoteles, und beschränkt es sich zunächst auf kurze prägnante Sätze (bzw. auf das unkommentierte Voranstellen der lutherschen Haustafeln bei Coler¹⁵¹), weitet sich das Thema in der Folge aus. Bei Florinus 1702 gibt es weitreichende Überlegungen zum richtigen Verhalten der Eheleute untereinander, gleichzeitig aber auch einen großen Apparat, der sich mit Rechtsfragen beschäftigt und der von einem Juristen beigegeben wird.¹⁵² Der Architekt Böckler behandelt 1666 zum ersten Mal das Thema des Hausbaus, inklusive Materialbesprechungen, Grund- und Aufrissen; sein Werk ist weniger christlich motiviert als beispielsweise Hohbergs oder Florinus'. So lässt sich das Genre der Hausväterliteratur nicht eng vom Stoff her fassen. Es gravitiert um das Grundthema der Sicherung der Existenzgrundlage. Durch die ungewöhnliche Bodenhaftung stellt das Genre die vielleicht wichtigste Praxisliteratur dar, durch die sich auf das zeitgenössische Leserinteresse schließen lässt.¹⁵³

3.4 Von der jenseitigen zur diesseitigen Glückseligkeit

Dennoch lässt sich eine generelle Entwicklung feststellen. Waren die land- und hauswirtschaftlichen Schriften vor 1600 „noch weitgehend säkularen Charakters gewesen [...], so ist seit Coler ei-

¹⁴⁸ Richarz, *Oikos*, S. 148: Hohberg, *Georgica Curiosa*, Buch 11.

¹⁴⁹ Karin Kruse untersucht die Besprechung der Biene in der Hausväterliteratur in ökonomischer, naturkundlicher und metaphorischer Hinsicht: Karin Kruse, Die fleißige und nützliche Biene, in: dies., Maren Ermisch, Urte Stobbe (Hrsg.): *Ökologische Transformationen und literarische Repräsentationen*, Göttingen 2010, S. 59–95. Das Wissen über die Bestäubung von Blüten wurde erst 1793 bekannt und spielte noch keine Rolle, vgl. S. 83.

¹⁵⁰ Richarz, *Oikos*, S. 138.

¹⁵¹ Vgl. Hahn, Haus, S. 109: Coler lehnt es explizit ab, auf eine Ehelehre einzugehen, sondern will sich auf das Verhalten in der Wirtschaft konzentrieren.

¹⁵² Die Ökonomik stammt von dem Pfarrer Franz Philipp Florin, der drei Jahre vor der Veröffentlichung gestorben war, der Rechtsteil von dem Juristen Johann Christian Donauer.

¹⁵³ Hahn kritisiert die Genrebezeichnung aufgrund dieser Diversität. Das Bild der Hausväterliteratur bliebe trotz der Betonung ihrer Gemeinsamkeiten „recht diffus“. Hahn, Haus, S. 17. Ich bleibe bei der Genrebezeichnung, da bei dem Begriff der Ökonomik die deutsche Spezifik des moralisch-christlichen Rahmens verloren geht.

ne eindeutig religiös-moralische Prägung des Genres unverkennbar.“¹⁵⁴ Besteht ein Großteil von Colers diversen Vorworten in einer Verteidigung seines Stoffes gegen „Holhüpler“¹⁵⁵ und andere Kritiker, etablierte sich die Hausväterliteratur als festes Genre im 17. Jahrhundert, wobei die Argumentation für das Schaffen der Hausordnung bis ins 18. Jahrhundert hinein christlich blieb. Coler kam aus einer lutherischen Streittheologenfamilie,¹⁵⁶ er selbst begann sein Theologiestudium allerdings erst vier Jahre nach Erscheinen des ersten Teils des *Calendariums* und wurde erst im Jahr des Erscheinens des letzten Teils des *Hausbuches* praktizierender Pastor. Hahn weist nach, dass das *Hausbuch* im Laufe der Zeit (während der Neuauflagen zu Colers Lebzeiten) immer protestantischer wurde: Erst in der Neuauflage des ersten Teils des *Hausbuches* 1602 wird ein Blatt mit Luthers Haustafeln zugefügt; im Verlauf der nächsten Auflagen macht der Autor Politik für die lutherische Konfession und baut immer mehr geistliche Sprüche ein.¹⁵⁷ Die konfessionellen Äußerungen wurden in den posthumen Auflagen wieder herausgestrichen, um das Werk überkonfessionell verkaufen zu können, die christliche Komponente blieb aber bestehen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts jedoch lässt sich eine Tendenz ablesen, die stärker auf eine diesseitige Glückseligkeit gerichtet ist, statt auf das Jenseits. Das spiegelt sich in den Texten der Hausväterliteratur, aus der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die moralische Hauslehre Luthers als nicht mehr zeitgemäß verbannt wurde.¹⁵⁸ Es ging nun wieder expliziter um Produktionssteigerung statt vordergründig um Subsistenzwirtschaft.¹⁵⁹ Ist z.B. in der ersten Auflage der *Vollständigen Hauß- und Land-Bibliothec* von 1699 die „ewige und himmlische Glückseligkeit“ noch das Ziel, hat sich das in der zweiten Auflage von 1719 in das „zeitliche und irdische wol des Hausmanns“ verändert. Die christliche Grundhaltung ist nicht ganz entfallen, nimmt aber deutlich weniger Platz ein. Außerdem soll man das Erarbeitete genießen können, denn man „arbeitet nicht um der Arbeit / sondern um des Nutzens willen.“¹⁶⁰

Julius Bernhard von Rohr entwickelte in seinem *Vollständigen Haußwirthschafts-Buch* von 1722 ebenfalls neue Ansätze: Er verspricht seinen Leser_innen das Wissen, „wie man auf eine rechtmässige Art Geld und Gut erwerben, das Erworbene conservieren und klüglich ausgeben soll, zur Beförderung oder Erhaltung seiner zeitlichen Glückseligkeit“. ¹⁶¹ Rohr bezieht in seiner Ökonomik die Lehren der neu entstehenden Kameralwissenschaften mit ein und verlagert so den Schwerpunkt der Bestimmung des Hauswirtschaftens: „Der Erwerb von Geld und Gut ist nunmehr erster Zweck des Haushaltens.“¹⁶² Schon 1704 wirbt der *Kluge Hauß-Vater / Verständige Hauß-Mutter* im Untertitel mit sehr konkreten Angaben, wie man moralisch einwandfrei und schnell zu Geld kommen kann: „Inerhalb 24. Stunden zu erlernen / also / daß man mit Ersparung grosser Unkosten / solche Nahrung glücklich fortsetzen / sich vor Kranckheiten bewahren / auch vermittelt eines geringen Capitals von 365. Thl. jährlichen mit gutem Gewissen und ohne schändlichen Wucher 1000. Thl. profitiren könne.“¹⁶³

¹⁵⁴ Hahn, Haus, S. 364.

¹⁵⁵ Coler, *Calendarium*, Vorrede o.S.

¹⁵⁶ Hahn, Haus, S. 14. Sein Großvater war Lutheraner erster Stunde, ebd. S. 24.

¹⁵⁷ Ebd., S. 48f.

¹⁵⁸ Frühsorge, Einheit, S. 140f.

¹⁵⁹ Das ist etwas verkürzt dargestellt, auch bei Coler geht es um die Vermehrung des Vermögens, außerdem adressiert er neben vielen anderen auch die Kaufleute. Vgl. Hahn, Haus, S. 162. Allerdings wird das nicht ganz so deutlich auf dem Titelblatt angekündigt wie in den Publikationen des 18. Jahrhunderts.

¹⁶⁰ Richarz, Oikos, S. 178.

¹⁶¹ Ebd., S. 182.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Ebd., S. 193.



Abb. 2 Johann Joachim Becher: *Kluger Haus-Vater / Verständige Haus-Mutter* (1704)

Die Prioritäten Zeitmanagement und Profit finden sich hier ganz explizit auf dem Titelblatt, um den Käuferkreis zu erweitern. Damit setzt sich diese Schrift sehr vom sittlich-christlichen Impetus der Vorgänger ab und kommt den realen Interessen des Zielpublikums vermutlich sehr viel näher. Diese Ökonomik gilt als die im 18. Jahrhundert erfolgreichste. Der christlich-moralische Bezugsrahmen, den Coler politisch motiviert nachträglich in sein Werk eingefügt hat, löst sich am Anfang des 18. Jahrhunderts wieder auf. Moralische Richtlinien für die Adressaten treten übrigens nicht erst in der Hausväterliteratur als erster Fachliteratur auf, wie Michael Giesecke beschreibt: Der Meister im *Feuerwerkbuch* soll sich in Worten und Werken freundlich zeigen und sich vor Trunkenheit hüten. „Ähnliche Typisierungen der Leser finden sich in fast allen Fachbüchern, wobei die Beschreibung der vorausgesetzten moralischen Qualitäten im 16. Jahrhundert immer stärker hinter die fachlichen Qualitäten zurücktritt.“¹⁶⁴ Insofern belebte Coler ein älteres Phänomen neu (und stärker).

Dass die Hausväterliteratur die Existenz des ‚ganzen Hauses‘ suggeriert, ist durchaus nachvollziehbar. Auch die *Hausmutter* lässt die Autarkie des Haushaltes vermuten, gibt es doch Anleitungen für alles, was selbst hergestellt werden kann. Der Verkauf wird äußerst selten thematisiert,¹⁶⁵ Einkaufstipps beziehen sich vor allem auf exotische Gewürze. Die ökonomische Realität in Germershausens Dorf zeigt ein anderes Bild: Das königliche Vorwerk, bei dessen Bewirtschaf-

¹⁶⁴ Michael Giesecke: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt am Main 1991, S. 811, Fn. 231. Die moralischen Anforderungen sind eine Folge des Drucks, wie Susanne Plaumann darlegt: Zirkulierten die handschriftlichen Anweisungen als Gedächtnisstütze innerhalb eines überschaubaren Kreises, fiel mit der gedruckten Version die direkte soziale Kontrolle weg, sodass die moralischen Instruktionen zunahmen. Vgl. Susanne Plaumann: „Der maister sol auch kunden schreiben vn lesen“. Das *Feuerwerkbuch* von 1420, in: *Erst lesen – dann einschalten! Zur Geschichte der Gebrauchsanweisung*, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben von Joachim Kallinich, Clemens Schwender, Museum für Post und Kommunikation Berlin 1997, S. 54–60, S. 55.

¹⁶⁵ Z.B. gibt es einen Tipp für das Einpacken der Butter in einzelne Stücke für den Transport zum Markt – in warmen Monaten den Korb mit frischem Gras auslegen, die Butter bleibt so länger hart. Vgl. *Hausmutter*, Bd. 4, S. 282.

tung er half, war darauf ausgerichtet, möglichst hohe Erträge zu erzielen. Die Pacht wurde nicht in Naturalien, sondern in Geldbeträgen bezahlt.¹⁶⁶ Das gelang nur, indem die Agrarprodukte (Gerste, Roggen, Weizen, Stroh, Hafer, Heu und Flachs) erfolgreich vermarktet wurden. Andere Lebensmittel wurden nicht selbst hergestellt, sondern zugekauft, u.a. Butter, Fleisch, Bier und Essig. Nicht nur das Vorwerk, auch die Dorfbewohner mussten zunehmend ihre Produkte vermarkten, da es den neuen Pächtern ab 1764 zur Bedingung gemacht wurde, die Hand-, Spann- und Gesindedienste aller Untertanen in Dienstgeld umzuwandeln. Stattdessen sollten sie Tagelöhner einstellen, auf die der Staat besseren steuerlichen Zugriff hatte. Diese Tagelöhner waren größtenteils ehemalige Soldaten, die als Kolonisten am Rande des Dorfes angesiedelt wurden.¹⁶⁷

4. Ökonomische Aufklärung

Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern war die Landwirtschaft um 1700 in den deutschen Territorien von Rückständigkeit geprägt. Das lag vor allem an der politischen Situation der bäuerlichen Bevölkerung im Anschluss an den Dreißigjährigen Krieg. Hans-Ulrich Wehler skizziert grob die unterschiedlichen Agrarverfassungen östlich und westlich der Elbe, die sich aus den wirtschaftlichen Gegebenheiten entwickelt hatten: In Süd- und Westdeutschland gab es durch größere Städte oder gut erreichbare Lokalmärkte Absatzmöglichkeiten für die Bauern, sodass diese ihre Abgaben an die Territorialherren relativ früh als Steuern bzw. Feudalrenten zahlen konnten, während in den östlichen Gebieten eher von Großgrundbesitzern für den Außenhandel produziert wurde, sodass die örtlichen Bauern noch lange zu Arbeitsdiensten gezwungen wurden. Das wurde zu dieser Zeit ‚Erbuntertänigkeit‘ genannt, unterschied sich aber de facto nicht von der Leibeigenschaft: „Despotische Gesindeordnungen verschärften die rechtliche Bindung der Untertanen an das Gut, wie überhaupt auch der Ausbau der lokalen Junkerautokratien auch auf einer Arbeitskräftegarantie beruhte, die durch Machteinsatz und Rechtsverschlechterung erzwungen wurde.“¹⁶⁸ So oder so hatten die Bauern hohe Abgaben zu leisten und waren nicht in der Lage, großflächige Experimente zur Bodenverbesserung oder mit neuen Anbaufrüchten zu wagen. Gleichzeitig waren die Grundherren nicht an einer Veränderung des Systems interessiert, das für sie sehr gut funktionierte. So fruchteten selbst frühe Versuche, von obrigkeitlicher Seite in die landwirtschaftliche Produktion einzugreifen nur begrenzt, z.B. die Förderung von Obstbau oder Erlasse zum Umgang mit Holz.

In der Hausväterliteratur lässt sich die Stagnation in der Landwirtschaft während und nach dem Dreißigjährigen Krieg ablesen. Schröder-Lembke hat dazu die von Thumbshirn und Coler beschriebenen konkreten landwirtschaftlichen Maßnahmen mit denen der nach dem Dreißigjährigen Krieg erschienenen Hausväterliteratur verglichen. Sie erkennt in Colers Beschreibung der Fruchtfolgen beim Ackerbau „deutlich Vorformen der verbesserten Dreifelderwirtschaft“¹⁶⁹ mit Zwischenanbau von Erbsen und Wicken; je nach Bodenbedingungen schlägt er sogar eine flexible Vier- oder Fünffelderwirtschaft vor. Die Dreifelderwirtschaft war die seit dem Mittelalter übliche Anbaumethode, bei der nach einer bestimmten Fruchtfolge ein Drittel des Anbaufeldes brachliegt, damit sich der Boden für den Getreideanbau erholen kann. Meistens wurde die Brache als Weide für das Vieh genutzt, wodurch gleichzeitig Dünger für dieses Feld anfiel. Bei der ver-

¹⁶⁶ Im Pachtvertrag aus dem Jahr 1764 1077 Reichstaler jährlich, vgl. Gray, *Ökologie*, S. 138. Das erklärt vielleicht den Druck, dem der nachfolgende Pächter nicht standhielt, wie Germershausen leicht verächtlich anmerkt, vgl. weiter oben, S. 10.

¹⁶⁷ Das war Teil der preußischen Finanz- und Wirtschaftspolitik dieser Zeit, in deren Verlauf mehr als 100.000 Kolonisten in den königlichen Provinzen angesiedelt wurden. Gray, *Ökologie*, S. 137.

¹⁶⁸ Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, S. 74.

¹⁶⁹ Schröder-Lembke, *Hausväterliteratur*, S. 116.

besserten Dreifelderwirtschaft wird ein Zwischenanbau eingeführt, die sogenannte Gründüngung, die den Boden zwischen Ernte und erneuter Getreidesaat mit Stickstoff und anderen Mineralien versorgt, von Unkraut freihält und verhindert, dass Regen die vorhandenen Nährstoffe aus dem Boden auswäscht. Diese besteht vor allem aus Hülsenfrüchten, den Leguminosen. Der bei Coler um 1600 beschriebene Viehbestand ist um einiges größer als üblicherweise im 18. Jahrhundert, denn die Leguminosen dienten gleichzeitig als Winterfütterung, so dass mehr Vieh im Stall über den Winter gebracht werden konnte, was gleichzeitig eine größere Menge an Dünger einbrachte.

In der von Schröder-Lembke untersuchten Hausväterliteratur ist der Leguminosenschlag vollständig verschwunden, Erbsen werden höchstens noch in kleinem Maße für die Küche angebaut.¹⁷⁰ War die Dreifelderwirtschaft in der frühen landwirtschaftlichen Literatur eine variable Möglichkeit, ist sie nach dem Dreißigjährigen Krieg zu einem in der Flurverfassung rechtlich festgelegten „starren System“¹⁷¹ geworden. Der sogenannte Flurzwang bestimmte, dass die vielfach durch das Erbrecht zersplitterten Felder in einer Gemeinde zusammengefasst gemeinschaftlich bearbeitet wurden, was den Nachteil hatte, dass eine sehr strikte Dreifelderwirtschaft herrschte und sich die Bauern nicht selbst je nach Bodenverfassung entscheiden konnten, wie sie ihre Felder bebauen wollten. Die Folge laut Schröder-Lembke: „Futterknappheit, Dungmangel, schlechte Korn- und Stroherträge ziehen einander nach und verstärken sich immer mehr. Und die starr gewordene Agrarverfassung macht es dem einzelnen unmöglich aus diesem *circulus vitiosus* herauszukommen.“¹⁷²

4.1 Landwirtschaft en vogue

Dass dieser Zustand sich langfristig auf die wirtschaftliche Gesamtsituation auswirkt, wird schließlich auch den Landesoberhäuptern klar. Nachdem sich die Wirtschaftspolitik des Merkantilismus fast ausschließlich auf die Förderung von Bergbau und Gewerbe (vornehmlich durch die Errichtung von Manufakturen auf dem Land) als wirtschaftsfördernde Maßnahmen konzentriert hatte, wandte sich die Aufmerksamkeit auch der Intensivierung landwirtschaftlicher Produkte zu. Über 150 Jahre nachdem sich bei den protestantischen Landgeistlichen und im Landadel Ende des 16. Jahrhunderts die Einstellung zur Landwirtschaft geändert hatte, wuchs auch in anderen Kreisen das Interesse. In den 1760er Jahren entstand in Frankreich die ökonomische Theorie des Physiokratismus, die in den Produkten der Landwirtschaft die alleinige Basis der Wirtschaft sieht. Spekulant*innen fanden in der Landwirtschaft ein neues Spielfeld, was von Zeitgenossen als ‚Agromanie‘ oder ‚fantasme agricole‘ bezeichnet wurde. Gleichzeitig herrschte eine geradezu romantische Begeisterung für das ländliche Volk beim Adel, was Marie Antoinette dazu brachte, Kühe zu füttern und zu melken, Georg III. von England sich als ‚Farmer George‘ inszenierte und der Dauphin beim Pflügen dargestellt wurde [Abb. 3].

¹⁷⁰ Sieglerschmidt widerlegt diese Annahme, indem er bei Hohberg und Florinus Leguminosen als Zwischenfrucht für die Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit vorfindet. Das scheint aber in der Flut der Hausväterliteratur eine Ausnahme zu sein. Sieglerschmidt, *Virtuelle Landwirtschaft*, S. 235.

¹⁷¹ Schröder-Lembke, *Hausväterliteratur*, S. 117.

¹⁷² Ebd., S. 118. Dass die Autorin den sozialen Aspekt dieser Art der Landwirtschaft nicht berücksichtigt, mag einerseits der Tatsache geschuldet sein, dass sie Agrarhistorikerin ist und ihr Feld ausschließlich die Ertragssteigerung der Landwirtschaft als positiv ansieht, andererseits den politischen Zeitumständen – 1953 könnte das ein Seitenhieb gegen die im Aufbau befindliche sozialistische Staatsstruktur der DDR gewesen sein. Die Autorin wechselte in diesem Jahr von der Universität Rostock nach Frankfurt am Main.



Abb. 3 Der Dauphin pflügt unter den Augen seines Vaters Ludwig XV. (1769)

Das Leitbild des Englischen Gartens löste die französische Gartenkunst ab und etablierte damit nicht nur die Einrichtung von Ruinen und exotischen Tempeln, sondern auch von ganzen Meierhöfen und Einsiedeleien, inklusive Eremit, in der fürstlichen Lustgartenanlage.¹⁷³ Reinhart Siegert beschreibt dieses Interesse plastisch als

„Syndrom von Zeiterscheinungen, das das Zeitinteresse am (Land-)Volk und seiner Leistung für das Gemeinwohl dokumentiert: die Savoyardenkostüme und Schäferspiele des Adels, die Projektemacherei wohlmeinender Stubenökonominnen, die Agromanie von kornpreisspekulierenden Stadtbürgern, die ‚Plusmacherei‘ der Kameralisten, die Begeisterung kultivierter Bürger und Adelliger für die ‚edlen Wilden‘ auch im eigenen Land, aber auch philosophienähere Strömungen wie Physiokratie, Philanthropie, Physikotheologie; die Naturbegeisterung und Sozialromantik der ‚Sturm- und Drang‘-Literatur [...]“¹⁷⁴

Aus heutiger Sicht scheint der verklärende Blick auf die Natur im Widerspruch zum utilitaristischen zu stehen, doch zeugen beide von einem für diese Stände neuen Interesse an der Natur und ihrer Nutzung. Tatsächlich gab es auch ganz existenzielle Anlässe, sich um eine ertragreichere Produktion der Landwirtschaft zu sorgen. Mit erneut beschleunigtem Bevölkerungswachstum stiegen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in vielen Regionen die Preise für Lebensmittel. Allein von 1750 bis 1800 wuchs die Bevölkerung in den deutschen Territorien von 16–18 Millionen auf 23–24 Millionen Menschen an, in manchen Regionen gab es einen Sprung von 100%.¹⁷⁵

¹⁷³ Siehe z.B. Alfred Hoffmann: Die Illustration von Gartenbüchern des 18. Jahrhunderts, in: *Die Buchillustration im 18. Jahrhundert*, hrsg. von der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster, Heidelberg 1980, S. 297–309, S. 305.

¹⁷⁴ Reinhart Siebert: Volksbildung im 18. Jahrhundert, in: Notker Hammerstein, Ulrich Herrmann (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 2, 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München 2005, S. 443–483, S. 455.

¹⁷⁵ Wehler, Gesellschaftsgeschichte, S. 69. Für Brandenburg und Potsdam, Germershausens Heimat, ergibt sich in den Jahren 1769 bis 1798 ein Bevölkerungswachstum von 121% bzw. 117%, vgl. Rolf Straubel: Das fridericianische Potsdam – eine wirtschaftlich prosperierende Stadt?, in: Peter-Michael Hahn, Kristina Hübener, Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Potsdam: märkische Kleinstadt – europäische Residenz. Reminiszenzen einer tausendjährigen Geschichte*, Berlin 1995, S. 159–179, S. 160. Das war auch Folge der Siedlungspolitik Friedrich II, siehe weiter oben, Anm. 167.

Hungerkrisen aufgrund von Missernten suchten die Länder vor allem von 1739 bis 1741, nach dem Siebenjährigen Krieg 1763 und erneut von 1770 bis 1772 heim.

In England hatten staatlich geleitete Agrarreformen schon Ende des Spätmittelalters, in den Vereinigten Niederlanden in der Frühen Neuzeit zu einer enormen Verbesserung des ökonomischen Wohlstands geführt, was darauf schließen ließe, der Physiokratismus habe seine Berechtigung, die Agrarwirtschaft als die einzig produktive anzuerkennen. Die Theorie entstand als Reaktion auf die einseitige Förderung des Gewerbezweiges durch die französische Regierung. Sie bezeichnet Gewerbe und Handel als sterile Tätigkeiten, da sie nichts eigenes hervorbringen, sondern lediglich von der Landwirtschaft erzeugte Produkte umwandeln. Schon Smith kritisierte den Physiokratismus als reine Theorie und als ebenso einseitig wie den Merkantilismus, der sich auf das Gewerbe und den Handel konzentriert. Für den wirtschaftlichen Aufschwung Englands und der Niederlande lässt sich sagen, dass die Verbesserung der agrarischen Produktion dazu nur im Zusammenhang mit gut funktionierenden Außenhandelsstrukturen sowie einer starken, von Leibeigenschaft befreiten Bauernschaft beitragen konnte.¹⁷⁶ Wolfgang Radtke bescheinigt dem Physiokratismus, der als erste Theorie auch die Bildung des Bauern zu einem besseren Menschen beinhaltete, sogar eine Rolle als Wegbereiter der Französischen Revolution:

„Der in Frankreich entwickelte Physiokratismus muss in einer Weise attraktiv gewesen sein, wie dies heute kaum noch vorstellbar ist. Aber wenn man überlegt, in welcher Mode in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Landleben stand, wie dieses sich in der fiktiven Literaturgattung der Idyllen, der Schäferspiele und anakreontischen Dichtung niederschlug, ohne eine Basis in der gelebten Realität zu haben, und wie populär die Werke eines Jean Jacques Rousseau gewesen sind, der nicht nur in den gebildeten Ständen mit seinem Ruf nach der Rückkehr zur Natur eine ganz gewaltige Resonanz hatte, dann wird die Popularität physiokratischer Gedanken viel verständlicher, zumal die Hoffnung damit verbunden sein konnte, die alten feudalen Fesseln eines Tages abstreifen zu können. Zusammen mit der Freiheitsphilosophie der Aufklärung hat der Physiokratismus ganz sicherlich wesentlich dazu beigetragen, in der Bevölkerung ein ferment der Unruhe und der Aufbruchsstimmung zu schaffen, wie diese dann in der Französischen Revolution eruptiv zum Ausbruch gekommen sind und die Welt verändert haben.“¹⁷⁷

In den deutschen Territorien entfaltete der Verbesserungswille der ökonomischen Aufklärer keine solch explosive Sprengkraft. Die Landwirtschaftslehre war geprägt von der traditionellen Hausväterliteratur, und die in ihr formulierte Überzeugung, dass jeder an seinem Platz in der Gesellschaft verharren sollte, wurde nicht über Bord geworfen. Wehler bringt diese Überzeugung in Zusammenhang mit dem Wirtschaftssystem: „Daß sich in der traditionalistischen ‚Ökonomik‘ der Hausväterliteratur die Synthese von Agrar- und Hauswirtschaftslehre mit Herrschaftsrechten lange hielt, kann als ein weiteres Indiz für die relative Rückständigkeit ausgereifter Marktbedingungen in Deutschland gelten.“¹⁷⁸

Obrigkeitliche Steuerung: Gurken, Orangen, Seide

Eingriffe in die Produktion von Nutzpflanzen hatten von obrigkeitlicher Seite Tradition im Bereich des Gartenbaus. Ziel war dabei allerdings nicht die Nahrungssicherung für die Bevölkerung, sondern die Herstellung von Luxusprodukten für Eliten. Herrschaftliche botanische Gärten in

¹⁷⁶ Wolfgang Radtke: *Gewerbe und Handel in der Kurmark Brandenburg 1740 bis 1806. Zur Interdependenz von kameralistischer Staatswirtschaft und Privatwirtschaft*, Berlin 2003, S. 207.

¹⁷⁷ Ebd., S. 361.

¹⁷⁸ Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, S. 83.

der Nähe der Schlösser sollten beispielsweise exotische und einheimische frische Früchte als Prestigeprodukte zu allen Jahreszeiten bereitstellen.¹⁷⁹ Symptomatisch dafür steht die Entwicklung des Gewächshauses. Schon der römische Agrarschriftsteller Columella empfiehlt für eine frühe Gurkenerte den Anbau in transportablen Behältern, die im Freien mit Glas abgedeckt werden sollen, ebenso wie den Anbau in einem Mistbeet, das durch die darin herrschende Wärme auch zu kälteren Zeiten das Wachsen der Früchte begünstigt:

„Wer aber Gurken besonders früh ernten will, fülle, sobald die kürzesten Tage vorbei sind, Körbe mit Dungerde, stecke die Kerne hinein und halte sie mäßig feucht. Nach dem Aufgehen stelle er sie dann an warmen sonnigen Tagen nahe dem Hause so ins Freie, dass sie vor jeglicher Zugluft geschützt sind. Wird es aber kalt und stürmisch, so trage er sie wieder ins Haus und bleibe bei diesem Verfahren bis zum Ende der Frühjahrsgleiche. Danach setze er die ganzen Körbe in die Erde; so wird er frühreife Gurken erhalten. Wenn es der Mühe wert ist, kann man größere Kübel auch auf Räder setzen, um sie mit geringerer Anstrengung hinaus zu befördern und ins Haus zurückzubringen. Aber auch Glasscheiben soll man über sie decken, dass sie sogar bei Kälte an heitern Tagen ohne Gefahr in die Sonne gestellt werden können. Auf diese Weise bekam der Kaiser Tiberius fast das ganze Jahr über Gurken.“¹⁸⁰

Verena Winiwarter beschreibt den Anbau von Orangen in Deutschland ab 1560 als Mittel für die Repräsentation von Herrschaft. Einerseits konnte mit der Erlangung von exotischen oder unzeitgemäßen Lebensmitteln die Beherrschung der Natur zur Schau gestellt werden, andererseits konnten sich die Orangeriebesitzer so mit Herkules identifizieren, da die Orangen als Äpfel der Hesperiden galten: „Die Gärten der Hesperiden am Ende der Welt waren durch den Helden Herkules, der den dort wachenden Drachen besiegt hatte, auf die Erde gebracht worden und hatten ihn in den Besitz ewigen Lebens gebracht. Der Besitz einer Orangerie kennzeichnete in Bezugnahme auf den antiken Mythos den Fürsten als Tugendhelden und Heilsbringer.“¹⁸¹

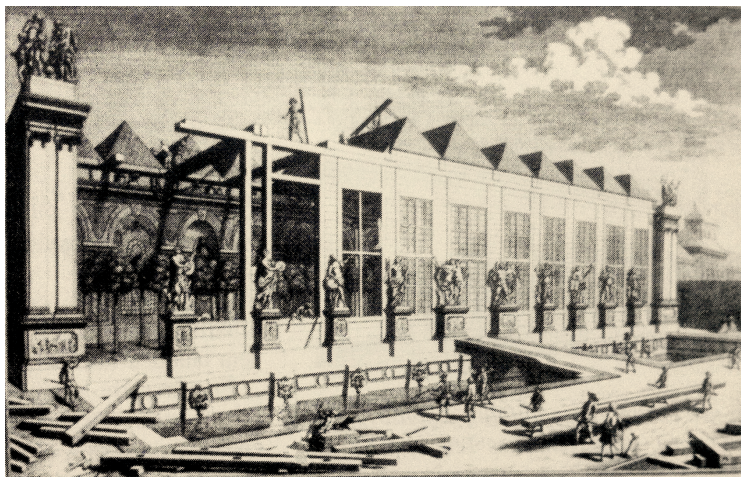


Abb. 4 Orangerie Schönbrunn im Bau (um 1754)

¹⁷⁹ Vgl. Marcus Popplow: Die Ökonomische Aufklärung als Innovationskultur des 18. Jahrhunderts zur optimierten Nutzung natürlicher Ressourcen, in: ders. (Hrsg.): *Landschaften agrarisch-ökonomischen Wissens. Strategien innovativer Ressourcennutzung in Zeitschriften und Sozietäten des 18. Jahrhunderts*, Münster/New York/München/Berlin 2010, S. 2–48, S. 22.

¹⁸⁰ Columella: *Über Landwirtschaft*. Aus dem Lateinischen übersetzt, eingeführt und erläutert von Karl Ahrens, Berlin 1972, 11,3,53–56, S. 334.

¹⁸¹ Verena Winiwarter: Vom Glashaus zur Biosphäre 2. Überlegungen zur totalen Kolonisierung von Natur, in: Andreas Dix, Ernst Langthaler (Hrsg.): *Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes*, Innsbruck 2006, S. 199–215, S. 201f. Vgl. z.B. das Gartenbuch von Johann Christoph Volkamer: *Nürnbergische Hesperides*, 1708–1714, beschrieben bei Hoffmann, Illustrationen, S. 306ff. Eine ganz ähnliche Schlussfolgerung zieht Silke Kurth in ihrem Artikel über die Grotten von Pratolino, deren Initiator sich als Prometheus inszeniert habe: Silke Kurth: Wasser, Stein und Automaten. Die Grotten von Pratolino oder der Fürst als Demiurg, in: Eva Johach, Jasmin Mersmann, Evke Rulfes (Hrsg.): *ilinx. Mimesen* 2 (2001), S. 21–46.

Im 18. Jahrhundert kam ein weiterer Grund für das gestiegene herrschaftliche Interesse an höheren landwirtschaftlichen Erträgen hinzu: die Rohstoffproduktion für das Gewerbe. In den neu errichteten Manufakturen wurden nicht nur aus dem Bergbau gewonnene Erzeugnisse verarbeitet. Benötigt wurde auch z.B. Material für textile Produktion wie Flachs für Leinen; ebenso wurde Maulbeerbäumen Bedeutung für die Seidenraupenhaltung beigemessen, wie auch der Schafzucht für die Herstellung von Wolle. Der frühneuzeitliche Staat entwickelte aus militärischen Gründen Interesse an einer gesunden, steuerkräftigen Bevölkerung und legte Getreidemagazine für den Fall von Hungerkatastrophen an, wie auch Wollmagazine, um jederzeit genügend Material für die Herstellung von Uniformen zur Verfügung zu haben.¹⁸²

Die nicht uneigennützig staatliche Förderung des Gewerbes mithilfe von landwirtschaftlichen Verordnungen lässt sich am Beispiel der Seidenproduktion in der Kurpfalz nachzeichnen. Marcus Popplow beschreibt anschaulich die Versuche des Kurfürsten, mit hohem finanziellen Aufwand die Produktion von Seide in der Kurpfalz zu etablieren. Dieser privilegierte einen privaten Unternehmer mit der Zucht von Maulbeerbäumen und der Errichtung einer Seidenspinnerei-Manufaktur. Das Pflanzen der Bäume und die Haltung der Seidenraupen zur Produktion der Kokons aber sollte von der Bevölkerung übernommen werden. Die Kokons mussten zu einem festgelegten Preis an den Unternehmer verkauft werden. Zwischen 1763 und 1792 wurden mehrere Verordnungen erlassen und von der eigens geschaffenen Commercial-Seidenbau-Kommission überwacht, die alle Bürger, Domänenpächter und Privilegienempfänger zum Anpflanzen von Maulbeerbäumen verpflichtete. Die Gewinne des Unternehmens, das 1771 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, an der kurfürstliche Verwaltungsbeamte beteiligt waren, speisten sich größtenteils nicht durch die produzierte Seide, sondern durch das Monopol auf den erzwungenen Verkauf der Bäume zu hohen Preisen und die Abnahme der Kokons zu den festgelegten niedrigen Preisen. Die Gemeinden wehrten sich gegen den obrigkeitlich erzwungenen Anbau der Maulbeerbäume: Böden und Klima seien für den Anbau von lukrativen Gewerbepflanzen wie auch Futterpflanzen für die Stallfütterung besser geeignet, die Bäume nähmen viel Anbaufläche in Beschlag und verhinderten so die Intensivierung der Landwirtschaft. Dennoch erzwang der Kurfürst die Pflanzung von 50.000 Bäumen im Jahr, 1790 gab es um die 300.000 im Land. „Diese Zwangsmaßnahme war bei der Bevölkerung derart verhasst, dass die durch die Französische Revolution geschwächte Obrigkeit sie nicht mehr durchsetzen konnte. Ein Großteil der Maulbeerbäume wurde in den folgenden Jahren nach und nach von der Bevölkerung niedergehauen, die Zwangsverordnungen 1792 aufgehoben.“¹⁸³

Die langwierige und stockend verlaufende Umsetzung von Agrarreformen für die Ertragssteigerung des Nahrungsangebotes wird oft mit der auf die Domänen eingeschränkten Handlungsmacht des Staates erklärt, während die Grundbesitzer hauptsächlich daran interessiert gewesen seien, die ihnen untergebenen Bauern auszubeuten, so dass diesen für ertragssteigernde Maßnahmen keine Mittel mehr blieben, bzw. Experimente den Ruin bedeuten konnten. Wie an der Geschichte der Seidenproduktion in der Kurpfalz zu sehen ist, hatte die Obrigkeit sehr wohl Mittel, sich durchzusetzen, die politischen Zielsetzungen waren nur von anderem als dem Interesse für das Gemeinwohl gesteuert. Unterschieden werden muss auch zwischen der Situation in Preußen mit seinen Rittergütern und seiner faktischen Leibeigenschaft, und den flexibleren Kleinstaaten im Südwesten oder dem Status von reichen Marschbauern im Nordwesten. Gegen Ende des

¹⁸² Radtke, Gewerbe, S. 358f.

¹⁸³ Marcus Popplow: Von Bienen, Ochsenklauen und Beamten. Die Ökonomische Aufklärung in der Kurpfalz, in: Popplow, Landschaften, S. 175–235, S. 211f.

18. Jahrhunderts stiegen die Ernteerträge durch die Einführung von neuen Nutzpflanzen aus Amerika: Kartoffel, Tabak, Mais und Sonnenblume; durch die Verbesserung der Dreifelderwirtschaft; den Anbau von Klee und anderen Futterpflanzen, womit mehr Vieh zu ernähren war und gleichzeitig mehr Dünger anfiel.

Diese ‚Vorläufermaßnahmen‘ vor der Umstellung auf die rationelle Landwirtschaft nach 1800 benötigten einen langwierigen Prozess von Überzeugungsarbeit, der in zahlreichen Dokumenten überliefert ist, da das Thema ausgiebig in Zeitschriften, Traktaten, Vorträgen, Briefen und Flugschriften diskutiert wurde. Diese Diskussion wird als ‚Ökonomische Aufklärung‘ bezeichnet, die Marcus Popplow als Teil einer Geschichte der optimierten Nutzung natürlicher Ressourcen untersucht.¹⁸⁴ Popplow zufolge fand die Ökonomische Aufklärung in der Wissenschaftsgeschichte keine Aufmerksamkeit, weil sie zu praxisorientiert war; in der Agrargeschichte sei sie nicht beachtet worden, weil sie dort wiederum als zu praxisfern galt, da die in diesen Kreisen diskutierten Agrarreformen erst im 19. Jahrhundert zu greifen begannen. Er plädiert für einen weniger ergebnisorientierten Blick auf die Ereignisse: „Das zuweilen belächelte ‚Scheitern‘ der Protagonisten der Ökonomischen Aufklärung an der agrarischen Praxis erscheint [...] als durchaus typisches Element des langen und alles andere als geradlinigen Prozesses der Institutionalisierung, ‚Verwissenschaftlichung‘ und Popularisierung technischen Wissens.“¹⁸⁵

Ein weiterer Grund für den verstellten Blick auf die Ökonomische Aufklärung könnten die widerstreitenden Narrative der Agrargeschichte und einer ökologischen Verfallsgeschichte sein: Wird in der einen eine Fortschrittsgeschichte von ertragssteigernden Maßnahmen erzählt, sind die gleichen Maßnahmen in der anderen Perspektive eine Geschichte der Zerstörung von Natur.¹⁸⁶ Die Geradlinigkeit beider Narrative wird bei näherer Betrachtung der Komplexität der historischen Quellen nicht gerecht. Popplow schlägt vor, die Ökonomische Aufklärung als „maßgebliche Etappe einer epochenübergreifenden ‚Wissensgeschichte der Ressourcennutzung‘“¹⁸⁷ zu begreifen.

Popplow will sich in der Betrachtung der Ökonomischen Aufklärung auf die Strategien konzentrieren, „deren zentrales Ziel die Systematisierung innovationsorientierten Wissens war.“¹⁸⁸ Er geht davon aus, dass der Umgang mit der Natur, die Nutzung von Ressourcen eine lange Geschichte hat, dass diese jedoch im 18. Jahrhundert durch Verschriftlichung in neuen Textsorten wie den Journalen und durch den enormen quantitativen Anstieg von gedruckten Schriften eine bis dahin ungekannte Verbreitung erfuhr. Auf die Hausväterliteratur bezogen konstatiert Holger Böning, dass diese durch „soziale Exklusivität und geringe Aktualität“¹⁸⁹ gekennzeichnet war, und durch das Aufkommen der Zeitschriften „nahezu über Nacht aus der alten behäbigen ökonomischen Literatur das Forum eines fast feurigen Engagements“¹⁹⁰ geworden sei.

¹⁸⁴ Popplow, Ökonomische Aufklärung. Siehe in dieser Einleitung auch umfassende Literaturhinweise zum Thema.

¹⁸⁵ Ebd., S. 4.

¹⁸⁶ Vgl. Ernst Langthaler: Natur statt Kultur? Geoff Cunfers Agrar- und Umweltgeschichte der Great Plains, in: *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 3 (2006), S. 242–250, S. 242. Langthaler benutzt den Begriff „Umweltgeschichte“, nicht zu verwechseln mit dem Umweltbegriff in der Philosophie.

¹⁸⁷ Popplow, Ökonomische Aufklärung, S. 4.

¹⁸⁸ Ebd., S. 5.

¹⁸⁹ Holger Böning: Populäraufklärung – Volksaufklärung, in: Richard van Dülmen, Sina Rauschenbach (Hrsg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004, S. 563–586, S. 564.

¹⁹⁰ Ebd., S. 566.

4.2 Ökonomische Gesellschaften

Die Autoren dieser Texte hatten sich in sogenannten Ökonomischen Gesellschaften in ganz Europa zusammengefunden. Gegründet wurden Gesellschaften vor 1750 in Schottland, Irland und Frankreich, danach in verschiedenen anderen Ländern Europas. Formales Vorbild waren die Wissenschaftsakademien (die Londoner Royal Society oder die Pariser Académie des Sciences), die sich schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts mit ökonomischen und technischen Fragen auseinandergesetzt hatten. Diese – wie auch die Wissenschaftsakademien in Berlin, Stockholm und Göttingen, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenfalls verstärkt mit agrarischen Themen beschäftigten – und die Universitäten wurden von den Initiatoren der Ökonomischen Gesellschaften als zu akademisch und praxisfern kritisiert. Sie wollten „Entscheidungsträger in den Territorialverwaltungen“¹⁹¹ ebenso wie die Landbevölkerung erreichen, und das vor allem mit den Mitteln der Literatur.

Einige der Ökonomischen Gesellschaften, wie diejenigen in Kurhannover oder der Kurpfalz, wurden mit Unterstützung der Landesherren gegründet, einige entstanden, auf dem Land wie in der Stadt, aus privater Initiative meist bürgerlicher Vertreter der Aufklärung.¹⁹² Die – durchgehend männlichen – Mitglieder bestanden vor allem aus Verwaltungsbeamten, bürgerlichen sowie adeligen Landbesitzern, Geistlichen und Gelehrten, und sie waren oft in mehreren Sozietäten gleichzeitig Mitglied. Sie hielten auf ihren Versammlungen Vorträge über Schädlingsbekämpfung, schrieben Preisfragen zu Themen wie innovativen Pflugmodellen oder dem Anbau von Klee für die Stallfütterung aus, sammelten statistische Daten, publizierten Berichte über Anbauexperimente mit außereuropäischen Pflanzen wie der Kartoffel, über Wetterbeobachtungen, Düngemethoden, Bienenzucht oder Kultivierungsmaßnahmen von Ödland, berichteten von Anbaumethoden und Viehzucht in England und den Niederlanden, korrespondierten untereinander und über Ländergrenzen hinweg.

Die Ökonomischen Gesellschaften sind Teil einer größeren Bewegung: den patriotisch-gemeinnützigen Gesellschaften. Im Gegensatz zu den Freimaurern, die sich eher auf die eigenen moralischen bürgerlichen Tugenden konzentrierten, verschrieben sich die Mitglieder dieser Vereinigungen nach außen gerichteter praktischer Arbeit, um die Gesellschaft zu reformieren. Van Dülmen beschreibt dies als „neue Form frühbürgerlicher Selbstorganisation“, die aus dem „Interesse zahlreicher Männer, die Regelung der öffentlichen Gesellschaft nicht mehr allein Staat und Kirche zu überlassen“ entstand, womit sie sich jedoch nicht gegen den absoluten Staat stellen wollten, sondern sich als „Helfer und Unterstützer obrigkeitlicher Wohlfahrt“ verstanden.¹⁹³ Die Mitgliederzahlen der Sozietäten variierten zwischen 20 und mehreren Hundert. Einige der Gesellschaften bestanden nur über einen kurzen Zeitraum, während andere Jahrzehnte existierten. Neu an diesen Gesellschaften war die standes- und konfessionsübergreifende Zusammensetzung der Mitglieder, im Gegensatz zur älteren Vereinigungsform der Korporation, in der Geburt und Stand ausschlaggebend für eine Aufnahme waren. Doch auch in den neuen Vereinen beschränkte sich der Zugang auf Männer, und vermutlich war der Mitgliedsbeitrag nicht die einzige Messlatte für die wohlhabenden Teilnehmer. Die einzige bekannte europäische Ökonomische Gesellschaft,

¹⁹¹ Popplow, *Ökonomische Aufklärung*, S. 3.

¹⁹² Vgl. Ebd., S. 9.

¹⁹³ Richard van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt am Main 1986, S. 67.

die von Frauen gegründet wurde, ist die *Junta de Damas de Honor y Mérito* in Madrid (1787).¹⁹⁴ Sie bestand zum größten Teil aus Frauen aus dem Adel und beschäftigte sich neben agrarischen und gewerblichen Themen auch mit der Förderung von Schulen und Waisenhäusern.

Nach van Dülmen haben die patriotischen Sozietäten selten die gewünschte konkrete Wirkung gezeigt. Sie blieben für die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft bzw. deren Selbstverständnis jedoch nicht ohne Effekt: Sie „bemühten [...] sich als erste Institution, theoretisches Wissen umzusetzen in praktische Anwendung. Dieser praktische Umgang mit dem Wissen sollte entscheidend für die Durchsetzung technischer Neuerungen zu Beginn des bürgerlichen Zeitalters werden.“¹⁹⁵ Ebenso sei durch sie in stärkerem Maße als durch andere Institutionen das Bewusstsein für die Reformbedürftigkeit der Gesellschaft geschärft worden, und dass der Staatsbürger daran teilhat bzw. teilhaben sollte. Sie „legten damit den Grund für ein praktisches Fortschrittsverständnis und das Prinzip, durch Mitgestaltung die Probleme der Gesellschaft zu lösen. Für die regionale Elite, die zu Ende des 18. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts öffentliche Ämter innehatte, bildete diese Erfahrung den Grundstock ihrer Tätigkeiten.“¹⁹⁶ Neben der Konzentration auf landwirtschaftliche Reformen beschäftigten sich die Sozietäten mit Themen wie der Verbesserung von Handel und Gewerbe, dem Gesundheits- und Armenwesen und der Förderung von Schulen wie generell der Bildung des ‚Volkes‘.

4.3 Märkische Oekonomische Gesellschaft zu Potsdam

Die *Märkische Oekonomische Gesellschaft* (MÖG) „beschäftigt sich, nach dem Beispiele anderer ihrer Art, mit allen den Gegenständen, die zur Aufnahme und Beförderung der einheimisch-ländlichen und städtischen Nahrungsgeschäfte dienen.“¹⁹⁷ Unter dem Vorsitz Germershausens trafen sich im August 1791 in Potsdam zur konstituierenden Sitzung die folgenden Männer: Kaufmann und Fabrikant Carl Friedrich Dickow, Feldprobst Johann Gottfried Kletschke, Feldprediger Benjamin Gotthilf Kletschke, Tischlermeister Friedrich Matthé, Oberhofbaurat Johann Gottlieb Schulze und Hofplanteur Wilhelm Sello, alle aus Potsdam, Kriegs- und Domänenrat Samuel Friedrich Stein aus Glienicke (Christian Friedrich Germershausen stammt, wie bereits erwähnt, aus Schlalach bei Treuenbrietzen, südwestlich von Potsdam). In der zweiten Sitzung im Februar 1792 wird Domprobst Eberhard von Rochow zum ersten Direktor gewählt.¹⁹⁸ Schon im ersten Jahr nahm die Gesellschaft 69 ordentliche und 28 Ehren- und korrespondierende Mitglieder auf. Krünitz beispielsweise war von Anfang an korrespondierendes Mitglied.¹⁹⁹ Um 1800 war die Teilnehmerzahl auf 192 ordentliche und 114 Ehren- und korrespondierende Mitglieder gestiegen, womit die Gesellschaft neben den Leipziger, Hamburger und Berner ökonomischen Vereinigungen zu den größten im deutschsprachigen Raum zählte. Für die ordentlichen Mitglieder

¹⁹⁴ Laut Elena Serrano ist es zumindest die einzige Ökonomische Gesellschaft von Frauen, die so sichtbar und tatkräftig war. Sie traf sich nicht in privaten Salons, sondern kam im Rathaus von Madrid zusammen. Serrano arbeitet an einer Dissertation zu diesem Thema.

¹⁹⁵ Dülmen, Gesellschaft, S. 69.

¹⁹⁶ Ebd., S. 69.

¹⁹⁷ Statuten der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam*, in: *Annalen der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam* 1/1 (1792), S. 4–8, S. 4.

¹⁹⁸ Germershausen und von Rochow waren beide Mitglied der *Naturforschenden Gesellschaft Berlin*. Möglicherweise stammt der Plan, die MÖG zu gründen, von beiden gemeinsam, da Rochow (trotz seiner Abwesenheit bei der konstituierenden Sitzung) in der Sekundärliteratur oft als Gründer bezeichnet wird.

¹⁹⁹ Der Agrarreformer Albrecht Thaer war korrespondierendes und Goethe Ehrenmitglied. Laut Schmidlin hat Germershausen an Krünitz' Enzyklopädie mitgearbeitet, er bleibt aber leider den Nachweis dafür schuldig. Wohl stand er, wie viele andere, als Bandpate zur Verfügung, und zwar für den Band 29 aus dem Jahr 1783. Inhaltlich hat der Band (Janaca – Infusions-Thierchen) nicht viel mit seinen Themen zu tun. Krünitz ist voll des Lobes über die *Hausmutter*, die er in seinem Eintrag ‚Hausmutter‘ als status quo bewirbt. Im Gegenzug widmet Germershausen ihm den 4. Band seines *Hausvaters*.

betrug das Eintrittsgeld fünf Taler Cour., der jährliche Beitrag belief sich auf zweieinhalb Taler.²⁰⁰ Den Ehrenmitgliedern stand es frei, ob und wieviel sie beitrugen wollten. Ansonsten finanzierte sich die Gesellschaft über Spenden und Stiftungen, später auch durch die Vermietung von Räumen in dem der Gesellschaft in Potsdam zur Verfügung gestellten Haus. Internes Kommunikationsmedium sollte eine Zeitschrift werden, die *Annalen der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam*, als externes Kommunikationsmedium war eine weitere Zeitschrift vorgesehen, das *Gemeinnützige Volksblatt*, das ab 1798 einmal im Monat zu einem Jahrespreis von 3 Mark erschien.²⁰¹ Beide Zeitschriften wurden 1800 resp. 1803 eingestellt, da sie mehr kosteten als einbrachten. Erst 1822 nahm die Gesellschaft ihre Publikationstätigkeit wieder auf.²⁰²

Die Vorträge, die in den ersten beiden Hauptversammlungen gehalten wurden, erschienen in der ersten Ausgabe der *Annalen*: Domkapitular von Rochow schreibt über das Pflügen und die Gleichmachung der Fuhrgleise, Germershausen über Unkrautbekämpfung und „Über Industrieschulen auf dem platten Lande, besonders in Hinsicht der Baumzucht“.²⁰³ Allein fünf Beiträge beschäftigen sich mit der Produktion von Seide, weitere zwei mit dem Pflanzen von Bäumen, und wenn man den Papiermangel auch dem Holzangel zuschreibt, dann geht es auch im Artikel des Buchhändlers Horvath über Alternativen für die Papierproduktion mittelbar um Bäume, so dass dieses Thema die Hälfte der Beiträge umfasst.

Zusammensetzung der Mitglieder

Die Mitglieder beschränkten sich nicht auf Landbesitzer, wie schon an den Berufsbezeichnungen der Teilnehmer der konstituierenden Versammlung abzulesen ist. Den Statuten nach stand der Zutritt zur Gesellschaft „einem jeden bieder, von Vaterlandsliebe beseelten, Manne, aus jedem Stande frei, dem es nicht an Kenntniß und Erfahrung über dergleichen Dinge fehlt, und der also, wo nicht in mehrern, doch in einem oder dem andern Fache, durch Nachrichten, Vorschläge und Beurtheilungen etwas nützlich leisten kann.“²⁰⁴ Helga Eichler vermittelt einen positiven Eindruck dieses standesübergreifenden Vorhabens: „Die Potsdamer Ökonomische Gesellschaft vereinigte Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Stellung und verschiedener Berufe und Tätigkeiten. Hier fanden sich Angehörige des Adels, der Geistlichkeit, Vertreter des Bildungsbürgertums, Landwirte und Gewerbetreibende zu gemeinsamer Arbeit zusammen.“²⁰⁵ Ihren Forschungen zufolge stammten im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Gesellschaft fast 75% der Ordentlichen Mitglieder aus dem Bürgertum, von den Korrespondierenden bzw. Ehrenmitgliedern waren es sogar 84%. Sie definiert des Weiteren die folgenden Berufsgruppen: Unter den 306 Mitgliedern befanden sich „68 höhere und mittlere Beamte, 42 Vertreter des geistigen Standes, 33 Kaufleute und Handwerker, 31 Gutsherren, 26 Professoren, Lehrer und Wissenschaftler, 23

²⁰⁰ Diese Zahlen stehen im 2. Artikel der Statuten von 1791; ob sich der Betrag im Laufe der Zeit verändert hat, war aus den *Annalen* nicht ersichtlich.

²⁰¹ Aus Titel und Preis wird deutlich, dass das Zielpublikum Bauern waren. Siehe dazu auch Helga Eichler: Pädagogische Bestrebungen in der Märkischen Ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam um 1795, in: Hahn/Hübener/Schoeps, Potsdam, S. 195–205, S. 201.

²⁰² Vgl. Helga Eichler: Die Märkische Ökonomische Gesellschaft zu Potsdam um 1800, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte*, Bd. 3, 1993, S. 193–227, S. 200.

²⁰³ Christian Friedrich Germershausen: Über Industrieschulen auf dem platten Lande, besonders in Hinsicht der Baumzucht und vorzüglich des häufigern Anbaues der immer seltener werdenden Eichbäume, in: *Annalen* 1/1 (1792), S. 45–58.

²⁰⁴ Statuten, S. 4.

²⁰⁵ Eichler, Gesellschaft, S. 203f.

Amtmänner, 20 Vertreter der freien Berufe (Juristen, Ärzte, Apotheker), 17 Militärs, ferner 17 in königlichen oder städtischen Diensten stehende Jäger, Förster und Gärtner und 9 Baumeister.“²⁰⁶

Die größte Gruppe bildete, wie zu sehen, die Beamten, was van Dülmens Darstellung der Entwicklung der Gesellschaften bestätigt: Waren es in der ersten Gründungswelle Mitte des 18. Jahrhunderts hauptsächlich Gelehrte und Geistliche, verschob sich die Gewichtung der Zusammensetzung zum bürgerlichen Mittelstand, die er als „Männer des öffentlichen Lebens“ bezeichnet: in Herrschaftszentren wie Potsdam Beamte, in Handelsstädten Kaufleute. Die sozialen Unterschiede sieht er allerdings als nicht so groß an wie Eichler: „Im Interesse, Habitus und Engagement unterschieden sich Adelige, die ja auch zumeist Beamte waren, und Bürgerliche kaum noch.“²⁰⁷ Dass inzwischen auch Adelige Positionen in der Verwaltung übernahmen und Bürgerliche nobilitiert werden konnten, sieht er nicht als Widerspruch, sondern beschreibt diese neue Schicht als einen gebildeten Mittelstand, der „gleicherweise Distanz zur Welt des höfischen Absolutismus wie zur städtischen Führungsschicht der Städte“²⁰⁸ hielt. Van Dülmen sieht im Aufeinandertreffen von Bürgertum und Adel in den patriotischen Gesellschaften durch das „gegenseitige Kennenlernen und Akzeptieren, die gemeinsamen Aktionen in den Gesellschaften und die gemeinsame Klärung seiner sozialen Funktionen“²⁰⁹ einen wichtigen Beitrag zur Entstehung dieses Mittelstandes.

Van Dülmens Untersuchungen zufolge stießen Mitglieder aus nichtakademischen und ungebildeten Schichten wie z.B. Handwerker erst in den Volksgesellschaften dazu. Diese waren aus der Volksaufklärung hervorgegangen, die sich eine Mentalitätsveränderung des ‚Volkes‘, die Bildung des ‚gemeinen Mannes‘ zu einem aufgeklärten, eigenständig denkenden Mitglied der Gesellschaft und damit eine politische Veränderung der Gesellschaft zum Ziel gemacht hatte.²¹⁰ „Nur in der Volksgesellschaft vollzog sich eine Politisierung der Aufklärung, insofern sie Freiheit und Gleichheit nicht mehr nur als geistige, sondern als soziale Kategorien gesellschaftlichen Zusammenlebens proklamierte.“²¹¹ Im Selbstverständnis der aufklärerischen Mitglieder der patriotisch-gemeinnützigen Gesellschaften wurde die Gleichheitsidee eher als Gleichheit zwischen männlichen gebildeten Bürgern und Adelligen begriffen, denn als Gleichheit aller Menschen. Außerdem würden Lehrer und Studenten gänzlich fehlen und nur Männer, die soziales Ansehen besaßen, in den Gesellschaften zu finden sein, so dass sich „der Entfaltungsprozeß der Sozietäten [...] als ein Formierungsprozeß einer gebildeten Elite“²¹² zeige.

Als Volksgesellschaft kann die *Märkische Oekonomische Gesellschaft* wohl nicht bezeichnet werden, dazu wird in den Themen zu wenig Nachdruck auf das Armen-, Fürsorge- und Gesundheitswesen, und der Schwerpunkt zu sehr auf die ökonomischen Themen gelegt. Außerdem gab es keine Mitglieder aus dem vierten Stand; ihre Zusammensetzung bestätigt Van Dülmens These der fast ausschließlichen Mitgliedschaft von Männern mit sozialem Ansehen – auch wenn sich darunter

²⁰⁶ Ebd., S. 206. Doch schon bei dieser Aufteilung zeigen sich Schwierigkeiten bei der Zuordnung. Nicht nur ziehen sich Adelige wie Bürgerliche durch mehrere Berufe, auch könnte man mehrere Männer verschiedenen Kategorien zuordnen. So sind viele der höheren Beamten (es gab fünf noch amtierende oder ehemalige Staatsminister unter den Mitgliedern) gleichzeitig Eigentümer von Rittergütern; die Amtmänner sind ebenfalls Beamte, und Geistliche wie Gelehrte und andere Berufsgruppen besaßen Land. Die Bezeichnung „Landwirt“ ist besonders irreführend, da damit nicht einfache Bauern, sondern wahrscheinlich eher Verwalter oder Pächter ohne weitere Ämter gemeint sind. Eichler bezeichnet die Funktions- oder Ämterhäufung als „typisch“ (S. 208), erläutert dieses aber in Bezug auf die von ihr vorgenommene Berufsgruppeneinteilung nicht weiter.

²⁰⁷ Dülmen, Gesellschaft, S. 126.

²⁰⁸ Ebd., S. 131.

²⁰⁹ Ebd.

²¹⁰ Die Volksaufklärung wiederum war aus der Ökonomischen Aufklärung hervorgegangen, siehe Böning/Siegert, Handbuch.

²¹¹ Dülmen, Gesellschaft, S. 128. Ob das Frauen miteinbezogen, erwähnt van Dülmen nicht.

²¹² Ebd., S. 126.

inzwischen Handwerker befinden, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach ein eigenes Unternehmen führten, wie z.B. der Hutmacher Bock, der den Artikel über das Appretieren von Hüten beisteuerte, oder der Buchhändler Horvarth, in dessen Verlag die Zeitschriften der Gesellschaft erschienen. Doch die Abgrenzung zur Volksaufklärung ist nicht so einfach zu ziehen, und tatsächlich hatte die MÖG ein starkes pädagogisches Anliegen, weshalb es nicht verwundert, dass sich auch Lehrer unter ihren Mitgliedern befanden. Das *Gemeinnützige Volksblatt* richtete sich an Bauern und versuchte sie mit didaktischen Mitteln von innovativeren Arbeitsweisen zu überzeugen.²¹³ Der Anspruch auf die Vermittlung von Wissen, so wie er im 1. Statut der MÖG formuliert wird, beschränkte sich aber nicht nur auf landwirtschaftlich-praktisches Wissen für erwachsene Bauern. Eberhard von Rochow schrieb das erste moderne Lesebuch für Volksschulen, *Der Kinderfreund*,²¹⁴ und gründete 1773 auf seinem Landgut eine reformpädagogische Dorfschule, für die kein Schulgeld gezahlt werden musste und deren Lehrer im Vergleich sehr viel besser bezahlt wurden als üblich.²¹⁵

Abschaffung der Frondienste

Zudem scheint die Sozietät politischer zu sein, als z.B. Poppow die Ökonomischen Gesellschaften beschreibt: Ihre anvisierten Strategien um die landwirtschaftlichen Erträge zu steigern hätten „Änderungen der Agrarverfassung im Sinne institutioneller oder sozialer Umschichtungen weitgehend zu umgehen“²¹⁶ gesucht. Die Abhängigkeitsverhältnisse der Bauern seien zwar als Hindernis für die Intensitätssteigerung der Landwirtschaft erkannt worden, aber „im Rahmen der Gesellschaftsordnung des Absolutismus politisch brisant und nur begrenzt öffentlich diskutierbar“²¹⁷ gewesen. Doch in der MÖG war offenbar sehr wohl die Erkenntnis angekommen, dass für eine Reform der landwirtschaftlichen Verhaltensweisen eine grundlegende Änderung der politischen Situation der Bauern unumgänglich war. Einige der Mitglieder hatten schon in den 1770er Jahren die Frondienste ihrer Untertanen in Steuern umgeändert. Rochow hielt vor der Versammlung über die Vorteile dieser Maßnahme Vorträge, die er 1798 in den *Annalen* veröffentlichte, und mit denen er die übrigen Rittergutsbesitzer zur Nachahmung überreden wollte.²¹⁸

Er habe auf Wunsch der 22 Bauern auf seinen Landgütern die wöchentlichen Spanndienste in Geldabgaben umgewandelt. Spanndienste bezeichnen die Zwangsdienste, die die Bauern bzw. die von ihnen dafür abgestellten Knechte für den Grundherrn leisten müssen, der üblicherweise selbst kein Gespann, also Zugtiere und Geschirr, für die Feldarbeit besitzt. Das bezieht sich nur auf die Feldbestellung, also z.B. pflügen oder eggen, nicht auf die Ernte. Handdienste dagegen sind mit der Hand zu leistende Arbeiten, die sowohl von den abgestellten Knechten wie auch Mägden ausgeführt werden. Rochows wichtigstes Argument für die Abschaffung der Spanndienste bezieht sich vor allem auf die mangelnde Qualität der Arbeit: Die Bauern würden schlecht gefütterte Tiere und minderwertiges Zuggeschirr schicken, das leicht kaputt ginge und die Arbeit verzögere. Außerdem würde die Arbeit nicht nach seinen Angaben und nicht gewissenhaft genug

²¹³ Von Rochow publizierte hier seine „Märkischen Bauern-Gespräche“, die er zunächst in den *Annalen* vorgestellt hatte: vier Dialoge zwischen „Lehrmann“ und „Wunderlich“, die die Vorteile des tieferen Pflügens besprechen. *Annalen* 1/1, S. 142–152.

²¹⁴ Friedrich Eberhard von Rochow: *Der Kinderfreund. Ein Lesebuch*, Brandenburg/Leipzig 1776.

²¹⁵ Anke Lindemann-Stark, Hanno Schmitt: Neue Forschungsbefunde zur Biographie Friedrich Eberhard von Rochows, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): *Neue Ergebnisse der Rochow-Forschung*, Berlin 2009, S. 14 – 23, S. 19. Die Schule beherbergt inzwischen das *Rochow-Museum Reckahn*.

²¹⁶ Poppow, *Ökonomische Aufklärung*, S. 16.

²¹⁷ Ebd., S. 17.

²¹⁸ Eberhard von Rochow: Ueber Frondienste, in: *Annalen* 3/1 (1797), S. 131–137; ders.: Nachricht von dem Erfolge der Aufhebung der Spanndienste in Crane und Gettin, in: *Annalen* 3/2 (1798), S. 29–34.

ausgeführt, was z.B. die Tiefe des Pflügens angeht. Den Grund dafür sieht er im Widerwillen der Knechte gegen die Zwangsarbeit.²¹⁹ Zumindest wirft er seinen Untertanen nicht vor, Kinder statt „gute und tüchtige Leute“²²⁰ zum Frondienst zu schicken, wie das im *Zedler* 1735 noch kritisiert wird.

Für die Bauern habe sich die Änderung bezahlt gemacht, weil sie die für die eigene Arbeit überflüssigen Pferde durch Vieh ersetzen und Knechte entlassen konnten. Rochow rechnet in seinem Vortrag vor, wie viel ihn die Neuanschaffung von vier Pferden, zwölf Ochsen, Zuggeschirr und die Anstellung von zwei Ochsenjungen gekostet habe. Nach Verrechnung mit den eingezogenen Abgaben bleibe ihm ein jährlicher Barüberschuss von neun Talern und vier Groschen. Außerdem habe er die Arbeit nun besser unter Kontrolle und sie würde genauer nach seinen Angaben ausgeführt. Mit der Abschaffung der wöchentlichen Spanndienste ist es mit der Arbeitsverpflichtung jedoch nicht vorbei, die unregelmäßigen, speziellen Dienste bleiben bestehen: Arbeiten wie „Baudienste, Aerndtedienste, Reisefuhren, Schaafwaschen und Scheeren“ müssen die Bauern trotzdem weiter leisten, da Rochow sie für „ihrer Natur nach unentbehrlich“ hält.²²¹ Außerdem könnten die Handdienste nicht abgeschafft werden, da dann die Bauern reihenweise Mägde entlassen würden, die sonst nicht untergebracht werden könnten.²²² Die Diskussionen über die Abschaffung der Frondienste (bzw. deren Umwandlung in Geldzahlungen) stehen hier allerdings nicht im politischen Widerspruch zur Obrigkeit, da es sich in diesem Fall um Privatangelegenheiten der Grundbesitzer handelt.

Hindernisse

Die Obrigkeit wird also, was die grundlegende Änderung des Systems betrifft, nicht kritisiert. Jedoch äußerten sich die Mitglieder der MÖG in ihren Artikeln darüber frustriert, dass ihre Vorschläge zur Verbesserung der Wirtschaft an den entsprechenden behördlichen Stellen kein Gehör fanden: „Zuvörderst, M[eine] H[erren], meine ich bemerkt zu haben, daß man von uns noch zu wenig Notiz nimmt, und zwar da, woher manchem Uebel, das die Landeswohlfaht drückt, eigentlich gesteuert werden müßte. Wir redeten und ließen drucken, aber die höhern Kollegia hörten und lasen uns vermuthlich nicht.“²²³ Rochows Beispiel dafür besteht in dem dringlichen Ersuchen, den Schäfern zu verbieten eigene Schafe in der Herde mitzuführen; fünf Jahre nachdem dieser Vorschlag geäußert wurde, sei in dieser Hinsicht immer noch nichts unternommen worden. Karl von Moser äußert sich grundsätzlicher, und das schon als Fazit der ersten Gründungswelle der patriotisch-gemeinnützigen Gesellschaften 1786:

„Wenn man die Geschichte vom Leben, Thaten und letzten Stunden der deutschen ökonomischen, patriotischen, Ackerbau-kameralisch-phisikalischen [sic] und anderer Gesellschaften, der Landes-Oekonomie-Deputation, Land-Commißionen und wie sie weiter heißen, beisammen hätte, so würde sie einerseits rühmliche Denkmale von Menschen- und Vaterlandsliebe aufstellen, andererseits aber auch sehr demüthigende und traurige Beweise von dem ewigen Conflict des menschlichen Verstandes und Willens, von dem

²¹⁹ Rochow, Frondienste, S. 133.

²²⁰ Zedler, Bd. 12, Sp. 901 (Eintrag „Haushalter“).

²²¹ Rochow, Nachricht, S. 31.

²²² Vgl. ebd. Offenbar ist es wichtiger, Töchter in Anstellungen unterzubringen als Söhne, die eher die Möglichkeit hatten, sich weiter weg und in unterschiedlicheren Anstellungen zu verdingen.

²²³ Ebd., S. 29.

ewigen Kampf der Rechtschaffenheit mit Bosheit, Neid, Dummheit, Eigenliebe und Eigennuz [sic], von der nervlosen Schwäche der meisten guten Vorsätze [sic] der Regenten [...] darlegen [...].“²²⁴

Selbst die Mitgliedschaft der Staatsminister in der MÖG und der zahlreichen Beamten und der Gelehrten, die gleichzeitig in der Berliner Akademie tätig waren, führte also nicht zu einer reibungslosen Weitergabe und Durchführung der gut gemeinten Verbesserungsvorschläge.

Sehr viel stärker wahrgenommen in der Geschichtsschreibung der Agrarreformen wurden die Klagen der Aufklärer über die sturen Bauern, die sich nicht belehren ließen. Schon Voltaire machte sich über die Schriften der Physiokraten lustig: „Man schrieb nützliche Dinge über die Landwirtschaft; alle Welt las sie, nur die Bauern nicht.“²²⁵ Die in den Schriften der ökonomischen Aufklärer geäußerte Enttäuschung haben im Nachhinein das Bild eines unveränderlichen Bauernstandes geprägt. Die Erzählung der Agrargeschichte ist eindeutig: Erst die Agrarreformen um 1807 nach Albrecht Daniel Thaer hätten eine Ertragssteigerung erbracht, die ökonomischen Aufklärer seien mit ihren Reformvorstellungen gescheitert. Wehler und Troßbach zeichnen jedoch ein anderes Bild: In den verschiedenen Ländern seien trotz der größtenteils unveränderten politischen Situation der Bauern die Erträge im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts teilweise stark angestiegen, aufgrund der neu eingeführten Stallfütterung, des Anbaus von Futterkräutern wie Klee, verbesserter Düngemaßnahmen, des Anbaus neuer Pflanzen wie z.B. der Kartoffel oder der verbesserten Dreifelderwirtschaft.²²⁶ Wehler legt Nachdruck darauf, dass nicht nur die Domänenpächter auf ihren Mustergütern diese Veränderungen eingeführt hätten, sondern auch „viele anonym bleibende Bauern“²²⁷ an diesem Prozess beteiligt gewesen seien. Liselott Enders belegt dies für Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, indem sie von Amtsmännern ab 1780 ausgefüllte Fragebögen zur wirtschaftlichen Situation der Dörfer auswertet. Sie stellt fest, dass die Bauern in diesen Regionen sehr flexibel und innovativ die neuen Kulturpflanzen angebaut haben, je nach Bodenbeschaffenheit und Absatzchancen. Die größten Hemmnisse ergaben sich demnach durch obrigkeitliche Eingriffe.²²⁸

Das Bild des unbelehrbaren Bauern, in dem die Thematisierung seiner politischen Situation keinen Platz hat, erfuhr jedoch noch eine zweite Besetzung. Ist in der Aufklärung und auch im 19. Jahrhundert diese behauptete Sturheit als fortschrittshemmend und negativ eingestuft worden, zeigt sich schon 1767 bei Justus Möser eine Umdeutung, die eine politisch motivierte, verklarte Vorstellung vom ‚richtigen‘, ‚natürlichen‘ Landleben in einen Gegensatz zur artifiziellen „Franzosenzümelei“²²⁹ der oberen Schichten stellt. Troßbach zieht eine Linie dieser Interpretation, die von Ernst Moritz Arndt, der in seinen Schriften „Aufklärungskritik, Nationalismus und Bauernfaszination“²³⁰ miteinander verknüpft habe, über Riehl und den Nationalsozialismus bis Brunner reiche. Inzwischen beschreiben Historiker_innen diese Reformunwilligkeit – wo es sie explizit gegeben hat – als zumindest teilweise von sozialer Rücksichtnahme motiviert, da die Maßnahmen

²²⁴ Anonym [Karl von Moser]: Von ökonomischen Gesellschaften, insbesondere der Fürstlich Baadischen zu Karlsruhe und denen in den Oesterreichischen Erblanden, in: *Patriotisches Archiv für Deutschland*, Bd. 3, 1785, S. 507–526, 509, auch zitiert in Dülmen, Aufklärer, S. 66.

²²⁵ Zitiert in: Radtke, Gewerbe, S. 362.

²²⁶ Troßbach, Beharrung, S. 128f. Auch Popplow kritisiert die Sichtweise, dass Thaer quasi im Alleingang die agrarische Revolution bewerkstelligt habe, als eingeschränkt, da sie übersähe, dass gewinnorientierte betriebswirtschaftliche Strukturen schon seit 1760 Teil der agrarischen Literatur waren. In diesem Zusammenhang verweist er auch auf den *Hausvater* von Germershausen, Bd. 1, S. 1–166. Popplow, Ökonomische Aufklärung, S. 33.

²²⁷ Wehler, Gesellschaftsgeschichte, S. 81.

²²⁸ Lieselott Enders: Bäuerliche Arbeitswelt zwischen Unumgänglichkeit und Selbstbestimmung, in: Lesemann/Lubinski, Ländliche Ökonomien, S. 19–45, S. 41.

²²⁹ Ingeborg Weber-Kellermann: Der Oikos, das ganze Haus, in: Oikos, S. 29–31, S. 29.

²³⁰ Troßbach, Beharrung, S. 109.

vielfach zu Lasten der unterbäuerlichen Schichten gingen. Die Aufteilung der Allmenden gibt dafür ein Beispiel. Die Allmendeteilung bedeutet die Auflösung der Gemeinheiten, die vorher (meistens) im Besitz der Dörfer waren und gemeinschaftlich genutzt wurden: Wälder, Moore, Weiden, Brach-, aber auch Ackerland. Auch an dieser Einrichtung ist zu sehen, dass das ‚ganze Haus‘ als Strukturbeschreibung nicht greift. Es ist im Rückblick mit der Voraussetzung von Privateigentum gedacht worden. Agrarwirtschaftlich gesehen bedeutete die Umwandlung der gemeinschaftlichen Flächen in Privatbesitz intensivere Nutzung und Steigerung der Erträge, durch den Anbau von Futterpflanzen und Stallfütterung statt der Nutzung als Weideland. Sozialgeschichtlich gesehen verschärfte die Allmendeteilung die Trennung zwischen Landbesitzenden und Landlosen und förderte die Armut, denn auch wenn die unterbäuerlichen Schichten die Allmenden nur für den Eigenbedarf nutzen durften, war selbst dies anschließend nicht mehr möglich.²³¹ Reinhard Siegert sieht in den Äußerungen vieler zeitgenössischer Aufklärer über die Sturheit und Unbelehrbarkeit des Volkes einen alten, sprichwörtlichen Topos, „der sich immer darauf bezieht, daß der ‚gemeine Mann‘ etwas nicht tat, was er tun sollte; wie das war, wenn er selbst auf einen Gedanken kam, blieb dabei außer Betracht.“²³²

In der MÖG waren die Fronten zwischen Aufklärern und zu belehrenden Bauern nicht so verhärtet wie die Geschichtsschreibung suggeriert. Auch wenn Bauern, wie üblich, nicht Mitglied der Sozietät waren, wurde ihnen durchaus eigenes Denken zugestanden. Rochow beispielsweise beschreibt seinen Versuch, „den Bauernstand zu bessern und umgänglicher, aber auch in ihrem Metier einsichtsvollern, und also brauchbarern Menschen, durch bessern Unterricht, umzubilden“,²³³ als Erfolg, nachdem er einen Bauer selbst zum Lehrer von anderen Bauern ausgebildet habe. Die so weitergebildeten Bauern betreuten als Verwalter seine Güter, ebenso handelte die Agrarreformerin Helene von Lestwitz. Bei beiden wird das als Ausnahme erwähnt. Eine an sich naheliegende Maßnahme, durch Standesgrenzen aber absolut unüblich. Die MÖG widerlegt die Auffassung, dass im fehlenden Kontakt zu den Bauern und Handwerkern der Grund für den mangelnden Erfolg der Ökonomischen Aufklärung liegt. Aus den Artikeln ihrer Mitglieder spricht vielmehr die Frustration über die mangelnde Aufmerksamkeit der staatlichen Verwaltung. Thaer ist Mitglied der Gesellschaft, er gründete 1806 in Möglin im Oderbruch das erste landwirtschaftliche Institut. Praktische Ausbildungsstätten für die ländliche Bevölkerung schlägt Germershausen schon in seinem ersten Vortrag in der Gesellschaft 1792 vor. In den sogenannten ‚Industrieschulen‘ sollten die elementaren Fächer mit handwerklichen Tätigkeiten angefüllt werden.²³⁴ Germershausen plädiert für Unterricht im Baumpflanzen, angesichts des drohenden Holzmangels.

4.4 Multiplikatoren

Insgesamt hatten die Pastoren und Pfarrer auf dem Land einen großen Anteil an der Volksaufklärung. Sie waren die tragende Kraft dieser Bewegung seit den 1760er Jahren, mehr als die Hälfte der populäraufklärerischen Schriften wurden von Geistlichen verfasst. Thomas Kuhn beschreibt diesen Wandel vom Prediger zum ‚Volkslehrer‘ in der Selbstbeschreibung der Geistlichen als Sä-

²³¹ Stefan Brakensiek: *Agrarreform und ländliche Gesellschaft. Die Privatisierung der Marken in Nordwestdeutschland 1750–1850*, Paderborn 1991, S. 433f. Auch hier zeigt sich ein Manko in der Trennung der historischen Disziplinen: In der Agrargeschichte wurden lange soziale Folgen der erzählten Fortschrittsgeschichte kaum berücksichtigt.

²³² Siegert, *Volksbildung*, S. 446.

²³³ Eberhard von Rochow: Ueber die Schwierigkeit, solche Ökonomische Versuche zu machen, die, als richtige Erfahrungen, allgemeine Verhaltensregeln geben, in: *Annalen* 1/2 (1793), S. 60–71, S. 69.

²³⁴ Ulrich Herrmann: Die Pädagogik der Philanthropen, in: Hans Scheuerl (Hrsg.): *Klassiker der Pädagogik*, Bd. 1: Von Erasmus von Rotterdam bis Herbert Spencer, München 1991, S. 135–158, S. 139.

kularisierungsprozess: „Vor allem der Landpfarrer wurde zunehmend zum entsakramentalisierten Zeitgenossen und Berater.“²³⁵ Gleichzeitig habe dieser Wandel den Pfarrern eine neue Existenzberechtigung gegeben, die sie im Zuge der Aufklärung schwinden sahen. So waren sie wichtig bei der Verbreitung der Pockenimpfung oder lehrten Lesen, Schreiben und Rechnen. Für die Verbesserung der Ernteerträge gab es auch ein ganz eigennütziges Interesse, da die Landgeistlichen zu Teilen von ihren Gemeindemitgliedern bezahlt wurden, oft auch prozentual.²³⁶ Doch auch abgesehen davon hatten Pfarrer als Verbindung zwischen Staat und Gemeinde eine Vermittlerfunktion inne, indem sie verpflichtet waren, im Gottesdienst obrigkeitliche Mandate zu verlesen, die sich mit Kleefütterung, Blitzableitung, Obstbäumen oder Schädlingsvernichtung beschäftigten.²³⁷

Auch Germershausen sieht sich selbst als Multiplikator von Wissen. Im *Hausvater* schildert er seine Initiative, jeden vierten Sonntag im Monat die Bauern seiner Gemeinde zu versammeln, um ihnen die neuesten Artikel aus Krünitz' *Enzyklopädie* vorzulesen. Sein Kommentar: „Es giebt auch Denker unter den Bauern.“²³⁸ Die Vorbildfunktion des Landgeistlichen malt er in der *Hausmutter* mit einer Geschichte über die Einführung von Taschentüchern aus. Ein Pfarrer wurde bei Antritt einer neuen Stelle auf dem Land damit konfrontiert, dass ihm die Gemeindemitglieder immer die Hand gaben. Dieser Sitte wollte er sich nicht widersetzen, obwohl er sich wegen des an den Händen klebenden Rotzes davor sehr ekelte. Nachdem er zunächst Zuflucht dazu genommen hatte, immer die Handschuhe anzubehalten, sein kärglicher Lohn es ihm aber nicht erlaubte, sich jede Woche neue zu gönnen (denn auch die Handschuhe waren schnell mit Rotz verschmiert), ging er dazu über, es in der Schule (mit Unterstützung des Schulmeisters) einzuführen, dass alle Kinder sich von ihren Eltern Schnupftücher aus abgelegten Hemden machen lassen sollten (jede Woche ein frisches, wenn sie Schnupfen haben, öfter wechseln). Daran nahmen die Eltern sich ein Beispiel, und plötzlich war die ganze Gegend ein Vorbild an Reinlichkeit, was sich letztendlich auch auf die Lebensmittelproduktion und ihren Absatz auswirkt: „Hiermit hatte der Geistliche nun einen so guten Ton in seinem Kirchspiele angegeben, daß Reinlichkeit der herrschende Geschmack ward, und die Wirthinnen kamen in so guten Ruf bauerlicher Eleganz, daß die benachbarten Städte am liebsten ihre Butter und Käse von so reinlichen Leuten nahmen.“²³⁹ Die Argumentation für Reinlichkeit führt hier zu ökonomischen Vorteilen. Der erste ist ein eher mittelbarer Vorteil: Im Fall des Bevölkerungswachstums durch mehr Hygiene gibt es aus einer größeren Unterschicht mehr Auswahl beim Gesinde, was für die Leserin ein eher abstraktes Zukunftsziel ist. Im Fall der Verkaufsförderung wegen des guten Rufs ergibt sich jedoch ein ganz unmittelbar einleuchtender Vorteil.

Die Hausmutter hat seiner Meinung nach die gleiche Funktion wie der Geistliche: Sie soll als Vorbild und als aktiver Multiplikator fungieren, einerseits, um das Gesinde dazu zu bringen, besser zu arbeiten und andererseits, um Wirtschaft und Gesellschaft zu verbessern. Im Hinblick auf das Gesinde zeigt sich seine pädagogische Einstellung – mit didaktischen Tricks kommt man oft besser zum Ziel als mit Zwang und Gewalt.

²³⁵ Thomas K. Kuhn: Praktische Religion. Der vernünftige Dorfpfarrer als Volksaufklärer, in: Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhard Siegert (Hrsg.): *Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts*, Bremen 2007, S. 89–108, S. 107.

²³⁶ Warnke, Götz: Pfarrer als weltliche ‚Volkslehrer‘. Motive und praktische Projekte, in: Böning/Schmitt/Siegert, *Volksaufklärung*, S. 73–88, S. 80.

²³⁷ Siegert, *Volksbildung* S. 467.

²³⁸ *Hausvater*, Bd. 5, Vorrede, S. XVIII.

²³⁹ *Hausmutter*, Bd. 1, S. 13.

Ziel: Gesinde – Mohrrüben und Stalllieder

Die Hausmutter als Vorbild ist ein Topos, den schon Coler betont und den auch Germershausen wiederholt und ausführt. Dem Gesinde soll sie auch in der Reinlichkeit ein Vorbild sein, denn sonst werde das vielfach tölpelhafte und rohe Personal sich niemals bessern. Schon die Zubereitung des Gesindeessens sollte entsprechend überwacht werden. Es sei ein nicht zu verzeihender Fehler,

„wenn die Hausmutter bey der Zubereitung und Darreichung der Gesindekost Schmutz und Unfläthereyen nicht vermeidet. Raupen, Schnecken, Gewürme unter Sallat [sic] und Kohl, oder Waschlappen, Windeln und dergleichen Unrath in den Küchengefäßen zu dulden und [...] unter die Gesindespeisen kommen zu lassen: kann doch manchem Dienstbothen Ekel und Widerwillen erregen.“²⁴⁰

Germershausen macht aus der reinlichen und ihr Gesinde zur Reinlichkeit erziehenden Hausmutter eine Patriotin, da Sauberkeit die Gesundheit fördere, Epidemien eingrenze und das Bevölkerungswachstum fördere, was bei dem herrschenden Gesindemangel auch zum Vorteil ihres eigenen Standes wäre – man könne dann wieder aus einer größeren Menge wählen, und müsse dem rohen Gesinde keinen überhöhten Lohn zahlen. Die Übertragung von Krankheiten und deren Verhinderung durch Hygiene war noch nicht wirklich erforscht, so dass Germershausen diese Argumentation nur am Rande erwähnt, während der „Ekel“ als Begründung gegen unhygienische Zustände eine größere Rolle spielt.²⁴¹

Beschwert sich Germershausen in diesem Kapitel noch bitterlich über das verrohte Gesinde (er sieht, wenn ein Knecht sich nach wiederholten Ermahnungen durch die Hausmutter immer noch mit ungewaschenen Händen an den Tisch setzt, keine andere Möglichkeit, als ihn zu entlassen), schlägt er bei anderen Themen einen anderen Ton an. Sein Anliegen, die Mohrrübe als Gesindespeise einzuführen, erweist sich z.B. als pädagogisches Kunststück. Die Vorbildgeschichte dafür ist die Einführung der Kartoffel, die bei Germershausen Ertüffel heißt. Heutzutage bekannt ist die Legende, derzufolge Friedrich II. die Kartoffeläcker zum Schein bewachen ließ, um die Kartoffel attraktiv zu machen und nachts klauen zu lassen. Diese Anekdote ist allerdings erst 1864 in der *Deutschen Romanzeitung* erschienen, und zwar in einer französischen Version, in der Antoine Augustin Parmentier zu dieser List greift.²⁴² Germershausen wählt eine Geschichte, die zu seiner Vorgehensweise passt: Der König habe einen Günstling in die Dörfer reisen lassen, um dort mit der Dorfherrschaft ein Essen zu veranstalten, zu dem die Bauern der Umgebung eingeladen wurden. Unter den Speisen wurden auch in der Schale gekochte Kartoffeln gereicht, von denen die Dorfherrschaft viel und gerne aß und die Bauern ermutigte, es ihnen nachzutun. Nachdem ihnen auch rohe Kartoffeln zum Kochen und Setzen mitgegeben wurde, habe sich diese Frucht im Anbau verbreitet und sei in wenigen Jahren zu ihrer jetzigen Bekanntheit und Beliebtheit gelangt.²⁴³

²⁴⁰ Ebd., S. 9.

²⁴¹ Ähnliches beschreibt Elias, wenn er die Begriffe in den Anleitungen zu höfischem Verhalten beim Essen untersucht: Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wird von „gutem“ und „schlechtem“ Verhalten gesprochen, das eher mit Peinlichkeit oder Ekel begründet wird, erst später kommen rationale Argumentationen hinzu. Norbert Elias: *Der Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1, Frankfurt am Main 191988, S. 152–155. Wie die Übertragung von Krankheiten tatsächlich vonstatten ging, wurde erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts herausgefunden.

²⁴² Vgl. Marina Heilmeyer: Welche Legenden vom König und der Kartoffel erzählen, in: *König und Kartoffel. Friedrich der Große und die preussischen ‚Tartuffoli‘*, Ausstellungskatalog, hrsg. von Antonia Humm, Marina Heilmeyer und Kurt Winkler, Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte, Berlin 2012, S. 25–31, S. 26. Parmentier trug in Frankreich viel zur Verbreitung der Kartoffel bei.

²⁴³ Vgl. Hausmutter, Bd. 1, S. 18. In den Rezepten für die Zubereitung der Kartoffel für den Herrschaftstisch heißt es dann allerdings, sie sei unter keinen Umständen eine Gastspeise, sondern nur eine Familienspeise, vgl. ebd. S. 604. Die Kartoffel ist ein Beispiel für die Wanderung von Lebensmitteln durch die Gesellschaftsschichten: Zunächst ein exotisches Gewächs aus Südamerika,

Die Hausmutter soll es im kleinen Rahmen nachtun und Überbleibsel des herrschaftlichen Essens, die sie beim Gesinde einführen will, dort aber zuvor nicht gegessen wurden (Mohrrüben, Brechbohnen, gekochte Gurken, Stockfisch), zunächst ihren Mägden alleine nach der Gesindemahlzeit in der Küche vorsetzen. Wenn sich diese an das neue Essen gewöhnt haben, lässt sie, ebenfalls als Überbleibsel vom herrschaftlichen Gericht, dieses zur Gesindemahlzeit auf den Tisch bringen. Der Appetit der Mägde werde die anderen anstecken. Die Tatsache, dass die Herrschaften die Mohrrüben ebenfalls essen, soll auch einen Anreiz darstellen, der sogar Reste adelt. Die Frauen sind als bessere Multiplikatoren ausgewiesen. Der Umweg führt hier besser zum Ziel als der direkte Weg. Die Hausmutter darf sich aber nicht anmerken lassen, was sie vorhat: „Denn wenn sie es sich abmerken ließe, wo sie hin will, so könnte das Gesinde sich leicht unter einander bereden, beym Alten zu bleiben, um zu zeigen, daß es auch Freyheit habe und behaupten könne.“²⁴⁴ Das Gesinde wird hier gleich kleinen Kindern behandelt, genauso wie in dem „klugen Kunstgriff“²⁴⁵ zu dem er rät, wenn es um Speisen geht, die nicht gerne gegessen werden. Man solle dieses Essen in kleineren Schüsseln auf den Tisch bringen als üblich, denn „das Dienstvolk wird bey dem Anblick ihrer gewöhnlich großen, mit unangenehmer Kost angefüllten, Schüssel sofort muthlos [...]“.²⁴⁶ Das ungern gegessene Essen solle man an Tagen servieren, an denen schwere Arbeit das Personal hungrig gemacht hat, ebenso an Tagen, die es in Sturm, Schnee und Regen auf dem Feld zubringen musste; nicht aber an Erntetagen, das sei ungehörig. Die Behandlung des Personals changiert stets zwischen der bestmöglichen Ausnutzung in wirtschaftlicher Hinsicht und dem Hinweis darauf, nicht zu weit zu gehen und in bestimmten Fällen Verständnis zu zeigen.

In einem anderen Beispiel legt Germershausen der Hausmutter eine ähnlich didaktische Strategie ans Herz. Eigentlich sei bei faulen Mägden, wie bei ungewaschenen renitenten Knechten, Hopfen und Malz verloren und man sollte sie lieber entlassen, wie er am Beispiel des gründlichen Ausmelkens der Kühe anmerkt: „Wenn Mägde faul, oder, wie man gemeiniglich sagt, verschlafen sind, so wird kaum die Gegenwart der Hausmutter das Ausmelken [sic] zuwegebringen können [...]. Verschläffene [sic] Mägde sind kaum durch Zwangsmittel zu ändern, und zu seiner Zeit lieber gar zu entlassen, um nicht in stetem Kriege mit ihnen zu leben.“²⁴⁷ Wenn Kühe nicht ganz ausgemolken werden, geben sie in der Folge weniger Milch. Verschlafen ließe sich in diesem Beispiel allerdings angesichts der üblichen Zeit des Melkens von 3 Uhr in der Früh durchaus auch wörtlich verstehen. Wenn es noch Hoffnung auf Besserung gibt, hat der Autor einen interessanten Ratschlag parat. Verschlafene Mägde nämlich könne man zum sorgfältigen Melken anhalten, indem man ihnen Fragen stelle, die sie mit mehr als nur Ja oder Nein beantworten müssen; am besten lasse man sie etwas erzählen. Man könne noch einen Schritt weiter gehen und die Anwesenheit der Hausmutter im Stall überflüssig machen – ein praktischer Hinweis, denn wenn sie sich überall dort aufhalten sollte, wo Germershausen ihre Überwachungsfunktion für nötig hält,

wurde sie in Fürstengärten angebaut und auf den Herrschaftstischen serviert, wie Rezepte aus dem 17. Jahrhundert zeigen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierte sie sich als günstiges und ertragreiches Nahrungsmittel für Gesinde, arme Leute, Soldaten und als Viehfutter. So verschwand sie vorübergehend vom Herrschaftstisch (bzw. war dort eben nur noch als Familienspeise zu finden), um in den 1820/30er Jahren auch in der gehobenen Küche wieder in Mode zu kommen. Vgl. Günther Wiegmann: Der Wandel von Speisen- und Tischkultur im 18. Jahrhundert, in: ders., Ernst Hinrichs, (Hrsg.): *Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts*, Wolfenbüttel 1992, S. 149–161, S. 152f. Die Kartoffel überlebte zu Kriegszeiten Invasionen von Soldaten, die Getreidefelder kaputttrampelten, auf der anderen Seite ist sie für den größeren Anbau als Hackfrucht eine arbeitsintensivere Feldfrucht.

²⁴⁴ Hausmutter, Bd. 1, S. 19f. Dies ist der erste Vorschlag, den er mit einer eigenen Geschichte einführt, um die Glaubwürdigkeit zu stützen: „So habe ich es mit den Mohrrüben gemacht.“ Ebd., S. 18.

²⁴⁵ Ebd., S. 22.

²⁴⁶ Ebd.

²⁴⁷ Hausmutter, Bd. 4, S. 241.

müsste sie sich dreiteilen. Die Mägde sollen zum munteren Singen angehalten werden, weil die Frau des Hauses dies auch von weiter weg hören und ihre Kontrolle so aus der Ferne ausüben kann: So lässt sich feststellen, „ob die eine oder andere gar nicht, oder doch schläfrig singende Magd ihrer Pflicht obliege.“²⁴⁸ Die Glaubwürdigkeit dieser Idee wird dadurch erhöht, dass Germershausen sie als allgemein anerkannt beschreibt: „Viele Frauen“ hätten diese Methode eingeführt.²⁴⁹ Es folgt ein Plädoyer für die Komposition angemessener Stalllieder, stets unter der Überschrift *Milch, Butter und Käse*:

„Es wäre nur zu wünschen, daß ein oder der andere Liederdichter hiebey noch dem ländlichen Fleiße zu Hülfe kommen, und im populären Styl recht passende Stalllieder verfertigen wollte. Gut würde es aber auch sein, daß ein Componist mit Hand anlegte, um dergleichen ländliche Lieder nicht nach Melodien der Kirchenlieder singen zu dürfen. Denn alte bekannte Melodien sind weniger ermunternd, und machen den Gesang matt, wie man solches an Kirchenliedern sehr bemerken kann, deren viele nach einer einzigen Melodie gesungen werden [...]“²⁵⁰

Hier scheint tatsächlich die Erfahrung des Pastors zu sprechen, der der Lieder aus seinen eigenen Gottesdiensten überdrüssig ist (oder des lustlosen Gesangs seiner Gemeinde). Sein Beispiel ist das Lied „Gelobet seyst du, Jesu Christ“, das im Gegensatz zu anderen Kirchenliedern das einzige in seiner Melodie sei, und deswegen „kein Rock, der mehreren Körpern angezogen wird.“²⁵¹ Bei einem Lied müsse der Affekt durch die Art des Singens erregt werden, was von alltäglichen Melodien nicht zu erwarten ist, mit dem Text habe das weniger zu tun: Neue Melodien „müssen dem zur Sinnlichkeit geneigten Menschen fast mehr gefallen, als die Worte des Liedes selbst. Der Gesang giebt ihnen das Leben.“ Das Erlernen der neuen Lieder findet nicht, wie man vermuten könnte, im wöchentlichen Gottesdienst statt, sondern soll von Experten gelehrt werden: „Es darf nur im Umfange von ein paar Meilen ein Musikverständiger seyn, der ein in einer neuen Melodie gesetztes Lied singen kann, so wird sich von ihm das Nachsingen auf den allgerneinsten Menschen ausbreiten. Die Menschen singen gern, am liebsten aber, wenn sie neu singen können.“²⁵² Auch hier findet sich das genaue Gegenteil der Behauptung einer dem Neuen unaufgeschlossenen Bevölkerung, wenn auch im kulturellen, nicht im wirtschaftlichen Bereich.

Ziel: Experten – Hebammen und Ölschläger

In den bisherigen Beispielen schildert Germershausen verschiedene Möglichkeiten, etwas Neues ohne die Anwendung von Zwang, sondern durch Tricks oder Anreize zu verbreiten.²⁵³ Doch nicht nur das eigene Gesinde soll die Hausmutter erreichen, auch die Experten der Region sollen durch sie etwas lernen. Das ist Germershausens Strategie, neues Wissen über seinen Leserkreis hinaus verbreiten zu können. Aufgrund der mangelnden medizinischen Versorgungsdichte auf dem Land ist z.B. medizinisches Wissen vor, während und nach einer Geburt ein wichtiges Thema:

²⁴⁸ Ebd., S. 242.

²⁴⁹ Ebd.

²⁵⁰ Ebd.

²⁵¹ Ebd.

²⁵² Ebd., S. 242f.

²⁵³ Abgesehen von der Geschichte über die Einführung der Taschentücher, die die Schulkinder einem Zwang ausgesetzt hat, die jedoch dazu gedacht war, die Hausmutter selbst dazu anzuregen, ein Vorbild in Sachen Reinlichkeit zu sein, auch was die Gesindeküche angeht.

„Städtische Hausmütter können [...], wenn sie wollen, dieses Kapitel ganz überschlagen, und sich ihrer so vorzüglichen Glückseligkeit bewußt bleiben, daß sie Ärzte und Geburtshelfer um und neben sich haben, um sich ihrer Rätke und Hülfe zu aller Zeit zu bedienen. Die Hausmütter auf dem Lande entbehren ganz dieser Glückseligkeit, und wer nicht auf dem Lande wohnt, der kann nur eine halbe Vorstellung von der unbeschreiblichen Noth haben, in der diese Verlassene zum alleröftesten sich befinden.“²⁵⁴

Es gibt in der *Hausmutter* keinen eigenständigen medizinischen Teil, wie es in der vorhergehenden Hausväterliteratur mindestens in Form eines Arzneibuches üblich war. Germershausen behandelt nur sehr spezifische Krankheiten, und diese an ihrem jeweiligen Ort: Kinderkrankheiten je nach Alter (darunter auch die Rettung von Ertrunkenen²⁵⁵), Tierkrankheiten je nach Tier, im Fall von Krankheiten von Erwachsenen nur die der Leserin bei Schwangerschaft und Geburt. Nicht nur die ökonomische, auch die medizinische Literatur hatte sich spezialisiert. Parallel erhöhte sich die Dichte der Apotheken bzw. die Infrastruktur für den Transport von Medikamenten. Auf medizinische Literatur zur Geburt verweist Germershausen, seiner Meinung nach sind diese Bücher aber nicht ausreichend verbreitet.²⁵⁶ Da er davon ausgeht, dass sein Buch bei seinen Leserinnen sehr beliebt ist, soll die Verbreitung des ärztlichen Wissens über die Hausmutter als Multiplikatorin laufen. Diese soll sich das Wissen über alles, was bei der Geburt beachtet werden muss, aus einem Buch des Arztes Samuel Morgenstern aneignen und, wenn sie schwanger ist, von den Hebammen verlangen, nach diesen Regeln behandelt zu werden. Denn: „Die Dorfhebammen werden schwerlich gedruckte Unterweisungen zu Hand nehmen ob sie ihrer schon am meisten bedürfen. Die Frauen des Mittelstandes sollten es auf dem Lande desto mehr thun, und in Zeiten die Wehmütter darnach unterrichten.“²⁵⁷ Tatsächlich ist die Verwissenschaftlichung des Hebammenberufes ein seit dem 17. Jahrhundert umkämpftes Gebiet. Hebammenliteratur war eine der frühesten gedruckten Fachliteratur: im 16. und 17. Jahrhundert schrieben Hebammen Bücher, die ein weitreichendes Wissen über anatomische und gynäkologische Kenntnisse verrieten.²⁵⁸ Gleichzeitig wurde der Beruf stark reglementiert. Akademisch ausgebildete Ärzte begannen, die Entscheidungshoheit über das Fach zu beanspruchen, was ihnen bis zum 19. Jahrhundert auch gelang und zur Auslagerung der Geburt aus dem Haus in die Klinik im 20. Jahrhundert führte.²⁵⁹

In der *Hausmutter* beschränkt sich Germershausen jedoch auf den Verweis auf Morgensterns Buch, dessen Inhalt wiederzugeben zu weit führen würde – dann aber doch viel Raum einnimmt. Fast 100 Seiten kreisen um Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, und was die Hebammen alles falsch machen. Der Geburtsvorgang wird sehr explizit beschrieben, was ein Grund für die dem Buch vorausgehende Warnung sein mag, es sei erst für Töchter in ‚mannbarem‘ Alter geeignet. Manche Hinweise betreffen eher die Seelenlage der werdenden Mutter: Die Stube, in der die Geburt stattfindet, sollte nicht zu warm sein, da dieses das Schwitzen und die Angst der Gebärenden steigere; so sollte man auch darauf achten, dass nicht zu viele Freundinnen dabei seien, sondern nur die vertrautesten. Der folgende Rat ist so einfühlsam, dass er aus der Erfahrung seiner Arbeit als Pastor stammen könnte:

²⁵⁴ Hausmutter, Bd. 5, Vorrede o.S.

²⁵⁵ Hausmutter, Bd. 5, S. 382–387. Die geschilderten Maßnahmen befanden sich auf dem aktuellen Wissensstand, was u.a. das Blasen von Tabakrauch mittels einer Pfeife in den After des Ertrunkenen beinhaltete.

²⁵⁶ Vgl. ebd., S. 220 und Vorrede o.S.

²⁵⁷ Ebd., S. 220. Vermutlich bezieht er sich auf Samuel Morgenstern: *Unterricht für Hebammen*, Magdeburg 1779.

²⁵⁸ Vgl. Eva Labouvie: Frauenberuf ohne Vorbildung? Hebammen in den Städten und auf dem Land, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 218–233, S. 225.

²⁵⁹ Auch Germershausen schlägt in diese Kerbe, wenn er männliche Geburtshelfer als besser qualifiziert bezeichnet als die Hebammen, was er wieder einmal mit einer „wahren Geschichte“ belegt. Hausmutter, Bd. 5, S. 174f.

„Bey schweren Geburten laufen gemeiniglich alle Frauen des Orts hinzu. Die Menge erwärmet die Stube zu sehr, und der Anblick so vieler Menschen macht die Leidende noch verwirrter. Sie kömmt leicht auf den Gedanken, man komme nur eine sterbensollende Frau zum letztenmal noch lebendig zu sehen. Alles, was Furcht machen kann, muß sorgfältigst vermieden werden.“²⁶⁰

Eine weitere Gruppe von Experten, an die Germershausen über die Hausmutter Wissen herantragen möchte, sind die Ölmüller. Hier zeigt sich ein genuines Anliegen der Ökonomischen Aufklärung, in Gegenstand und Begründung ebenso wie in Bestreben und Strategie der Wissensverbreitung. Es geht um die Verbesserung der Ölproduktion aus einheimischen Pflanzen. Dies soll aus dem patriotischen Grund geschehen, dass nach zeitgenössischer merkantilistischer Auffassung kein Geld für Olivenöl ins Ausland fließen darf: „Soll es denn unser Schicksal immerhin wollen, daß wir Ausländern zinsen [sic], und ihnen unser Geld geben, da sie von dem ihrigen uns nicht zuwenden?“²⁶¹ Der Fehler scheint ihm darin zu liegen, dass der Einkauf des Öls für den inneren Haushalt erfolgt, weswegen die Hausväter dieses den Frauen überlassen und sich so nicht um die Produktion des Öls kümmern. Deswegen adressiert Germershausen nun seine Leserinnen, die mit den durch sein Buch erlangten Kenntnissen den Ölschläger ihres Ortes anleiten können, aus einheimischen Pflanzen besseres Öl zu pressen – ein wichtiges Thema, da nicht so sehr das Speiseöl, sondern vor allem das Lampenöl einen großen Posten im Haushaltsbudget ausmacht.

Germershausen schildert detailliert alle Schritte der Ölproduktion, vom Säen mit genauen Mengenangaben und Tipps für den Sämann über das Ernten, Dreschen und Trocknen der Samen bis zum richtigen Ölpresen, auch die Eigenarten der verschiedenen einheimischen Pflanzen werden erläutert. Dabei hält er den Trick, der den Ölmüllern beigebracht werden soll, bis zum Schluss zurück. Heißt es zunächst, die Samen müssten vor dem Pressen erhitzt werden, weil das Öl so besser extrahiert werden kann, berichtet er vier Seiten weiter, dass das Öl vom heißen Pressen ranzig oder tranig werde, die Samen kalt zu pressen sei besser. Es folgt die Methode, wie sie beim Olivenöl in den südlichen Ländern angewendet werde: Aus der ersten, kalten Pressung mache man Speiseöl, die zweite und dritte Pressung sollten warm erfolgen, was das Lampenöl ergebe. Einheimisches Öl sei in schlechtem Ruf, weil bis jetzt immer alle drei Pressungen anschließend vermischt und in die gleichen Behälter abgefüllt würden – dies gilt es nun zu verändern.²⁶² Betrügerische Ölproduzenten benutzten außerdem gerne alte, grobe Tücher, um das Öl zu filtern. So erhalte man zwar eine ansehnliche Menge Öl, es werde aber nicht so rein wie es sein sollte. Er selbst weise den Ölschläger seines Ortes an, frische, feine Tücher zu benutzen, auch das solle sich die Hausmutter zu Herzen nehmen und den Ölproduzenten dementsprechend instruieren.²⁶³

²⁶⁰ Ebd., S. 226f. Anschließend kritisiert Germershausen noch die Gewohnheit der Landleute seiner Umgebung, dass der Ehemann seine Frau bei der Geburtsarbeit auf den Schoß nimmt und von hinten umfasst. Es wird nicht deutlich, ob die Körperstellung kritisiert wird oder die Tatsache, dass der Ehemann überhaupt anwesend ist. Ebd., S. 228.

²⁶¹ Hausmutter, Bd. 3., S. 281.

²⁶² Dies könnte als Beispiel dafür gelten, dass die frühen Agrarschriftsteller nicht so gründlich in der Hausväterliteratur rezipiert wurden wie angenommen: Columella beschreibt diese Methode der unterschiedlichen Pressungen in Buch 12.52.10–12, S. 375.

²⁶³ Baumöl ist Olivenöl, vgl. Hausmutter, Bd. 3, S. 230 (auch in Colers Rezepten taucht es schon als Baumöl auf). Nach einer gründlichen Besprechung feiner Speiseöle findet sich unvermittelt auch eine diätetische Warnung vor zu viel Speiseölkonsum, die einen Seitenhieb gegen die katholische und die orthodoxe Kirche und die Bevölkerung der Mittelmeerländer beinhaltet. Ihrem alltäglichen Verzehr von Speiseöl sei es zu verdanken, dass sich „bey den so armen Ordensleuten bald ein Ekel, eine bleiche Todtenfarbe, ein vertrockneter, im höchsten Grade magerer Körper, eine Mattigkeit in allen Gliedern, und endlich heftige verzehrende Fieber einfinden. Zum Glück ist der Speisegebrauch des Oeles in der Küche des Mittelmannes so häufig nicht, da man sich dessen fast nur allein zu kalten Salaten bedient, und weniger oder gar nicht die Italiener und andere Völker in warmen Ländern nachahmet, welche sich des Oels fast mehr als der Butter, auch bei warmen Speisen, bedienen. Viele unter uns wissen es sehr wohl, daß der Genuß des Baumöles, sonderlich bey schwachen Körpern, die Schlappigkeit des Magens vermehret, und Aufstoßen und Ekel verursacht.“ Ebd., S. 314. Zur Distinktionsfunktion der Küche komme ich in Teil II, Kapitel 1.

Die meisten von Germershausen geschilderten Verfahren, selbst Öl zu produzieren, sind sehr aufwendig. Die richtige Reife der Samen zu bestimmen erfordert große Aufmerksamkeit; das Ernten der Samen ist kompliziert, da sie beim Schneiden, Lagern und Transportieren leicht verloren gehen; bei allen Früchten muss darauf geachtet werden, dass möglichst wenig Erde dazwischen kommt, da das Aussieben viel Arbeit macht, und das Sammeln und Verarbeiten von Nüssen und Kernen, bis überhaupt eine lohnenswerte Menge beisammen kommt, ist ebenfalls sehr aufwendig. Hier zumindest hat Germershausen einen pragmatischen Vorschlag: Kinder können die Schalen von Kürbiskernen entfernen, ebenso wie von den Lindennüsschen, die aus dem Straßenstaub gesammelt werden müssen: „Wo Waisen- Zucht- und Arbeitshäuser oder Hospitäler sind, da könnte man die Kinder, Züchtlinge oder Hospitaliten sehr gut zur Sammlung der Nüßchen gebrauchen, und ihnen damit Beschäftigung machen.“²⁶⁴ Seine Idee rentiert sich also nur mit Hilfe von unbezahlten Arbeitskräften. Doch auch die übrigen Produktionsschritte sind überdimensioniert, was den Ertrag angeht. Rechnet man die benötigte Arbeitskraft mit ein, macht die Eigenproduktion ökonomisch keinen Sinn. Germershausen zielt hier mit einem Thema der Ökonomischen Aufklärung auf die falsche Person. Im boomenden Potsdam wurde tatsächlich ein großer Teil der gewerblichen Produktion, die sich auf ausnehmend hohem Niveau befand, von den im Großen Militärwaisenhaus untergebrachten Kindern gestemmt.²⁶⁵ Auf solche Ressourcen ausgebeuteter Arbeitskräfte kann aber der Privathaushalt auf dem Land nicht zurückgreifen. Germershausen vertraut trotzdem der Durchsetzungskraft der Hausmutter:

„Wenn nun die Leserinnen aus diesem Capitel mit den groben und feinen inländischen Oelen, und ihrer besten Art zu pressen, zu verbessern und aufzubewahren, sich hinlänglich werden bekannt gemacht haben; so schließe ich es nicht ohne die mir sehr schmeichelhafte Hoffnung: daß sie [...] es seyn werden, welche so manche Anpreisungen, Versuche und Vorschläge wackerer Männer benutzen, um, da es ihr Fach hauptsächlich ist, überall häusliche Ersparnisse anzubringen, für Baumöl und Thran ihr Geld nicht mehr aus dem Hause und Lande zugleich gehen zu lassen.“²⁶⁶

Die Verbesserungsvorschläge machen also die Männer, sie sind aber in Fällen wie diesen auf die Hausmütter als Entscheidungsträgerinnen und Vermittlerinnen in der Umsetzung angewiesen.

4.5 Themen der Ökonomischen Aufklärung in der *Hausmutter*

In der *Hausmutter* zeigt sich die Verzahnung von Land- und Hauswirtschaft noch ganz deutlich. Nicht nur Vorschläge für die Verbesserung der Wirtschaft allgemein lassen sich finden, sondern auch für den eigenen Betrieb. Germershausen merkt z.B. an, dass der Weidestandort der Kühe sich auf den Geschmack der Milch und damit auf die Butter, den Käse oder das Gebäck auswirke, ebenso wenn ausschließlich mit eigens dafür angebautem Klee gefüttert werde. Hier wendet Germershausen sich übrigens gegen ein Lieblingsthema der Ökonomischen Aufklärung, die von ihren Protagonisten stark geförderte Stallfütterung mit Klee: Erstens gebe diese der Butter einen „gewissen geilen Geschmack“, ²⁶⁷ zweitens sei der Plan offensichtlich von Stadtleuten erdacht, denn für die Stallfütterung brauche man mehr Personal und das sei auf dem Land schwieriger als in der Stadt zu bekommen. Im Gegensatz zu seiner Idee, die einheimische Ölproduktion zu stär-

²⁶⁴ Ebd., S. 297.

²⁶⁵ Straubel, Potsdam, S. 160. Generell mussten Kinder in Waisenhäusern seit dem Ende des 17. Jahrhundert gewerbliche Arbeit leisten, damit sich die Institutionen selbst tragen konnten. Vgl. Ulrich Eisenbach: *Zuchthäuser, Armenanstalten und Waisenhäuser in Nassau. Fürsorgewesen und Arbeitererziehung vom 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1994, S. 135.

²⁶⁶ *Hausmutter*, Bd. 3, S. 317.

²⁶⁷ *Hausmutter*, Bd. 4, S. 270. Der Begriff ist durchaus negativ gemeint, an anderer Stelle bezeichnet Germershausen den gemeinten Geschmack als „übel“. *Hausmutter*, Bd. 2, S. 6.

ken, kalkuliert er in diesem Fall den Wert von Arbeitskraft ein. Gegen richtig ekelhaften Geschmack der Milch, wenn die Kühe stehendes, faules und stinkendes Wasser getrunken haben, stellt Germershausen eine technische Neuheit aus England vor: eine Milchblasmaschine.²⁶⁸ Es folgt eine einigermaßen komplizierte Anleitung zum Bau des „sogenannten Ventilators“,²⁶⁹ die ebenso wie alle anderen Anleitungen ohne Abbildung bleibt. „Wenn [die Milch] einen sehr üblen Geschmack hat, so ist die beste Methode, sie siedend heiß zu machen, und wenn man sie alsdann hineingegossen hat, mit dem Blasen so lange fortfahren, bis der üble Geschmack sich gänzlich verloren hat.“²⁷⁰

Auch der Flachsanzbau wird, da er letztendlich zur Leinenproduktion gehört, je nach Boden- und Samenbeschaffenheit ausführlich besprochen, obwohl der Ackerbau im *Hausvater* eingeordnet ist. Doch auch die hauswirtschaftlichen Themen zeugen vom Willen der Aufklärung zur Verbesserung von Abläufen. Historiker, die sich mit der Ökonomischen Aufklärung beschäftigen, lassen jedoch das Thema der Hauswirtschaft völlig außer Acht. Die Hauswirtschaft wird in Webers *Handbuch der ökonomischen Literatur* aus dem Jahr 1803 noch ganz selbstverständlich ebenfalls zur Ökonomie gezählt;²⁷¹ außerdem bezieht Germershausen einen Großteil der Informationen, die er in der *Hausmutter* präsentiert, aus den ökonomischen Zeitschriften. Wie fragil und widersprüchlich die sich auf Empirie bzw. einzelne Fallgeschichten stützende Forschung war, lässt sich an der Besprechung des Materials von Küchengefäßen nachvollziehen.

Materialkunde

Immer, wenn neue Materialien oder Geräte ihren Weg in die Küchen finden, muss es Anleitungen zu ihrem Gebrauch geben – so entstehen ganze Kochbücher, die sich mit dem jeweiligen Thema auseinandersetzen und gleichzeitig Werbung machen: Weckgläser, Gasherd, Elektroherd, Dampfkochtopf oder Mikrowelle.²⁷² In den Zeitschriften der Ökonomischen Aufklärung lassen sich vereinzelte Artikel zu Vor- und Nachteilen verschiedener Materialien finden. Germershausen versucht sie in eine Ordnung zu bringen, wobei es nicht ausbleibt, dass seine Autoren sich widersprechen. Grundsätzlich muss sich die Hausmutter, auch wenn sie nicht selbst kocht, sondern kochen lässt, mit der Ausrüstung der Küche auskennen, denn schließlich wird sie über deren Anschaffung bestimmen: In durchsichtigen Gläsern lässt sich unreines Bier erkennen, Steingut ist zwar ein gutes Material, aber zerbrechlich und sehr schwer, und wird dadurch öfters von den Mägden fallengelassen. Für die Gewinnung von Sahne, die zu Butter weiterverarbeitet wird, sind flache, breite bzw. lange Gefäße nötig, und Germershausen hält ein Plädoyer für Milchtubben aus Holz, die sich besser als solche aus Ton oder Steingut eignen. Er beschreibt sie als in sehr großen Betrieben gebräuchlich, möchte sie aber den kleineren Betrieben seines Zielpublikums ans Herz

²⁶⁸ Germershausen zitiert einen Bericht aus dem *Wittenbergischen Wochenblatte* aus dem Jahr 1768, der zuvor bereits in England erschienen war, also zur Zeit der Publikation des vierten Bandes schon mindestens zwölf Jahre alt war.

²⁶⁹ Hausmutter, Bd. 4, S. 272f.: „Jeder Zinngießer wird ein solches Instrument machen, und de[r] unwissendste Hausgenosse kann es gebrauchen.“

²⁷⁰ Ebd., S. 272–274. Germershausen beschreibt außerdem eine neuartige Methode aus England, bei der Sahne vor dem Verbuttern stark erhitzt wird und dadurch haltbarer würde. Er selbst habe das Verfahren noch nicht angewandt, da es ihm zu umständlich sei. Vgl. ebd., S. 257ff. Louis Pasteur entwickelte sein Verfahren, Milch durch kurzzeitige Erhitzung haltbarer zu machen, erst 1865.

²⁷¹ Friedrich Benedict Weber: *Handbuch der ökonomischen Literatur, oder systematische Anleitung zur Kenntniß der deutschen ökonomischen Schriften die sowohl die gesammte Land- und Hauswirtschaft als die mit derselben verbundenen Hülf- und Nebenwissenschaften angehen; mit Angabe ihres Ladenpreises und Bemerkung ihres Wertes*, Bd. 2: Enthält die Literatur der Viehzucht, der ökonomischen Mineralogie, der ökonomischen Technologie, und der Landhaushaltungskunst, Berlin 1803.

²⁷² Vgl. bspw. Trude Ehlert: Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland, in: Alois Wierlacher (Hrsg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin 1993, S. 319–341, S. 328.

legen, auch wenn ihre Anschaffung teuer ist. Denn wenn sie richtig gewartet werden, halten sie ein Menschenalter lang.

Die richtige Wartung allerdings muss detailliert beschrieben werden und erlaubt einen Einblick in die tägliche Arbeit der Mägde. Die Gefäße, in denen die Milch einige Tage steht, damit sich die Sahne oben absetzen kann, müssen nach jedem Gebrauch gründlich gereinigt werden. Hierzu werden sie mit kochendem Wasser ausgespült, danach werden mit einem hölzernen Messer alle Reste von sauer gewordener Milch aus den Ecken, Ritzen und Zwischenräumen zwischen den Reifen und dem Holz von innen und von außen beseitigt. Anschließend wird das Holz von innen und außen mit Strohwischen und Sand gescheuert. Dann wird ein Gefäß nach dem anderen in kochendes Wasser gehalten, mit kaltem Wasser abgespült und an der Luft getrocknet. Die Reinigung spielt bei den Butterfässern, die ebenfalls aus Holz sind, keine so explizite Rolle mehr, außer der Tatsache, dass sie vor der Nutzung weder zu heiß (nach dem Ausbrühen) noch zu kalt sein dürfen, da sonst die Butter nicht gelingt oder in der Wärme zu sehr am Holz kleben bleibt. Der Umgang mit dem Holz muss hier als neues Material für die Tubben detaillierter besprochen werden als für das schon lange aus Holz bestehende Butterfass. Der Aufwand, der beim Reinigen der Holztubben betrieben werden muss, steht in keinem Verhältnis zu den Behältnissen aus Ton oder Steingut – wieder wird hier der Faktor der Arbeitskraft negiert, obwohl sich Germershausen in die zeitgenössischen Klagen über den Mangel an gutem Personal einreihet, was aber keinerlei Auswirkungen auf seine Argumentation hat.

Germershausen erläutert die Folgen, wenn die Reinigung der Tubben und aller anderer Behältnisse und Durchsehtücher die mit Milch in Verbindung kommen nicht gründlich genug geschieht: Säure entsteht und die Milch schlägt um oder die Butter will nicht gelingen, was in „geringen Häusern gemeinlich Hexereyen zugeschrieben wird.“²⁷³ Und in schönster aufklärerischer Manier warnt er vor Scharlatanen, die daraus Profit schlagen:

„Manche Hausmutter die mehr Argwohn gegen sich selbst oder ihre Mägde, als gegen Auswärtige haben sollte, [nimmt] zu Scharfrichtern ihre Zuflucht, welche die vermeintliche Hexerey eine Zeitlang verschlagener Weise zu vertreiben wissen, wenn die nämlich verordnen, dass die Milchgefäße so und so oft unter gewissen Ceremonien mit einem dargereichten Kraute ausgerieben und gebrühet werden sollen.“²⁷⁴

Die Sauberkeit von Gefäßen ist also entscheidend für die Haltbarkeit von Lebensmitteln oder das Gelingen der Butter. Das Material der Gefäße selbst aber kann bei falscher Handhabung geradezu gesundheitsgefährdend sein: Metall wie Kupfer oder Zinn sondert unter bestimmten Bedingungen kleine Teilchen ab, die Koliken auslösen und bis zum Tod führen können. Zu den metallenen Gefäßen kommen irdene hinzu, die üblicherweise mit einer bleihaltigen Glasur behandelt sind, im Gegensatz zu Steingut, das sich durch die große Hitze beim Brennen „selbst verglasuret“.²⁷⁵ So wird das Steingut, das zuvor als schwer, unhandlich und zerbrechlich beschrieben wurde, als das gesundheitlich beste Material bewertet. Metallene Gefäße aus Kupfer oder Zinn, in denen ohne Probleme gekocht werden könne, sollten jedoch nicht zum Aufbewahren und wieder Aufwärmen von Speisen genutzt werden, ebenso soll angesetztes Essen nicht abgeschabt werden, da hier die Loslösung des Metalls stattfindet. Ein besonders ungünstiger Fall, in seiner Erzählstrategie einer Horrorgeschichte nicht unähnlich, in dem sich durch Feuchtigkeit Kupferpartikel mit Essen verbunden haben, leitet diese Abschnitte ein:

²⁷³ Hausmutter, Bd. 4, S. 247.

²⁷⁴ Ebd., S. 248. Sonst sind weder Aberglaube noch Bauernsprichwörter präsent in diesem Buch.

²⁷⁵ Hausmutter, Bd. 1, S. 231.

„Vor einigen Jahren kam zur Winterszeit eine Bäuerin in eine nicht weit von mir entlegene Stadt, wo sie in ein ihr bekanntes Haus eintrat, um daselbst ihr mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Dieses war eine Butterstulle, mit welcher sie in die Küche gieng, wo eben eine Brandtweinblase zum Brandtweinbrennen angestellt war. Ihr Brod war unterwegs gefroren; daher sie es auf den Blasenkopf legte, um es daselbst loszuthauen und zu erwärmen. Hier war es nun geschehen, daß die Feuchtigkeit des losthauenden Brodtes Kupfertheile von dem Blasentopfe an sich gezogen und sich mit ihnen vereinigt hatte. Unter fröhlichen und kummerfreyen Gesprächen mit der Magd, die Brandtwein brannte, verzehrte sie das allerletzte Brod ihres Lebens. Denn bald fieng sie an über heftiges Bauchgrimmen zu klagen. [...] Kein Genesmittel linderete den Schmerz, und die Elende starb unter den schrecklichsten Convulsionen.“²⁷⁶

Germershausen belegt seine Schlussfolgerung, dass der Tod durch die Kupferteilchen verursacht wurde, mit einer weiteren Geschichte, die er „als Augenzeuge“²⁷⁷ erzählen kann: „Vier robuste und sehr muntere Jünglinge“²⁷⁸ verspeisen Pflaumenmus, das sich ausschließlich am Rand des Kupferkessels befunden hat, und das wegen seiner langen Kochzeit und seiner Pflanzensäure besonders viel von dem Metall aufgelöst hat. Die jungen Männer überlebten die starke Kolik knapp, behielten aber „eine solche Schwäche in den Eingeweiden auf viele folgende Jahre [...], daß sie wenig Vorkosten mehr vertragen, sondern gar bald in Koliken verfallen mußten.“²⁷⁹ In beiden Beispielen wird eine monokausale krankheitsauslösende Ursache suggeriert – andere Ursachen, wie z.B. dass übermäßiger Genuss von Pflaumen an sich schon in die Verdauung eingreifen kann, werden nicht erwähnt. So wird in einem anderen Beispiel ebenfalls das Metall für eine Lebensmittelvergiftung verantwortlich gemacht, in der Eier eine Rolle spielen. Vor alten Eiern wird in der *Hausmutter* nicht gewarnt; nur dass die frischen besser sind, und man bei der Lagerung der alten Eier aufpassen muss, dass sie nicht nach dem Material schmecken, in dem sie aufbewahrt wurden, wenn dieses schimmeliges Korn oder übel riechende Sägespäne sind, da sich der Geschmack auf den Kuchen übertrage.²⁸⁰

Bei der Präsentation von gelehrten Autoren ist besonders einer sehr präsent, der von Germershausen sehr geschätzt und oft zitierte Dr. Zückert. Dieser habe „aus unumstößlichen Erfahrungen [...] erwiesen“²⁸¹, dass es bei der Schädlichkeit der metallenen Gefäße vor allem um die Säure der darin aufbewahrten Lebensmittel ginge. Blei wird nur für gesundheitsgefährdend erklärt, wenn saure Lebensmittel wie Wein oder Essig damit in Kontakt kommen; Salzlake zum Pökeln in Gefäßen mit Bleiglasur sei ungefährlich und weit verbreitet. Dagegen ist man sich noch nicht sicher, ob Wasser, das mit Blei in Rohren oder Behältern in Kontakt kommt, gesundheitsgefährdend ist, oder nicht. Die unumstößlichen Erfahrungen, die Zückert anbringt, bestehen aus verschiedenen Fallbeispielen von englischen und französischen Autoren. Zinn soll man nur rein benutzen, meistens ist es aber mit Kupfer, Zink, Blei und Arsen gemischt, wodurch es giftig werde. In Preußen sei die Beimischung von Blei seit 1768 unter Androhung von Gefängnis verboten. Germershausen gibt der Leserin einige Tipps, wie der reine Zinn durch Anschauung und Geschmack zu erkennen ist.²⁸²

Die Fachautoren, die Germershausen zitiert, widersprechen sich teilweise. Während nach Meinung des einen das Pökeln in Salzlake die bleierne Glasur nicht angreift, ist ein anderer der Auf-

²⁷⁶ Ebd., S. 226.

²⁷⁷ Ebd., S. 227. Auf die Funktion von Augenzeugengeschichten komme ich in Teil II, Kapitel 2.4 zurück.

²⁷⁸ Ebd.

²⁷⁹ Ebd., S. 228. Gemüse wird als Vorkost bezeichnet.

²⁸⁰ Hausmutter, Bd. 2, S. 8.

²⁸¹ Ebd., S. 438.

²⁸² Ebd., S. 443–447.

fassung, man solle Salz nicht in (mit Blei und Arsenik gemischten) zinnernen Salzfüßern aufbewahren, da es Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehe und so das Metall auflöse, das in der Folge beim Würzen der Suppen ins Essen komme. Germershausen entzieht sich an dieser Stelle der Verantwortung, indem er sich auf andere Autoritäten beruft und diese unkommentiert lässt. Die Verwissenschaftlichung der Land- und Hauswirtschaft in der Ökonomischen Aufklärung ist eine Gemengelage aus systematischen Versuchsaufbauten, Langzeitbeobachtungen und Einzelfallschilderungen, Wissen wird „in vielfältigen Kontexten gesucht und zu objektivieren gesucht.“²⁸³

In mindestens einem Fall scheint Germershausen seiner Zeit durch eigene Erfahrung voraus zu sein: Um den grünen Farbton von Gurken und Bohnen zu erhalten bzw. noch zu verstärken, wurden Kupfergefäße benutzt, da der Grünspan in der Salz- und Essiglake diese Farbe produziert. Germershausen beschwert sich über diese Technik, da es ihm Magenprobleme bereite. Dass diese Verfahrensweise tatsächlich gesundheitsgefährdend ist, wird erst 1822 mit einer aufsehenerregenden Publikation des Chemikers Friedrich Accum einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Aber auch nachdem diese Studie zu Nahrungsmittelmanipulationen veröffentlicht war, sollte es noch bis 1887 dauern, bis gesetzlich dagegen vorgegangen wurde.²⁸⁴

Betrug von Krämern und Webern

Wie bei der Anleitung zur Behandlung neuer Materialien und Gerätschaften wird Hilfestellung bei der Verarbeitung von neuen Lebensmitteln (wie der Kartoffel) mittels Rezepten und Anbauanleitungen gebraucht, ebenso wie Tipps im Umgang mit exotischen Gewürzen. Denn nicht nur Hinweise bei der Verwendung der Gewürze werden benötigt, sondern auch beim Einkauf – neue, unbekanntere Produkte eignen sich gut für den betrügerischen Verkauf minderwertiger Ware. Germershausen warnt vor den Tricks der Händler: Gewürze wie beispielsweise Zimt sollte man nicht schon gestoßen sondern immer am Stück kaufen, da Baumrinde oder Ziegmehl darunter gemischt sein kann. Auf Muskatnuss wie schwarzen Pfeffer wird ein Loblied gesungen und Qualitätshinweise gegeben, bezüglich der Existenz von weißem Pfeffer gibt es seinerseits noch Skepsis: „Es ist noch nicht ausgemacht, ob es natürlichen weißen Pfeffer gebe, oder ob dieser durch die Kunst bereitet werde. Der bey uns gebräuchliche weiße Pfeffer ist erkünstelt“,²⁸⁵ und zwar bestehe er aus dem weißen Kern des schwarzen, der in Seewasser eingelegt wurde, um ihn von der schwarzen Schale zu befreien. In Holland und Frankreich wird dieser zusätzlich „mit weißer Erde oder Kreide überschmieret, damit er desto weißer und glätter [sic] ausfalle. Einige wollen doch behaupten, daß es natürlichen weißen Pfeffer gebe, und dieses sey die von den Ranken noch unreif abgenommene Frucht.“²⁸⁶

Auch einheimische Lebensmittel müssen einer Qualitätsprobe standhalten. Zwei Methoden stellt Germershausen vor: Einerseits gibt er Tipps, wie sich die Einkäuferin auf ihre Sinnesorgane verlassen kann, andererseits kann sie Techniken zur Hilfe nehmen, die chemische Reaktionen zur Folge haben. Die wichtigste Eigenschaft der Einkäuferin ist eine gute Nase, mit der sie die meisten Betrügereien schon aufdeckt. Reis beispielsweise darf nicht „dumpfig, muchzend oder moderig“²⁸⁷ riechen, da er nach dem Kochen auch genau so schmecke. Außerdem solle man die Augen

²⁸³ Popplow, *Ökonomische Aufklärung*, S. 46.

²⁸⁴ Vgl. Bee Wilson: *Swindled. From Poison Sweets to Counterfeit Coffee – The Dark History of the Food Cheats*, London 2008, S. 39; Friedrich Accum: *Von der Verfälschung der Nahrungsmittel und von den Küchengeiften*, Leipzig 1822.

²⁸⁵ Hausmutter, Bd. 3, S. 248.

²⁸⁶ Ebd., S. 249.

²⁸⁷ Ebd., S. 274.

zur Hilfe nehmen, denn er muss weiß, grobkörnig und klar sein. Mehlwürmer und Milben erzeugen Mehl: „Wenn man mit der Hand bey dem Gewürzkrämer in die Reistonnen oder Säcke greift, so muß sie beym Herausziehen ohne Staub oder Mehl erscheinen.“²⁸⁸ Diese Probe ist auch den ungebildeten Küchenmädchen beizubringen. Auch die Zunge muss ausgebildet sein. Für die Unterscheidung von gutem und schlechtem Essig solle man das Personal ausbilden: „Es kann keine bessere Probe des verfälschten Weinessigs als die Zunge seyn, und die Herrschaften auf dem Lande müssen ihre Dienstbothen dazu abrichten, daß sie ihn bey Abholung desselben aus den Städten bey den Materialisten zuvor kosten, und für keinen anderen, als für den äußerst scharfen das Geld weggeben [...]“²⁸⁹

Obwohl Germershausen davon ausgeht, dass die Leserin einen Betrieb führt, der Butter produziert, stellt er auch für diesen Fall verschiedene Eigenschaften und Fallstricke beim Einkauf vor: Die irländische Butter sei, wie er mehrfach erwähnt, die schlechteste, da (nicht nur) mit Haaren verunreinigt. Die holländische, holsteinische und ostfriesische wird sehr gut beurteilt. Doch würden Holsteiner und Holländer ihre Butter des öfteren mit Orlean färben, was diese nach einiger Zeit bitter mache.²⁹⁰ Der aus Indien stammende Farbstoff sei eigentlich zum Färben von Stoff gedacht. Die Käuferin erkenne den Betrug am Geruch, denn der Farbstoff rieche nach Violett. Im vierten Band rät der Autor übrigens selbst zur Färbung von Butter, um ihr in den blassen Wintermonaten, in denen nur mit Heu gefüttert wird, farblich und geschmacklich auf die Sprünge zu helfen. Sein Mittel besteht aus Mohrrübensaft, was er nicht als Betrug ansieht.²⁹¹ Von manchen Verkäufern aber werde Butter auch mit Rindsfett vermischt, was in größeren Gefäßen am Rand oder unten versteckt wird, weswegen die Käuferin ihre Kostprobe aus dem Fass mithilfe eines Butterstechers nicht nur aus der Mitte holen lassen soll. Und neben der Butter bedarf selbst ein so vertrautes Produkt wie der Honig der Aufklärung, denn auch dieser kann durch Mehl- oder Wasserzusatz gestreckt sein. Die Probe, um den Betrug aufzudecken, „ist das Feuer; wenn der Honig nämlich über dem Feuer nicht recht geschmolzen und in Fluß gebracht werden kann.“²⁹²

Diese Probe ist schon komplizierter durchzuführen als seine eigenen Sinne anzuwenden. Aufwendiger und detaillierter wird Germershausen bei einem äußerst wichtigen Produkt, von dem in großen Mengen gekauft wird, da es für die Konservierung diverser Nahrungsmittel benutzt wird: dem Salz. Vier verschiedene Salze werden erörtert, die für die Haltbarmachung von Fleisch, Fisch oder Butter besser oder schlechter geeignet sind. Germershausen zitiert an chemische Versuchsaufbauten erinnernde Maßnahmen, um das Salz zu untersuchen – von der äußeren Anschauung, Farbe, Gestalt, Gewicht, Dichte, Größe, Trockenheit, über Geschmack und Geruch zur Reinheit beim Zerlassen, Auflösungsqualitäten in Käse, Butter oder Wasser, Schaumentwicklung in kochendem Wasser, Knistern und Farbe der Flamme bei Verbrennen: Das spanische bekommt als Meersalz, das unrein sei und nach Fisch stinke, insgesamt keine gute Beurteilung, im Gegensatz zum hallischen und lüneburgischen. Das Argument, kein Geld ins Ausland fließen zu lassen, wird hier nicht explizit ausgesprochen, sondern subtiler über die vermeintlich neutrale Besprechung

²⁸⁸ Ebd.

²⁸⁹ Ebd., S. 225f. Ausnahmsweise findet sich hier nicht die Rede vom verschwendeten Geld, auch wenn sich im 4. Band Rezepte für die Herstellung von Essig befinden.

²⁹⁰ Ebd., S. 228.

²⁹¹ Vgl. Hausmutter, Bd. 4., S. 268f. Was als Verfälschung gilt und was nicht, wird zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich bewertet. Orlean wird heute unter dem Namen Annatto als Farbstoff E160b u.a. für Käse eingesetzt, Carotin als Farbstoff E160a bis heute zum Färben von Butter benutzt.

²⁹² Hausmutter, Bd. 3, S. 223.

der Qualität suggeriert.²⁹³ Diese vielfältigen Proben seien notwendig, um zu testen, mit welchem Salz man es zu tun habe – denn das wirke sich auf die Menge aus, die beim Einsalzen zu gebrauchen sei, und könne wider Erwarten vom gewohnten Augenmaß abweichen (was schwerwiegende Konsequenzen haben kann, wenn beispielsweise dadurch ein ganzes Rind nicht richtig eingepökelt wird und verdirbt). Von welchem Salz aber mehr oder weniger nötig ist, führt Germershausen nicht aus.

Diese Proben um das Salz zu testen hat Germershausen aus einem Kaufmannsmagazin übernommen, sie waren also für ein Expertenpublikum bestimmt: die Händlerinnen und Händler. In den Artikeln sind die Grenzen zwischen Gewerbe und Hauswirtschaft nicht scharf gezogen – ebenfalls zu erkennen ist dies an einem Abschnitt, der sich mit dem Betrug von Webern beschäftigt. Das Kapitel ist so kompliziert, dass Germershausen über weite Teile Artikel von anderen Autoren zitiert. Der Versuch, das beim Weber abzugebende Garn zuverlässig quantifizieren zu können, damit man überprüfen kann, ob der Weber bei der gelieferten Leinwand auch alles Garn eingebracht und nichts zurückbehalten hat, scheint fast ein Ding der Unmöglichkeit, es werden aber alle Anstrengungen unternommen. Zunächst muss die Hausmutter das Garn gleichmäßig und quantitativ nachvollziehbar (je nach Feinheit des Fadens) auf Haspeln aufspulen lassen, so dass die abgegebene Menge Garn sicher nachzuvollziehen ist. Für die Umrechnung von Garnmenge zur Menge an produzierter Leinwand werden verschiedene Autoren zitiert, was es nicht einfacher macht. Darunter befindet sich auch eine „einfache, höchst brauchbare Tabelle“, ²⁹⁴ die als Ausklappblatt eingefügt ist. Trotz der sechsseitigen Erklärung der Tabelle muss man die Fachsprache der Weber beherrschen, um sie zu verstehen. In den Manufakturen würden zunächst das Garn, anschließend der Stoff gewogen, diese Möglichkeit schließen die Autoren für kleinere Betriebe aber aus, da es zu ungenau sei; außerdem sei es schon passiert, dass ein Weber dann einfach gröberes Garn als das feine abgegebene benutzte, um auf mehr Gewicht zu kommen. Eine andere Möglichkeit der Weber zu betrügen wird als Erlebnisbericht eines Freundes geschildert, eines „vornehmen Leinwandhändlers“: Er überraschte den Weber, wie dieser mithilfe von zwei Knechten das gewebte Stück Stoff ausdehnen ließ, um auf die veranschlagte Größe zu kommen und gleichzeitig Garn zurückbehalten zu können. Zum Abschluss des Kapitels hält Germershausen noch eine kleine Moralpredigt, um seinem Beruf gerecht zu werden:

„Ich habe einen sehr ehrlichen Weber gekannt, welcher seine Kunden mit der besten Arbeit nicht nur versorgte, sondern auch das viel oder wenig übrigbleibende Garn vom Gewebe immer zurückgab. [...] Gott segnete diesen ehrlichen Weber, der einen kümmerlichen Anfang hatte, so sehr, daß er einer der wohlhabendsten Einwohner des Ortes ward. Wie trifft aber gegenheils bey andern dieses Gewerks zu? wie gewonnen, so zerronnen. Vielmals aber muß der Enkel erst noch den Raub seines Vorfahren büßen, und bey sich in Fluch verwandelt sehen.“²⁹⁵

Ehrlichkeit zahlt sich also ökonomisch aus. Das Gleiche könnte man sich bei den Müllern denken, die ja auch, im Gegensatz zu durchziehenden Händlern, mit den Kunden und Kundinnen der Umgebung arbeiten müssen. Doch auch hier lauert Gefahr: Auf ungeschärften Mühlsteinen gemahlenes Korn ergibt nicht viel Mehl, frisch geschärfte Mühlsteine aber geben, wenn sie nicht abgerieben werden, Steinmehl ab, welches das Gewicht des Mehls vergrößert (das Korn wird

²⁹³ Vgl. ebd., S. 230–236.

²⁹⁴ Hausmutter, Bd. 4, S. 441. Zur Problematik des Messens des abgegebenen Garns siehe auch Victor Wang: *Die Vereinheitlichung von Maß und Gewicht in Deutschland im 19. Jahrhundert. Analyse des metrologischen Wandels im Großherzogtum Baden und anderen deutschen Staaten 1806 bis 1871*, St. Katharinen 2000, S. 202–206.

²⁹⁵ Hausmutter, Bd. 4, S. 452.

vorher und das Mehl anschließend gewogen). Steinmehl aber ist für den Menschen gesundheitsgefährdend, weswegen nach alten Verordnungen auf frisch geschärften Mühlsteinen zunächst für das Vieh geschrotet werden soll. Des Weiteren wird der Hausmutter ein Maß an die Hand gegeben, wie lange ein Müller bei vollem Wasser oder mittlerem Wind für wie viel Mehl braucht, damit sie die Zeit berechnen kann, die ihre Magd, die sie zum Müller geschickt hat, fern bleibt.²⁹⁶ Auch das würde als Thema in die Ökonomische Aufklärung passen: Zeitmanagement und Rationalisierung der Arbeitsabläufe, für die Germershausen immer mal wieder Strategien zur Verfügung stellt. Die Magd, die zum Buttern abgestellt wird z.B., soll die geeignetste anstelle der stärksten sein – also nicht die dümmste, sondern diejenige, die am Klang erkennt, ob die Butter die richtige Konsistenz erreicht hat. Um ihr die Arbeit zu erleichtern, soll die Höhe des Fasses an ihre Körpergröße angepasst und ihr ein Trittbrett angefertigt werden.²⁹⁷ Es ist allerdings eine seltene Ausnahme, dass das Personal nach Fähigkeiten eingesetzt und ihm dann auch noch die Arbeit körperlich erleichtert werden soll. Systematische Rationalisierungsansätze von Arbeitsabläufen und Körperhaltung in der Hauswirtschaft gab es erst seit dem *Home Economics Movement* in den USA um 1900, als sich diese Tätigkeiten an die selbst ausübende Hausfrau wenden.²⁹⁸

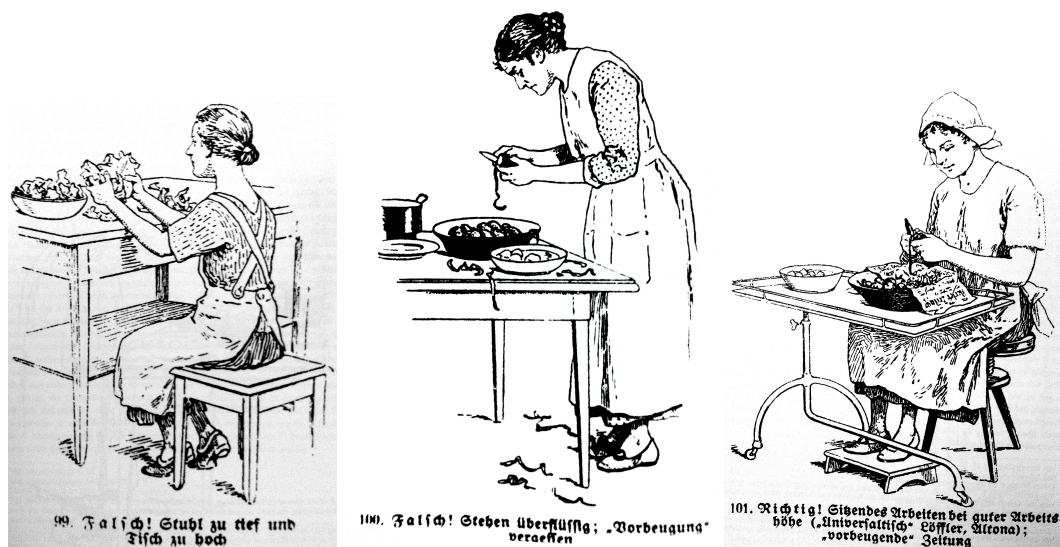


Abb. 5 Die richtige und die falsche Haltung beim Kartoffelschälen.

Es bestehen ganz klare Überschneidungen der Themen der Ökonomischen Aufklärung mit denen der *Hausmutter*. Germershausen zitiert Artikel, die in Zeitschriften erscheinen, die sich (im Titel) an das Gewerbe wenden, um sie für den Haushalt der Hausmutter nutzbar zu machen, gleichzeitig erscheinen seine Artikel über die Rolle der Hausmutter in eben diesen Zeitschriften, z.B. dem *Wittenbergischen Wochenblatt*. Trotzdem sucht man diese den Haushalt betreffenden Themen in den Publikationen der MÖG vergebens.

5. Hausmütterliteratur

Auch in der Bibliothek der Gesellschaft ist die *Hausmutter* nicht verzeichnet. Die erste Veröffentlichung lag zwar schon 10 Jahre zurück, es gab aber zahlreiche Folgeauflagen. Germershausen zitiert viele seiner Vorschläge aus zeitgenössischen Journalen, dementsprechend verbreitet scheinen

²⁹⁶ *Hausmutter*, Bd. 3, 2. Teil, S. 22f.

²⁹⁷ *Hausmutter*, Bd. 4, S. 261 und 263.

²⁹⁸ Vgl. Eva Scheid: Heim und Technik in Amerika, in: *Oikos*, S. 86–92.

die Themen im Zeitschriftenwesen der Zeit gewesen zu sein. Marion Gray spricht sogar von einer vorhandenen ‚Hausmütterliteratur‘; im Ausstellungskatalog *Geschmackssache* des Museums für Volkskunde taucht die merkwürdig exakte Zahl von 120 Publikationen auf: „An ‚die treusorgende Hausmutter‘ richteten sich nun die meisten der insgesamt 120 Titel aus diesen vorwiegend für Frauen bestimmten Schriften der Hausväterliteratur des 18. Jahrhunderts.“²⁹⁹ Die 120 scheint sich auf eine Information in einer Fußnote eines Artikels von Frühsorge zu beziehen: Dieser hat die Titel gezählt, die Magdalene Humpert in ihrer *Bibliographie der Kamerawissenschaften* von 1937 unter der Sparte „Privatökonomie“, „für die ‚Hausmutter‘“ aufführt, fast alles Titel aus dem 18. Jahrhundert.³⁰⁰ Frühsorge selbst verweist auf die zeitgenössischen ökonomischen Bibliografien, die noch weitaus mehr Publikationen versammeln, die die ‚Hausmutter‘ oder ähnliche Bezeichnungen im Titel führen. Germershausens Anspruch auf Singularität, den er im Vorwort des ersten Bandes der *Hausmutter* erhebt, scheint sich als verkaufsförderndes Argument ohne tatsächliche Basis herauszustellen.

5.1 Begriffsklärung

Bei genauerem Hinsehen jedoch wird deutlich, dass die große Mehrheit dieser Bücher erst Ende des 18. Jahrhunderts herausgekommen ist, und die Publikationen sich tatsächlich von Germershausens *Hausmutter* unterscheiden. Doch zunächst zum Begriff Hausmütterliteratur, der nicht unproblematisch ist, da er den Anschein erweckt, als Pendant zur Hausväterliteratur zu fungieren. Geht man davon aus, dass die Hausväterliteratur als solche bezeichnet wird, weil viele Werke den Hausvater als Adressaten im Titel führen (und in der Zeit der Begriffsbildung die teilweise ebenfalls im Titel vorkommenden Hausmütter unterschlagen wurden), dann gibt es im 18. Jahrhundert tatsächlich ein neu entstehendes Genre, das man Hausmütterliteratur nennen könnte.

Sieht man sich die Titel aber genauer an, unterscheiden sich die Werke in einem entscheidenden Kriterium von der Hausväterliteratur (unabhängig davon, ob für den Begriff der Hausväterliteratur die christliche Sittenlehre als konstitutiv gesehen wird oder nicht): dem Bestreben, ein großes Ganzes zu schaffen, überbordend viele Informationen zum Führen des gesamten Hauses und des Landgutes zu liefern. Die Titel der von Gray so bezeichneten Hausmütterliteratur referieren zu meist auf spezielle Themen wie Dienstbotenausbildung, Färbekunst oder Kochbücher. Insofern entsprechen sie dem Lauf der Zeit – die Hausväterliteratur geht im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in mannigfaltiger ökonomischer Literatur auf, die das Pflügen, die Teichwirtschaft, Viehseuchen oder Seidenhasenzucht zum Thema hat, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Diese Literatur kommt nicht mehr in gewichtigen Folianten oder zwar kleinformatigeren, aber immer noch dicken Büchern daher, sondern in knapperen Abhandlungen oder als informative Artikel in ökonomischen Zeitschriften. Und sie spaltet sich nicht nur in Themen der Landwirtschaft auf, sondern eben auch die der Hauswirtschaft, die dann zum großen Teil tatsächlich an die Hausmutter adressiert werden. Insofern kann man von einer Hausmütterliteratur sprechen, wenn man die Adressatinnen meint; sie ist aber nicht als Äquivalent zur Hausväterliteratur zu sehen, sondern Teil der zu dieser Zeit überbordenden, sich spezialisierenden ökonomischen Literatur. Einzig Germershausens *Hausmutter* bildet hier tatsächlich eine Ausnahme, was alleine schon an der Anzahl der Bände zu sehen ist.

²⁹⁹ Müller, Hausväterliteratur, S. 9. Das Museum für Volkskunde besitzt eine Sammlung von Kochbüchern, die in der gleichnamigen Ausstellung gezeigt wurden.

³⁰⁰ Frühsorge, Einheit, Fn. 27, S. 155f.: Magdalene Humpert, *Bibliographie der Kamerawissenschaften*, Köln 1937.

5.2 Einordnung der *Hausmutter* von Germershausen

Germershausen positioniert sein Buch explizit in der Tradition der Hausväterliteratur, wenn er schreibt, er habe dem *Hausvater* von Münchhausen ein weibliches Pendant ins Bücherregal stellen wollen.³⁰¹ Und tatsächlich treffen Aspekte dieses Genres auf seine Publikation zu: Er versucht, einen fast enzyklopädischen Überblick über alle von ihm definierten Aufgabenbereiche einer Gutsvorsteherin zu geben; allerdings nicht in übersichtlichen Artikeln, sondern in Form eines ausladenden Sammelwerkes. Geplant hatte der Autor drei Bände, wie im Vorwort des ersten Buches nachzulesen ist. Im Laufe der Arbeit weitete sich das Vorhaben auf fünf Bände aus, die insgesamt ca. 4.500 Seiten umfassen. Sein erklärter Plan ist es, ein Wirtschaftssystem für die Hausmutter „im Zusammenhange“ zu beschreiben, nachdem er seinen „jüngern Freunden, als angehenden Hausvätern, für ihre junge und unerfahrene Hausmütter so wohl Plane als Manipulationen schriftlich aufsetzen [hat] müssen; diese aber haben nur aus dem Zusammenhange herausgerissene Stücke seyn können. Sie waren kein Ganzes.“³⁰² Diese Art der Systematik, der ausschweifenden Ratgeber, die der Hausväterliteratur gemäß dem Anspruch auf Vollständigkeit folgt, hat sich in dieser Zeit schon überholt. Das ist allein schon daran abzulesen, dass die Artikel, die Germershausen anführt, nicht selten um die zehn Jahre alt sind. Aber auch die ökonomischen Enzyklopädien etablieren eine lexikalische Systematik, die ein schnelleres Nachschlagen ermöglichen. Insofern kann man der in der Sekundärliteratur oft getroffenen Aussage, Germershausens *Hausmutter* bilde den Schlusspunkt der Hausväterliteratur, zustimmen, auch wenn sich das zunächst paradox anhört, und er außerdem anschließend noch den *Hausvater* publiziert hat, der jedoch lange nicht so stark rezipiert wurde wie die *Hausmutter*. Die ökonomische Literatur war zu dieser Zeit so umfangreich und hatte sich derart spezialisiert, dass der *Hausvater* vermutlich als zu umfangreich und altmodisch galt.³⁰³ Germershausen passte sich in der Folgezeit an und schrieb noch ein ganz auf die Schafzucht konzentriertes Buch sowie vier Bände eines ökonomischen Lexikons.³⁰⁴

Zeitlebens blieb die *Hausmutter* sein bekanntestes Werk. Auf den Titelblättern der Bände des *Hausvaters* wird der Autor nur als „Verfasser der Hausmutter“³⁰⁵ bezeichnet, was von den zeitgenössischen Rezensionsorganen wiederholt wird. Im Gegensatz zu seinen anderen Publikationen wird die *Hausmutter* mehrfach wieder aufgelegt, die vierte und letzte Gesamtedition (ohne den fünften Band) erscheint 1809–11. Zuvor waren Teile des Werkes immer wieder in Auszügen auf den Markt gekommen: gleich 1781 ein *Hausmütterkalender*,³⁰⁶ 1782 ein Auszug aus allen fünf Bänden,³⁰⁷ die für den letzten Band geplanten und dann in einem eigenständigen Buch 1783 herausgekommenen *Entwürfe und Kostenberechnung zur Meublierung der Wohngebäude*,³⁰⁸ 1791 die beiden

³⁰¹ Vgl. *Hausmutter*, Bd. 1, Vorrede, o. S.

³⁰² Ebd.

³⁰³ Zumindest der Form nach, denn die heutige Sekundärliteratur bescheinigt dem *Hausvater* fortschrittliche Inhalte was die geschilderten Ackerbausysteme betrifft; außerdem habe Germershausen hier als erster eine Betriebswirtschaftslehre formuliert. Vgl. Popplow, *Ökonomische Aufklärung*, S. 33.

³⁰⁴ Germershausen, Schaafzucht; Christian Friedrich Germershausen: *Oekonomisches Reallexicon, worinn alles was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen der bewährtesten Oekonomen unsrer Zeit zu wissen nöthig ist in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtigt und mit eigenen Zusätzen begleitet wird*, 4 Bde., Leipzig 1795–99.

³⁰⁵ Germershausen, *Hausvater* Bd. 1–5, Titelblätter.

³⁰⁶ Christian Friedrich Germershausen: *Hausmütterkalender über die vorfallenden Geschäfte*, Leipzig 1781.

³⁰⁷ Ders.: *Auszug aus der Hausmutter*, Leipzig 1782.

³⁰⁸ Ders., Heinrich Ludewig Manger: *Entwürfe und Kostenberechnung zur Meublierung der Wohngebäude, für Hausmütter so wohl als Hausväter von verschiedenen Ständen*, Brandenburg 1783.

Kochbücher des ersten Bandes der *Hausmutter* als separate Bücher,³⁰⁹ sowie *Die Hausmutter im Küchen- und Kräutergarten* 1803.³¹⁰

5.3 Aufspaltung und Zuschreibung von Themen

Umso mehr verwundert, dass diese Bücher nicht als Geschenk des Verfassers für die Bibliothek der MÖG verzeichnet werden – einzig die vier Bände des ökonomischen Lexikons steuerte er bei –, ebenso, dass Germershausen als einer der produktivsten Autoren der *Annalen* in diesen keines der Themen aus seinem Bestseller, der *Hausmutter*, aufgreift. Die Figur der Hausmutter nimmt bei Germershausen einen prominenten Platz ein als Vermittlerin von Wissen, das die gesamte Ökonomie verbessern kann. Und tatsächlich gibt es auch ein paar wenige Artikel (von anderen Autoren), die sich mit Themen beschäftigen, die Germershausen in der *Hausmutter* behandelt, wie z.B. die Untersuchung, welches Material für Lichter am besten und längsten brennt, über die Gefährlichkeit von Bleiglasuren oder über das Experiment, mit Kartoffeln zu waschen, da durch den Holzangel der Preis der Potasche für die Herstellung von Seife gestiegen war.³¹¹ Doch das ist die Ausnahme, nicht einmal Titius, Mitglied der Gesellschaft und Herausgeber und Autor der Zeitschrift *Das Wittenbergische Wochenblatt*, aus dem Germershausen in der *Hausmutter* so viel und oft zitiert, bringt sich mit den entsprechenden Themen ein. Sonstige nicht explizit landwirtschaftliche Themen wie die Vereinfachung des Appretierens von Hüten oder die Herstellung von Papier aus Lumpen statt Holzfasern werden von den entsprechenden Gewerbetreibenden beigetragen und beziehen sich nicht auf private Haushalte, sondern auf die professionelle Herstellung.

An den Artikeln der Zeitschrift lassen sich also die in vollem Gange befindliche Trennung nicht nur von Land- und Hauswirtschaft, sondern auch von Privat- und Gewerbewirtschaft ablesen. Mit eben dieser Aufspaltung zeichnet sich in den Publikationen zunehmend zunächst im bürgerlichen Stand die Zuschreibung der Aufgabenverteilung zwischen Frauen (für den inneren, privaten, häuslichen) und Männern (für den äußeren, beruflichen Bereich) ab.³¹² Germershausens *Hausmutter* und *Hausvater* sind die ersten deutschsprachigen Publikationen, die diese genderkodierte Aufgabenverteilung so explizit vor Augen führen.

Betrachtet man die Ergebnisse von Historiker_innen im Hinblick auf die Frage nach der Strukturierung der ländlichen vorindustriellen Gesellschaft durch Geschlechterdifferenzierungen, so kommen diese zwar zu unterschiedlich gewichteten Interpretationen;³¹³ es lässt sich aber mit Heide Wunder festhalten, dass „in der ständischen Gesellschaft die ‚Kategorie Geschlecht‘ nicht die universelle Strukturierungskraft wie in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts besaß.“³¹⁴ Genau auf dieser Schwelle zur bürgerlichen Trennung von eher männlichen und weiblichen Sphären statt standesbezogener Grenzen ist die *Hausmutter* von Germershausen zu situieren

³⁰⁹ Ders.: *Die Geschäfte der Hausmutter in der Gesinde- und Herrschaftsküche*, 2 Bde., Leipzig 1791.

³¹⁰ Ders.: *Die Hausmutter im Küchen- und Kräutergarten, oder gründliche Anleitung zur richtigen Behandlung aller in der Haushaltung nöthigen Gemüse, Gewürz- und medicinischer Kräuter, bei ihrem Anbau, Einsammlung und Einkauf*, Leipzig 1803 (2. Aufl. 1814). Der Garten wird von Germershausen nicht in der *Hausmutter*, sondern im *Hausvater* behandelt.

³¹¹ Vgl. Kriegerat Steffek: Versuch, die Kartoffeln statt Seife zur Reinigung der Zeuge zu brauchen, in: *Annalen* 3/1 (1797), S. 97–100.

³¹² Damit ist nicht gesagt, dass es nicht schon vorher geschlechtsspezifische Aufgabenverteilungen gab, gerade in der Hauswirtschaft. Sie werden nur immer deutlicher schriftlich (von Männern) formuliert und erstecken sich auch auf die oberen Schichten. Zu dieser Separierung ausführlicher im 3. Kapitel. Marion W. Gray kritisiert die gängige Verortung der Trennung von privater und öffentlicher Sphäre als Resultat der Industriellen Revolution und setzt sie ebenfalls früher an. Die Industrielle Revolution hat diese Entwicklung dann weiter verstärkt. Gray, *Productive Men*, S. 9.

³¹³ Krug-Richter, *Agrargeschichte*, S. 55.

³¹⁴ Heide Wunder: ‚Er ist die Sonn’, sie der Mond‘. Frauen in der frühen Neuzeit, München 1992, S. 264.

– Grays These ist, dass er sie mit dieser Publikation befördert hat. Wenn es um die Weitergabe von Wissen geht, ist in den *Annalen* der MÖG ausschließlich von der Bildung des ‚Landmannes‘ oder des ‚gemeinen Mannes‘ die Rede, nie geht es um die Bildung von Bäuerinnen oder Mägden, oder die Vorbildfunktion der bürgerlichen oder adeligen Hausmutter.³¹⁵ Es gibt bis heute zahlreiche Clubs und Vereine, in denen Frauen nicht als Mitglied zugelassen sind, und in denen es wie in den Sozietäten u.a. auch darum geht, Geschäftskontakte zu knüpfen. Trotzdem wird die Exklusion von Frauen aus der MÖG umso augenfälliger, als im Hause des zweiten wichtigen Gründers neben Germershausen, Eberhard von Rochow, Frauen grundsätzlich eine starke Präsenz hatten, worunter sich nachweislich Gutsbesitzerinnen befanden, die ihre Güter, geschieden oder verwitwet, alleine führten. Was aus den offiziellen, veröffentlichten Quellen nicht deutlich wird, tritt in der Korrespondenz des Ehepaares Rochow und den Einträgen des Besucherbuchs für die Musterschule hervor: Ihr Gut Reckahn war geselliger Treffpunkt für aufklärerisch und reformpädagogisch denkende Menschen, nicht nur Männer. Von den 1.610 eingetragenen Gästen waren 346 zum Teil alleinreisende Frauen,³¹⁶ unter denen sich u.a. auch Helene Charlotte von Lestwitz und ihre Tochter Henriette Charlotte von Itzenplitz, die sogenannten ‚Frauen von Friedland‘ befanden, die sich als Agrarreformerinnen mit eben den Themen auseinandersetzten, die in der MÖG besprochen wurden; sie standen in regem Austausch mit u.a. Albrecht Thaeer.³¹⁷ Andere Besucherinnen waren zum Teil international berühmte Schriftstellerinnen, von denen manche sogar Mitglied in sonst Männern vorbehaltenen Sozietäten waren, hier handelte es sich aber zu meist um Belletristik und Poetik.³¹⁸

5.4 Fazit

Um auf den Begriff der Hausmütterliteratur zurückzukehren: Gray setzt die Bezeichnung für Werke ein, die von 1780 bis 1840 erschienen sind. Er sieht Germershausen als den ersten Autoren dieses neuen Genres an, der eine Reihe von Publikationen nach sich gezogen hat. Gray bezieht sich hier, wie auch schon Frühsorge, auf eine Auswertung bibliografischer Lexika, an deren Systematiken sich eine geschlechterspezifische Aufteilung der Bücher ablesen lässt.³¹⁹ Und tatsächlich taucht die Bezeichnung ‚Hausmutter‘ in diesen Lexika in den aufgeführten Titeln abgesehen von einer einzigen Publikation erst nach Germershausens *Hausmutter* auf. Seine Publikation ist mit Abstand die umfangreichste. Gray setzt den Begriff der Hausmütterliteratur in einen Gegensatz zur darauf folgenden Literatur für Hausfrauen, die er ab 1840 ansetzt. Zur Veränderung des Genres zu dieser Zeit komme ich ausführlicher im dritten Teil. Der Begriff der Hausmütterliteratur ist in diesem Sinne nachvollziehbar, aber wie gesagt irreführend, da er nicht als Äquivalent zu dem, was der Begriff Hausväterliteratur umfasst, gesehen werden kann. Noch verwirrender

³¹⁵ Der ‚gemeine Mann‘ ist allerdings auch als Synonym für die bäuerliche und landlose Bevölkerung insgesamt zu lesen.

³¹⁶ Hanno Schmitt, Johanna Goldbeck, Annedore Prengel: Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter Frauen, in: *Tugend, Treue, Eigenständigkeit: Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter Frauen*, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Annedore Prengel, Heide Barmeyer, Museum Schloss Reckahn 2010, S. 7–17, S. 9. Alleinreisend bedeutet hier ohne männlichen Partner. Einige der bürgerlichen und adeligen Frauen waren sowieso ledig oder geschieden.

³¹⁷ Zu Helene von Friedland vgl. Heinrich Kaak: Vermittelte, selbsttätige und maternale Herrschaft. Formen gutherrlicher Durchsetzung, Behauptung und Gestaltung in Quilitz-Friedland (Lebus/Oberbarnim) im 18. Jahrhundert, in: Jan Peters (Hrsg.): *Konflikt und Kontrolle in Guts herrschaftsgesellschaften. Über Resistenz- und Herrschaftsverhalten in ländlichen Sozialgebilden der Frühen Neuzeit*, Göttingen 1995, S. 54–117.

³¹⁸ Mit Ausnahme einer Erziehungswissenschaftlerin, die aber offensichtlich auch nie dazu eingeladen wurde, in den *Annalen* der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft* einen Gastbeitrag zu publizieren. Vgl. Tugend, S. 16.

³¹⁹ Vgl. Gray, *Productive Men*, S. 201. Siehe z.B. Weber, *Handbuch*, S. 262ff. und Theodor Christian Enslin: *Bibliotheca Oeconomica oder Verzeichnis aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über die Land- und Hauswirtschaft im Allgemeinen, und deren einzelne Zweige, nemlich den Feld- und Gartenbau, die Bienen-, Schaaf-, Rindvieh- und Pferdezucht, Kochkunst u.s.w. so wie über die gewöhnlichen landwirtschaftlichen Gewerbe, als das Bierbrauen, Branntweinbrennen, Essigbrauen, Färben, Bleichen u.s.w.*, Berlin 1825, S. 34, 39, 43f., 58–61.

wird es, wenn die moralische Komponente, die für die Hausväterliteratur konstituierend war, im 19. Jahrhundert in der Literatur für Hausfrauen mit anderer Gewichtung wieder zunimmt, auch darauf komme ich im dritten Teil dieser Arbeit zurück.

II. Lesen und lernen – Wissensvermittlung in der *Hausmutter*

Germershausen schreibt über ein Thema, von dem er zugibt, dass es eigentlich nicht sein Gebiet ist. Entgegen dieser Behauptung weiß er fünf Bände damit zu füllen und ist sich in vielen Dingen seiner Sache sehr sicher. Er verschriftet ein Wissen, das als Alltagswissen vordem mündlich weitergegeben wurde und für eine Verschriftung zu banal schien. Das galt auch für die Hausväterliteratur, hier nun kommt hinzu, dass sich ein Mann mit dezidierten Frauendingen beschäftigt.

„Zuletzt hätte ich noch meine Leser oder Leserinnen zu bitten, den Verfasser dieser Schrift, sich nicht als einen solchen zu gedenken, der mit hausmütterlichen Geschäften in der Küche sich befassen muß. Man hat in niederdeutscher Sprache für Männer, die sich ohne Noth, in ihrem verheyratheten Stande, mit der Küche abgeben, das Wort Pottkieker (Topfgucker), als eben keinen Ehrennamen eingeführet. Es kann auch kein Ehrenname für den Filz oder Knicker seyn, der aus übelgegründetem Argwohn einer klugen und haushälterischen Frau [...] die Erbsen in den Topf zuzählet. Und es sollte mir sehr leid seyn, wenn ich durch diese Schrift die Pottkiekerey, dieses Hauskreuz guter Gattinnen, fördern sollte.“³²⁰

Eine Ausnahme für einen männlichen Leser macht Germershausen für den Witwer, dem sein Buch in dieser traurigen Situation helfen kann. Ansonsten verzeiht er nur Männern, die eine kindische, unfleißige, sorglose oder verschwenderische Frau geheiratet haben, dass sie ihren Frauen in der Küche auf die Finger sehen. Diese unglücklichen Männer verdienten eher Mitleid als Spott. Er hingegen habe es „der göttlichen Vorsehung zu danken, daß mir selbiger eine so gute Gattinn zugeführet hat, bey der ich mein Essen nicht eher weiß, als bis es vor mir auf dem Tische dasteht. Ich bin daher in der Anweisung zu den Geschäften der Hausmutter in der Küche, nur ein Kopiste der meinigen.“³²¹ Er habe den Spott der Welt nicht zu fürchten, da die Welt um ihn her wisse, dass die idealen Eigenschaften der Hausmutter, die er im Buch beschreibt, ihr Vorbild in seiner Ehefrau finden. Dies ist die einzige Stelle im ganzen Werk, an der Germershausen seine Ehefrau erwähnt. Dorothea Günther bleibt namenlos und erfährt weder am Anfang noch am Ende der Bände eine Widmung, diese Stelle ist mitten im ersten Band platziert und damit einigermaßen versteckt. So erhält sie weniger die Ehrung als eigentliche Urheberin des Buches, die er ihr hier etwas verklausuliert zuspricht, als dass sie als Rechtfertigung dafür herhalten muss, dass Germershausen als Mann sich eigentlich nicht in diesen Dingen auskennen dürfte. Die Tatsache, dass er erst erfährt, was es zu essen gibt, wenn er am Tisch sitzt, scheint bedeutungsvoller als der Umstand, dass er sich als Kopist seiner Frau bezeichnet. Coler hat da sein Engagement für Kochrezepte selbstbewusster verteidigt.³²²

Warum also schreibt Germershausen als Mann einen Ratgeber für Haushaltsdinge? Und dann auch noch für eine Person, die diese Anleitungen selbst gar nicht in die Praxis umsetzt? Er hätte sich auch gleich an die jeweiligen ausführenden Personen richten können, zum Beispiel an die Köchin oder die Verwalterin. Zum einen richtet er sich hier nach der unausgesprochenen Devise des Sprichwortes ‚Herrenauge macht das Pferd fett‘ – wenn die Chefin nicht alles überwacht, wird nicht ordentlich gearbeitet. Und dafür muss sie selbst die Details der Arbeiten verstehen und

³²⁰ Hausmutter, Bd. 1, S. 365f.

³²¹ Ebd. S. 366.

³²² Siehe zu Coler weiter unten, S. 114f. Germershausen heiratete Dorothea Günther 1751. Sie starb 1781, in dem Jahr, in dem der letzte Band der *Hausmutter* publiziert wurde. Die Ehe blieb vermutlich kinderlos. Germershausen lässt es offen, ob seine Frau aktiv am Schreiben beteiligt war oder er sich nur ihre Arbeitsweise zum Vorbild nahm. Dass Ehefrauen an den Werken ihrer Männer mitarbeiten und nicht namentlich genannt werden ist in der Literaturgeschichte (und in der Wissenschaft generell) häufiger vorgekommen, z.B. bedanken sich die drei Herausgeber des *Frauenzimmerlexikons* von 1773 bei drei „geschickten Frauenzimmern“ für ihre Unterstützung, es wird vermutet, dass es sich hier um ihre Ehefrauen handelt. Manfred Lemmer: Nachwort, in: *Amaranthes: Frauenzimmerlexikon*, Nachdruck: Frankfurt am Main 1980, S. 1–33, S. 31.

teilweise anleiten, vor allem in den Bereichen, die dem Aufklärungseifer der Ökonomischen Aufklärung gemäß einen reibungsloseren Ablauf im ländlichen Haushalt gewährleisten sollen. Es geht aber nicht nur um praktisches Wissen, sondern auch um Lebenshilfe für die Leserin selbst, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden: Frauen, die in einen anderen Stand oder von der Stadt aufs Land heiraten und keine entsprechende Ausbildung in dem Haus erhalten haben, in dem sie aufgewachsen sind. Doch abgesehen von diesen konkreten Fällen geht es auch ganz grundsätzlich um die Definition eines Standes, der noch nicht ganz so alt ist und sich neu finden muss: der Mittelstand, der sich durch Abgrenzung nach unten ebenso wie nach oben zu definieren versucht. Germershausen schreibt der Hausmutter in diesem Prozess eine sehr wichtige Rolle zu, da sie das Bild des Hausstandes nach außen bestimmt. Auch deshalb richtet er sich nicht an die Verwalterin.

1. Soziale Hierarchien

Ein Thema durchzieht die *Hausmutter* wie ein roter Faden. Explizit oder implizit geht es sehr oft um die Verortung der intendierten Leserin im sozialen Gefüge, um die Herstellung einer ‚sozialen Architektur des Hauses‘.³²³ Dabei geht es, abgesehen von den eingesprengten überzeichneten moralischen Beispielgeschichten, nicht um ihre Positionierung als Frau zu ihrem Ehemann, oder um Verhaltensvorgaben zwischen den Eheleuten. Vielmehr zeigt Germershausen den Blick von außen auf, wenn es um die Bewirtung von Gästen geht, ebenso wie die richtige Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge. Deutlicher noch wird die gesellschaftlich anerkannte Behandlung des Gesindes in allen möglichen Zusammenhängen eingefordert. Hier gibt es sehr viele konkrete Verhaltensvorgaben: Die Frau des Hauses soll sich nicht mit dem Gesinde gemein machen, vor allem, wenn sie Anfängerin ist – das schwächt ihre Stellung, sie muss erreichen, dass sie vom Gesinde respektiert wird. Das heißt, sie soll sich nicht durch „unanständiges, pöbelhaftes Scherzen“³²⁴ anbiedern, und sich auch davor hüten, bei den Mägden Trost zu suchen, wenn sie nicht in den „ganzen Genuss männlicher Liebe und Achtung“³²⁵ durch ihren Ehemann kommt. Junge Hausmütter sollten mit dem Gesinde Hochdeutsch sprechen, um Vertraulichkeit zu vermeiden, während ältere Platt sprechen sollten, um Vertrauen herzustellen.³²⁶ Bis in die Aussprache hinein zeigt Germershausen so Verhaltensregeln auf, die Ökonomie und sozialen Kosmos gleichermaßen am Laufen halten.

1.1 Disziplinierung des Gesindes

Insgesamt sind die Vorgaben zum Umgang mit dem Gesinde von Ambivalenz geprägt. Hier finden sich die leidenschaftlichsten Predigten – meistens gegen die Rohheit des Gesindes. Genauso nachdrücklich, wenn auch seltener, wird zu einer guten Behandlung des Gesindes, das es wert ist, ermahnt. Eines ist aber ein wiederkehrendes Element: Germershausen versucht, alle Argumente ökonomisch zu begründen.

³²³ Dank an Anna Echtermöller für den Hinweis auf diesen Begriff.

³²⁴ Germershausen, *Hausmutter*, Bd. 5, S. 111.

³²⁵ Ebd.

³²⁶ Ebd., S. 114. Anweisungen sollten ebenfalls auf Platt gegeben werden, da es sonst zu Missverständnissen käme. Auch bei Religionsunterricht und Predigt plädiert Germershausen für Plattdeutsch. Für die Herstellung von Vertrauen führt er als Argument an, dass es bekannt sei, dass in Deutschland geborene Franzosen und Juden sowie englische Gelehrte, auch wenn diese alle entweder Deutsch oder Latein genauso gut sprächen wie ihre Muttersprache, es sehr zu schätzen wüssten, wenn man mit ihnen in ihrer Sprache spreche, und gleich viel mehr Vertrauen fassten.

Das ökonomische Argument leuchtet besonders bei der Berechnung der Essenskosten ein, die für das Betriebsmanagement unerlässlich ist. Der Autor stellt drei verschiedene Berechnungen vor: Eine für ‚Mittelländer‘ nach Münchhausens *Hausvater*, eine für ‚gute‘ Länder aus Eckharts *Experimentalökonomie* und eine weitere eigene, ebenfalls für gute Länder.³²⁷ Alle drei Berechnungen (auch seine eigene) werden anschließend von ihm kommentiert und beurteilt. Gemäß der an anderer Stelle erwähnten Prämisse, dass die selbst produzierten Naturalien genauso wie das eingenommene Bargeld zum Etat gehören, rechnet Germershausen die Gesindespeisung als den höchsten Posten in den meisten Haushalten.³²⁸

Wenn man sich die unterschiedlichen Zutaten für die Gesinde- und die Herrschaftsküche ansieht, mag das kaum glaubhaft sein, vor allem in Haushalten, in denen oft Gäste bewirtet werden. Das lässt darauf schließen, dass die Ausgaben für Herrschaftssessen und Gastmähler in diesen Berechnungen nicht in die laufenden Kosten eingerechnet werden, was bedeutet, dass hier offensichtlich zwischen privaten und betrieblichen Kosten im Haus getrennt wird. Die Berechnungen werden für eine Person veranschlagt. Es gibt nur zwei Ausnahmen, bei denen nach Geschlecht unterschieden wird: bei der Menge des Öls für die Lampen, die Ackerknechte erhalten, die in der Dunkelheit noch im Stall oder in der Scheune arbeiten müssen und für die Spinnmägde, die abends und im Winter das Licht brauchen und mehr Öl bekommen;³²⁹ die zweite Unterscheidung betrifft die Menge des veranschlagten Alkohols.

Bier und Branntwein

Anders als der zitierte Eckhart, der der Meinung ist, man solle dem Gesinde so viel Bier zu trinken geben, wie es wolle, hält Germershausen das für keine gute Idee. Nach einer etwas konfuse Besprechung der angemessenen Stärke des Biers, das das tägliche Getränk der Knechte ausmacht, und der variierenden Stärke je nach Arbeitseinsatz (zur Ernte muss es stärkeres als das übliche schwache geben, es darf allerdings nicht zu stark sein),³³⁰ hält Germershausen ein Plädoyer für das Recht der Mägde auf Alkohol. Zunächst geht er davon aus, dass Mägde zwar auch trinken müssen, aber kein Bier, und deswegen nur das Bierkontingent für die Biersuppen und Bierkalteschalen berechnet wird, die in den Erntetagen auch den Frauen zum Frühstück gereicht werden.³³¹ Aber auch das gute Bier soll ihnen nicht vorenthalten werden:

„Man muß jeder Person des weiblichen Gesindes auch ihr Recht widerfahren lassen, die vielmals um das Hauswesen sich eben so sehr, wo nicht besser, als der Knecht verdient machen kann. Bier ist fürs Gesinde ein Freudentrunk, daher müssen die Mägde nirgends davon ausgeschlossen werden. [...] Obschon eine züchtige Magd eben nicht auf starkes Getränke gierig seyn soll, so ist es ihr doch zu gönnen, wenn ihr die Hausmutter auch dann und wann einen Trank Bier reichet.“³³²

³²⁷ Die Berechnungen präsentieren zwar Zahlen, Germershausen macht aber Einschränkungen: Der Anschlag für das ganze Jahr könne nicht strikt mathematisch ausgerechnet werden, da die Gesindespeisung von Gegend zu Gegend sehr unterschiedlich sei. Außerdem variiert er je nach Fruchtbarkeit des Bodens – je besser der Boden, desto mehr Ertrag, desto mehr müssen die Leute arbeiten, desto mehr brauchten sie zu essen. Hausmutter, Bd.1, S. 320 und 325.

³²⁸ Ebd., S. 320. Ausgenommen sind aus seinen Berechnungen vermutlich einmalige Anschaffungen wie Kleidung, Gerätschaften oder Möbel, da er sich ausdrücklich auf jährliche Ausgaben bezieht. Dass nicht der ausgezahlte Lohn, sondern die Verpflegung den höheren Posten ausmacht, lässt auf niedrigen Lohn schließen.

³²⁹ Ebd., S. 322f.

³³⁰ Ebd., S. 328f.

³³¹ Was die Mägde stattdessen trinken sollen, wird nicht erwähnt. Germershausen geht davon aus, dass zu viel Wasser krank macht. Dass das an der Qualität des Trinkwassers liegen könnte, wird ebenfalls nicht erwähnt.

³³² Ebd., S. 343f. Dass die Arbeit der Magd im Haus hier die gleiche Wertschätzung erfährt wie die des Knechtes bedeutet nicht, dass sie genauso bezahlt wird, vgl. ebd., S. 349. An anderer Stelle wird geraten, zur Erntezeit keine Erbsen aufzutischen, da diese, vor allem im Zusammenhang mit salzigem Fleisch, sehr durstig machten und so mehr Bier konsumiert werde, was wiederum auf

Dieses Plädoyer, das sich zunächst als positiv für die Befriedigung von Bedürfnissen der Mägde liest, ist gleichzeitig eine Disziplinierungsmaßnahme. Germershausen geht also davon aus, dass die Mägde Bier trinken wollen, gesteht es ihnen dann aber nur sehr selten zu: Die Berechnung ergibt, dass für die Magd in einem Jahr so viel gutes Bier veranschlagt wird, wie für den Knecht in der Kornernte für einen Tag, nämlich sechs Quart, was etwas mehr als sieben Liter ausmacht.³³³ Von diesen sieben Litern werden am Erntetag zwei Quart am Vormittag und die restlichen vier am Nachmittag getrunken. Das gilt nicht für die Mägde, die genauso wie die Knechte bei der Ernte auf dem Feld helfen müssen. Üblich zur Erntezeit für die Kornmäher wie an Festtagen für alle ist auch der Verzehr von Branntwein zum Frühstück und mittags, so dass im Schnitt für einen Knecht im Jahr sechs Quart Branntwein veranschlagt werden: „Eine kluge Hausmutter kann mit einer kleinen Dosis Brandtwein durch ihre Knechte große Dinge in der Geschwindigkeit ausrichten, und vielen guten Willen hervorbringen.“³³⁴

Paradoxerweise warnt er davor, dass die Mägde sich nicht an den Branntwein gewöhnen dürfen, aber keine Sonderbehandlung erwarten dürfen, wenn die Knechte an Festtagen morgens statt der üblichen Suppe Schnaps erhalten, denn ihretwegen könne schließlich nicht extra gekocht werden. Das gilt auch für den Fall, wenn eine Magd nachts oder sehr früh aus dem Haus geschickt wird, bevor die Morgensuppe fertig ist. Zur warmen Morgensuppe scheint es außer dem Branntwein keine Alternative zu geben, das wird auch aus der Diskussion ersichtlich, die Germershausen bezüglich der Frage führt, ob dem Gesinde statt der Suppe Kaffee zum Frühstück gegeben werden solle. So müssen diejenigen, die zwischen 3 und 4 Uhr morgens zum Arbeiten den Hof verlassen, auf nüchternen Magen mit einer Portion Branntwein vorlieb nehmen, auch wenn sie eigentlich keinen trinken.

Auf der einen Seite stellt Germershausen den ökonomischen Nutzen heraus, wenn er Eckarts Vergleich des Gesindes mit dem Vieh als menschenfreundlich zitiert. Wollte man „frische, muntere, starke, gesunde Knechte und Mägde haben, welche Saat- und Aerndtenszeit, wenn es Noth thut, Tag und Nacht unermüdet, die stärkste Arbeit verrichten können“, dann solle man ihnen auch ordentlich zu essen geben, denn:

„Man findet zwar Länder und Gegenden, wo dem Volke sehr elendes Essen und Trinken gegeben wird; da aber Pferde und Ochsen als unvernünftige Thiere darthun, daß, wenn selbige wacker zu fressen bekommen, auch wacker arbeiten; hingegen wenn sie nicht satt, oder nur Stroh und Heckel erhalten, fast nicht aus der Stelle gehen wollen“.³³⁵

Gleichzeitig legt Germershausen der Hausmutter nahe, dass sie an den Berechnungen, die er von den anderen Autoren zitiert, noch einiges einsparen könne, wenn sie klug genug mit ihren Vorräten umgehe und mehr vom eigenen Gartengemüse kochen lasse, um nicht so viel Fleisch geben zu müssen.³³⁶ Tipps für Einsparungen beim Gesinde zeigt Germershausen an allen möglichen

Kosten der Herrschaft geht, oder, falls der Bierkonsum auf ein bestimmtes Maß festgesetzt ist, für Krankheiten Sorge, wenn die Schnitter nach der Arbeit zu viel Wasser tranken. Vgl. ebd., S. 85.

³³³ Ein Berliner Quart ist im 18. Jahrhundert 1,17 l, vgl. Heinz Ziegler: Flüssigkeitsmaße, Fässer und Tonnen in Norddeutschland vom 14. bis 19. Jahrhundert, in: ders.: *Studien zum Umgang mit Zahl, Maß und Gewicht in Nordeuropa seit dem Hohen Mittelalter*, herausgegeben von Harald Witthöft, St. Katharinen 1997, S. 53–133, S. 132.

³³⁴ Hausmutter, Bd. 1, S. 56. Eine „Dosis“ besteht bei Germershausen aus circa 0,5 cl.

³³⁵ Ebd., S. 325.

³³⁶ Nicht während der Erntezeit, versteht sich. Der Hinweis fehlt nicht, dass in Ländern, in denen das Fleischessen verboten sei, ebenso wie in katholischen Ländern während der Fastenzeit, die Menschen deutlich an Kraft verlören und nicht zum ordentlichen Arbeiten fähig seien. Ebd., S. 325f. Ob das als ein Seitenhieb gegen den Katholizismus zu werten ist, vermag ich nicht zu behaupten, da Germershausen im Gegensatz zu der zur Zeit der Religionskonflikte erschienenen Hausväterliteratur wie z.B. Colers *Haus-*

Stellen auf. Auch dies ist für ihn ein Grund, dass die Hausmutter den Betrieb selbst beaufsichtigen sollte, da ein Verwalter nicht so sparsam auf die Essensausgabe beim Gesinde achten würde. In schlechten Jahren sollte die Hausmutter zum Beispiel die Suppen nicht dick kochen lassen, sondern dünne Suppen auftragen. Für die Morgensuppe wird zum Eindicken altes Brot benutzt. Germershausen rechnet vor, dass die Hälfte des (alten) Brotes eingespart werden kann, wenn man hartes Brot und dünne Suppen aufträgt, außerdem hielte dies länger vor.

„Der Zweck der Suppen ist schon erreicht, wenn nur das Gesinde etwas warmes in den Leib bekommt. Und es wäre doch nur Tändelei, wenn man das Dienstvolk der Herrschaft gleich achten, und denken wollte, leicht zu verdauende Speisen seyn ihm zur Gesundheit. Umgekehrt, mehr derbe als weiche Speisen, wenn es nicht kränklich oder weniger dauerhaft bey der Arbeit werden soll.“³³⁷

Aus den gleichen Gründen solle das Gesinde kein wohlschmeckendes, frisches Brot, sondern altes bekommen. Frisches Brot sei außerdem für sie gesundheitsschädigend, da sie einen anderen Magen haben als Menschen, die im Sitzen arbeiten.³³⁸ Derbe Kost härtet den Magen also auf der einen Seite ab, auf der anderen Seite verträgt das körperlich arbeitende Personal diese Kost auch besser als der Bücherwurm. Germershausen argumentiert hier nicht mit angeborenen Eigenschaften, sondern mit anderen physiologischen Unterschieden durch die Lebensweise (insofern letztlich doch wieder angeboren, da man in seinen Stand hineingeboren wird). Im fünften Band wird das bei der Kindererziehung zum Tragen kommen, wenn er dazu rät, Kinder nicht zu verzärteln sondern an der frischen Luft und mit kaltem Wasser abzuhärten.

Kaffee und Gewürze

Die in der Überschrift gestellte Frage: „Sollte es wohl besser seyn, statt der Suppe, des Morgens, dem Gesinde Kaffee zu geben?“³³⁹ wird eindeutig negativ beantwortet, anschließend wieder ausführlich ökonomisch begründet. Zunächst wird die Situation in den Städten geschildert: Dort sei es schon lange Mode, die Mägde entweder den Kaffeesatz der Herrschaften noch einmal aufbrühen zu lassen, oder ihnen sogar Geld zu geben, damit sie sich eigenen Kaffee und Zucker oder Sirup kaufen können. Germershausen gibt drei Gründe der Städter dafür an: Die Mägde würden sonst vom Kaffee der Herrschaften trinken und ihn anschließend mit Wasser strecken; die Zubereitung erfordere weniger Zeit und Holz als die Morgensuppe;³⁴⁰ außerdem sei Kaffee günstiger als die Zutaten der Suppe. Doch selbst wenn er diesem letzten Argument Glauben schenken würde (er thematisiert nicht, dass diese Zutaten eventuell in der Stadt zumindest teurer sein könnten als auf dem Land, wohin wiederum der Kaffee längere Transportwege zurücklegen musste), ist sein Gegenargument eine einfache Rechnung: Der Kaffee ist nicht so nahrhaft wie die Suppe, so dass die Knechte und Mägde nicht kräftig genug für körperliche Arbeit seien, wenn sie Kaffee trinken. Das Argument ist ein direkt physiologisches. Die Vorstellung, der Kaffee könnte auch zusätzlich zu den nahrhaften Speisen des Frühstücks getrunken werden anstatt sie zu ersetzen, wird hier gar nicht erst erwähnt. Sie war abwegig, da Kaffee in den Augen des Autors immer noch ein Luxusgetränk darstellte.

buch ansonsten fast nicht darauf eingeht. Die einzige andere Stelle ist die Abzehrung von katholischen Mönchen durch die Ernährung mit Öl.

³³⁷ Ebd., S. 50.

³³⁸ Ebd., S. 51.

³³⁹ Ebd., S. 45.

³⁴⁰ Auch wenn die Bohnen grün gekauft und erst noch geröstet und gemahlen werden mussten, was er aber gar nicht erwähnt.

Doch Germershausens Klagen, dass auch „der Europäische Bauer und Handarbiter [sic] ausländisch und vornehm leben“³⁴¹ zu können meinte, kommen zu spät. Der Kaffee als tägliches Getränk hatte sich bei der Landbevölkerung schon um 1750 eingebürgert und Nebenmahlzeiten wie die Morgenmahlzeit und die Vesper revolutioniert, sowie die neue Erfindung des Kaffeebesuchs hinzugefügt. Obrigkeitliche Versuche, das Kaffeetrinken in den unteren sozialen Schichten zu verbieten, wurden um 1780 erfolglos eingestellt.³⁴² In diesem Fall lässt sich die Situation der von ihrem Arbeitgeber abhängigen Diensthofen aber für die Wiederherstellung sozialer Normen ausnutzen, was Germershausen nachdrücklich fordert, indem er ihnen den Kaffee verweigern will. Die Substitution von berauschenden Getränken wie Bier und Branntwein durch wachmachende Getränke wie Kaffee und Tee wird in einen Zusammenhang mit Zeitmanagement und Rationalisierung gesetzt.³⁴³ Das hätte Germershausen in seinen ökonomischen Argumenten eigentlich interessierten können; für ihn ist die Nivellierung von sozialen Unterschieden jedoch der vorrangige Feind, den es zu bekämpfen gilt.

Lange Zeit wurde der Kaffee als Gesundheitstrank wahrgenommen, weshalb er in den Haushaltsbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts meistens im Kapitel über die Hausapotheke besprochen worden ist, und tatsächlich findet sich das Kapitel über Qualität und Zubereitung des Kaffees bei Germershausen in den diätetischen Regeln: „Der Kaffee ist eine Arznei“³⁴⁴. Diese könne bei häufigem Genuss der Gesundheit schaden, ein angeführter Bericht bringt den Kaffee mit dem gestiegenen Vorkommen der Masern bei Wöchnerinnen in Verbindung, ein anderer mit dem Frieselfieber. Von der Nachricht, zu viel Kaffee mache impotent, hält Germershausen nicht so viel: „man weis vielmehr, daß die morgenländischen Völker, die den Kaffee übermäßig trinken, eben nicht unfruchtbar sind.“³⁴⁵ Es gibt zahlreiche Publikationen zum Schaden und Nutzen von Kaffee und Tee sowie zu Surrogatvorschlägen; die meisten Schriften über Kaffeessurrogate erscheinen nach 1800, sie reagieren auf die empfindlich angestiegenen Preise für Kaffee und Zucker.³⁴⁶

Für Germershausen ist 20 Jahre zuvor nicht ein gestiegener Preis Grund, das Trinken von Kaffee zu verdammen und nach einheimischen Surrogatpflanzen zu suchen, sondern dass das ausgegebene Geld ins Ausland fließt, auch das eine These, die häufig vertreten wird.³⁴⁷ Bei seinem Lieblingsthema, patriotischem Konsumverhalten schreibt er sich regelrecht in Rage und adressiert nun auch den Mittelstand: „Nun, meine lieben Mitgenossen! wissen wir wohl, worüber wir

³⁴¹ Hausmutter, Bd. 2, S. 401.

³⁴² Vgl. Günter Wiegmann: *Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Münster 2006 [1967], S. 167f. Inga Wiedemann datiert die Ersetzung der Morgensuppe durch Kaffee und Brot sogar Mitte des 17. Jahrhunderts, Inga Wiedemann: *Herrin im Hause. Durch Koch- und Haushaltsbücher zur bürgerlichen Hausfrau*, Pfaffenweiler 1993, S. 138. Vermutlich bezieht sie sich hier ausschließlich auf die oberen Schichten. Wiegmann zufolge kann die Einführung von Kaffee und Tee nicht überschätzt werden, sie hätten generell die Würzrichtung von Frühstück und Nachmittagskaffee von herzhaft zu süß verschoben, bspw. durch die Kombination mit süßen Aufstrichen. Auch in der Landbevölkerung wurden die Getränke mit richtigem Zucker gesüßt. In Ostfriesland vollzog sich der gleiche Wandel mit Tee, vgl. Wiegmann, *Alltagsspeisen*, S. 51.

³⁴³ Vgl. das Kapitel „Alte und neue Drogen“ in: Massimo Montanari: *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, München 1993, S. 145–153.

³⁴⁴ Hausmutter, Bd. 2, 391. Der ganze Abschnitt ist die Wiedergabe eines Artikels von „D. Böhmer“ aus dem „Neuen Schauplatze der Natur“, ohne Angabe des Datums.

³⁴⁵ Ebd., 392. Ansonsten könne man Schaden und Nutzen nicht verallgemeinern, jeder müsse aufgrund seiner Konstitution selbst herausfinden, welche Wirkung Kaffee bei ihm hervorruft. Positiv wird der abführende Effekt erwähnt und deshalb Frauen bei schwacher Menstruation empfohlen; getrockneter Kaffeesatz mache die Zähne schön und weiß und sei außerdem als Surrogat für Schnupftabak zu gebrauchen, besser noch der frisch gemahlene, den Germershausen vor allem den Frauenzimmern empfiehlt. Ebd., S. 393f.

³⁴⁶ Eine Auswahl von Titeln findet man bei Hans und Heidi Zotter: *Wohl bekomm's! Alte Bücher übers Kochen und Essen*, Ausstellungskatalog, Universitätsbibliothek Graz (10.–22.12.1979), Graz 1980, S. 44–49.

³⁴⁷ Wiegmann, *Alltagsspeisen*, S. 41.

schreyen? [...] Wir selbst trinken Kaffee, und wollen dieses Getränke noch allgemeiner machen, heißt das nicht unsere Producte immer mehr heruntersetzen? Sollten wir nicht lieber die Consumption der Erzeugnisse unsers Landes befördern?“³⁴⁸ So klingt der Text plötzlich nach gesprochenem Predigtton oder Politikerrede.³⁴⁹

Die gleichen Argumente werden beim Gebrauch von Gewürzen angeführt: „[D]ie Hauptsache ist, die Speise, vornehmlich in der Gesindeküche, meistens allein mit selbst erbaueten, oder inländischen Gewürzen, zu bereiten.“³⁵⁰ „Vornehmlich“ in der Gesindeküche anzuwenden, also zumindest in Maßen auch in der Herrschaftsküche, ist eine Alibiklausel, denn in kaum einem seiner Rezepte für die Herrschaftsküche fehlen ausländische Gewürze, vor allem Pfeffer, Muskatnuss und Ingwer werden in großen Mengen eingesetzt. In der Gesindeküche jedoch kann es mit dem Sparsamkeitsargument tatsächlich umgesetzt werden. Statt Zucker sollte ausschließlich Honig verwendet werden,³⁵¹ und die Hausmutter sollte die einheimischen, selbst angebauten Gewürze das gesamte Jahr über parat haben, sich also rechtzeitig um die Haltbarmachung und Lagerung von Knoblauch, Zwiebeln, Petersilie, Kümmel, Koriander etc. kümmern. Salz allerdings soll für das Gesinde in einem Fall großzügig eingesetzt werden. Beim Buttermachen wird in frische Tischbutter und durch große Mengen Salz haltbar gemachte Fassbutter unterschieden. Mit letzterer wird gekocht und gebacken. Diese Butter nennt Germershausen aber auch Gesindebutter, denn der hohe Salzgehalt sollte dafür sorgen, dass sich der Verbrauch in Grenzen halte.³⁵²

Hinweise auf die Behandlung des vom eigenen Stand abzugrenzenden Gesindes manifestieren sich nicht nur in den Kochbüchern, sondern lassen sich auch in den anderen Bänden immer wieder finden: In der Anleitung zum Ziehen von Lichtern beispielsweise, bei denen es auf reinen Talg ankommt und darauf, dass der Docht nicht nass wird, weil er sonst beim Verbrennen spritzt und knistert. Bei minderwertigen Lichtern, die „nur Küchen- Gesinde- oder Laternenlichter seyn sollen“, ³⁵³ spielt das keine Rolle. Diese sollen in den letzten Arbeitsgängen gezogen werden, wenn sich nur noch wenig Talg im Kessel befindet, dieser muss auch nicht mehr so rein sein. Auch in den Dingen spiegelt sich hier die Differenz. Soll sonst der Ablauf in Betriebsprozessen verbessert werden, ist das repräsentative Licht wichtiger und wird schummriges Licht für das Arbeiten in Küche und Hof in Kauf genommen. Für die für das Gesinde zu produzierenden Dinge sind immer die letzten Arbeitsgänge vorgesehen, neben den Lichtern beispielsweise die Herstellung von Gesindebier, das ebenfalls aus den qualitativ minderwertigen letzten Durchläufen gewonnen wird.

Auch beim Waschen der Wäsche sind die späteren Arbeitsgänge für die Wäsche des Gesindes vorgesehen. Ausführlich werden die Behandlung der unterschiedlichen Textilien und die einzelnen Waschvorgänge beschrieben. Wenn das mehrfach benutzte Seifenwasser die Wäsche der Herrschaft genügend gereinigt hat, wird es „zur Gesindewäsche weggesetzt. Auf diese Weise geht man mit dem zur herrschaftlichen Wäsche gebrauchten Seifenwasser am wirtschaftlichsten

³⁴⁸ Hausmutter, Bd. 1, S. 46f.

³⁴⁹ Mehr zu mündlichen Elementen in Germershausens Text siehe weiter unten, Kapitel 2.4.

³⁵⁰ Ebd., S. 57.

³⁵¹ Zucker als Distinktionsmittel wurde seit dem 16. Jahrhundert in den Küchen genutzt. Die höfische Küche verwendete nur den rein weißen Zucker und demonstrierte dessen Verschwendung in Zuckerfiguren für den Nachtsch, die gar nicht zum Verzehr gedacht waren. Vgl. Wiegelmann, Wandel, S. 155. Ende des 18. Jahrhunderts war allerdings auch der Zucker in der ländlichen Bevölkerung angekommen, wenn er auch noch nicht so alltäglich war wie er nach der Erfindung des Rübenzuckers nach 1800 wurde.

³⁵² Hausmutter, Bd. 1, S. 193.

³⁵³ Hausmutter, Bd. 3, S. 391.

um, und kann damit viel Seife zur Gesindewäsche ersparen, da das Seifenwasser bey der letzern noch vollkommene Dienste thun kann; indem selbige doch weniger fein ist“.³⁵⁴ Das Seifenwasser wird mehrere Tage aufbewahrt, denn die Wäsche von Gesindekleidung und -bettzeug findet nicht gleichzeitig statt, weil die Menge an Wäsche sonst zu groß sei und die Hände der Wäscherinnen zu stark angegriffen werden.

Das Gesindezeug ist, wie Germershausen selbst bemerkt, zwar ungleich schmutziger als die Textilien der Herrschaft, wird aber mit erheblich geringerem Aufwand gewaschen (es wird zwar auch vor dem Waschen eingeweicht, aber statt mehrerer Waschgänge nur einer durchgeführt, und vor dem Ausspülen nicht noch einmal eingeweicht). Trotzdem sei es in „guten“ Häusern dem Gesinde gestattet, die eigene Leibwäsche auch zu stärken. Zu diesem Anlass hält Germershausen wieder eine Predigt über Bedienstete, die keinen Vorrat an sauberer Wäsche halten, obwohl er gerade selbst die Waschvorgänge beschrieben hat, nach denen das gar nicht möglich ist. Diejenigen, die sich nicht so vorbildlich um ihre Wäsche kümmern, gehören für ihn „unter die nachlässige und unbrauchbare Classe von Menschen.“³⁵⁵ Das klingt, als ob das Personal freie Zeit zu Verfügung hat, in der es die Wäsche selbst und unabhängig von den Waschtagen durchführen könnte. Nach seiner Beschreibung nimmt das Waschen mit dem Herstellen von Lauge, dem Einweichen der Wäsche, den verschiedenen Wasch- und Spülgängen mit kochendem und in fließendem natürlichen Wasser, der Bleiche, dem Trocknen, Stärken und Plätten oder Mangeln insgesamt eine Woche in Anspruch.³⁵⁶

Braten und Tischgebet

Doch nicht nur in den Arbeitsgängen führt Germershausen ökonomische Gründe ins Feld. Das Ziel ist es, „gutes“ Gesinde zu beschäftigen, schließlich sind „Gesinde oder Domestiquen und Arbeitsleute unter die unentbehrlichsten Mittel unseres Erwerbes vornehmlich bey Landwirthschaften zu achten“³⁵⁷. Ob „schlechtes“ Gesinde durch die Vorbildfunktion der Hausmutter zu bessern ist, darüber wechseln seine Ansichten. Bei der Unterscheidung zwischen gut und schlecht handelt es sich hier eher um ein moralisches Kriterium als um Fähigkeiten. Zwei Maßnahmen, gute Dienstboten anzuwerben, stellt er vor, um sie gleich wieder zu verwerfen: höhere Löhne und besseres Essen. In der von ihm zitierten *Experimentalökonomie* von Eckhart schlägt dieser vor, dem Verwalter zehn Taler, den Knechten und Hirten zwei Taler und den Mägden einen Taler mehr als in der Gegend üblich zu bezahlen. Das Personal würde diese Zuwendung mit „Dank, Treue, Gehorsam und unermüdetem Fleiß“³⁵⁸ belohnen.

Für Germershausen ist das zu kurz gedacht. Die Nachbarn müssten, um ihre guten Dienstboten nicht zu verlieren, nachziehen, was zu einer Spirale von Lohnerhöhungen führen und die Ord-

³⁵⁴ Hausmutter, Bd. 3, S. 449. Nach Wiedemann wurde Seife bis Mitte des 19. Jahrhunderts in den Haushalten selbst hergestellt, vgl. Wiedemann, Herrin, S. 115. Der Arbeitsaufwand dafür ist in den städtischen Haushalten größer als in den ländlichen: Zunächst wird Fett aus alten Knochen, Schwarten oder Talg ausgekocht; damit eine ausreichende Menge zusammen kommt, werden die Fleischabfälle über einen längeren Zeitraum gesammelt. Dann wird Asche und Kalk hinzugemischt, anschließend muss das Ganze nochmal 6 Stunden kochen und zum Schluss in Formen gegossen werden, in denen die Stücke erhärten.

³⁵⁵ Hausmutter, Bd. 3, S. 465.

³⁵⁶ Zum öffentlichen Waschen und Bleichen ist aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive viel publiziert worden. Vgl. eine kurze Übersicht bei Eibach, der den Wechsel vom öffentlichen Waschen zum privaten Waschhaus in den höheren Schichten im 18. Jahrhundert in eine Entwicklung der Schaffung von Privatsphäre einordnet, da die Offenlegung des Hausrates auf der kommunalen Bleiche inzwischen möglicherweise als Entblößung gesehen wurde: Eibach, Das offene Haus, S. 631f.; außerdem Barbara Orland: *Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege*, Reinbek bei Hamburg 1991.

³⁵⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 63.

³⁵⁸ Hausmutter, Bd. 1, S. 349.

nung in der Nachbarschaft zerstören würde. Ebenso verhält es sich mit dem besseren Essen, das bald zur Gewohnheit würde; außerdem böte das einmalige Nachgeben Raum für weitere Forderungen. Er führt das Beispiel von Knechten an, die in Kriegszeiten besseres Essen oder höhere Löhne einforderten, worauf die Arbeitgeber wegen des Männermangels gezwungen waren einzugehen. Mehr Lohn verleite außerdem zu Schwelgereien; das Gesinde wird dadurch „zur Unterhaltung der Lüderlichkeit mehr aufgelegt [...]“. ³⁵⁹ Denn die Versuchung lauert überall, vor allem, da das Gesinde sich anmaßt über seine freie Zeit am Sonntagnachmittag selbst zu verfügen. Seine Ermahnung, dem Personal sonntags durch Arbeitsaufträge den Kirchgang nicht zu verwehren, gilt allein für den Kirchgang:

„So lange das Gesinde die Freyheit, oder vielmehr das Recht hat, (das Gesinde wenigstens rechnet es nun unter seine Rechte, und denket und saget, der Sonntag gehöret mir, ich kann damit machen was ich will) seine allermeiste Zeit des Sonntags von der Mittagsmahlzeit an, bis in die späteste Nacht, oder an den hellen Morgen des folgenden Tages, in den Wirthshäusern und Schenken zum Saufen, Spielen, üppigen Tanzen, Ausübung der lüderlichsten Ungezogenheiten beym nächtlichen Zusammenlaufen beyderley Geschlechts [...] zuzubringen, so lange dürfen wir nur immerhin unsre Hoffnung zur Wiederherstellung der Hauszucht fahren lassen.“ ³⁶⁰

Der Lohn würde sowieso nur für „Saufereyen, das Charten- und Kegelspielen um Geld“ ³⁶¹ ausgegeben. Eine weitere Gefährdung von Zucht und Ordnung finde sogar mit Einwilligung der Herrschaften statt: in den Spinnstuben, in denen sich Mägde treffen können, um gemeinsam Garn für ihre Herrschaften zu spinnen. Germershausen zitiert zwei Gründe von Herrschaften, die ihren Mägden den Besuch der Spinnstuben erlauben: In Gesellschaft werde mehr Garn gesponnen als alleine, da die Mägde sonst dabei einschliefen, und außerdem solle man ihnen auch einmal eine Freude gönnen. In Germershausens Augen rotten sich die Mägde in den Spinnstuben zusammen, um nicht nur über die Herrschaften herzuziehen, sondern auch um Intrigen zu besprechen, wie sie ihre Arbeitsbedingungen verbessern (Essen, Lohn, Geschenke, Befreiung von schweren Arbeiten) oder ihre Arbeitgeber bestehlen können. Dazu würden auch noch Männer in die Stuben eingeladen, die mit von den Herrschaften mitgegebenen Speisen verköstigt würden; Alkohol, Musik und Tanz lassen „schamlosen Worten den Lauf“ und öffnen „den Trieben der Unkeuschheit Thür und Thor“. ³⁶²

Doch auch diese Moralpredigt (der drei Seiten gewidmet sind) wird mit ökonomischen Argumenten begründet. Die Zusammenkunft mit schlechten Vorbildern in den Spinnstuben verderbe das eigene Gesinde, was ökonomischen Schaden nach sich ziehe, wenn die Mägde Forderungen durchsetzten oder anfangen zu stehlen. ³⁶³ Außerdem sei das Spinnen, in Ansehung der anderen auf dem Hof zu bewältigenden Aufgaben, diejenige, die den kleinsten Gewinn einbringe, und somit sei der ökonomische Schaden von verdorbenem Gesinde größer, als der Vorteil von mehr Garn. Einen ursprünglichen – ökonomischen – Grund, nämlich mit Einrichtung der Spinnstuben Brennmaterial für Holz und Licht zu sparen, erwähnt Germershausen nicht. Zwischen 1570 und 1800 versuchte die Kirche immer wieder, die Spinnstuben verbieten zu lassen, da sie Zusammen-

³⁵⁹ Ebd., S. 350. In immer wieder aufgelegten Gesindeordnungen versuchte die Obrigkeit, Lohnobergrenzen festzulegen und Naturallöhne sowie Arbeitsmigration zu verhindern, die tatsächlichen ökonomischen Bedingungen ignorierend. Vgl. dazu Axel Lubinski: Bäuerliches Gesinde und landwirtschaftliche Lohnarbeit in einer Gutherrschaftsregion Mecklenburgs im 18. Jahrhundert, in: Lesemann/Lubinski, Ländliche Ökonomien, S. 107–124.

³⁶⁰ Hausmutter, Bd. 5, S. 85.

³⁶¹ Ebd., S. 99.

³⁶² Ebd., S. 127.

³⁶³ Stehlen bedeutet hier nicht, Gegenstände zu entwenden und zu verkaufen, sondern Mundraub bei Gelegenheit, wie z.B. beim „Wegpractiziren“ von Milch zwischen Stall und Küche. Hausmutter, Bd. 4, S. 243.

künfte unverheirateter Personen ermöglichten, und tatsächlich war es zeitweise alleinstehenden Witwen und Eltern schulpflichtiger Kinder behördlich verboten, die Spinnstube auszurichten.³⁶⁴ Seit Ende des 19. Jahrhunderts, nachdem sich diese Institution aufgelöst hatte, wird sie hauptsächlich volkskundlich romantisiert, indem ihr die Überlieferung von Märchen und Volksliedern zugeschrieben wird. Für Germershausen aber scheint von der unkontrollierten Zusammenkunft des Gesindes eine Bedrohung auszugehen, als ob es dazu sonst keine Gelegenheiten gäbe.



Abb. 6 Vorstellung von unsittlichem Treiben in einer Spinnstube (um 1524)

Die gesellschaftliche Ordnung (und vor allem günstige Arbeitskräfte) zu garantieren, versuchen die zahlreichen Gesindeordnungen.³⁶⁵ Germershausen vertraut diesen Gesetzen nicht, wer sollte auch ihre Umsetzung überwachen? Die (personifizierte) Polizey könne dies höchstens in den großen Städten leisten. Außerdem sind ihm diese Gesetze viel zu lasch, z.B., dass in manchen Gegenden inzwischen die körperliche Bestrafung des Personals verboten worden ist:

„Ein wider hausherrschaftliche Züchtigungen gesichertes, oder durch Landesgesetze dawider in Schutz genommenes Gesinde wird hievon desto zügelloser, und machet den Hausstand zu einem Schauplatze unerträglicher Leiden. [...] Die Hausherrschaften werden bey der Befreyung des Gesindes von herrschaftlichen Zwangsmitteln allem Muthwillen eines ungeschliffenen trotzigten Pöbels völlig Preis gegeben.“³⁶⁶

Die Begründung der Gesetzesmacher, dass auch das Gesinde frei geboren sei, lässt Germershausen nicht gelten mit dem Argument, dass dann auch Kinder und Jugendliche weder von ihren El-

³⁶⁴ Vgl. Uwe Henkhaus: *Das Treibhaus der Unsittlichkeit. Lieder, Bilder und Geschichte(n) aus der hessischen Spinnstube*, Marburg 1991, S. 53. Die Spinnstube wurde meistens reihum im Dorf ausgerichtet, den Gastgebern wurden die Kosten für das Licht bezahlt, vgl. ebd., S. 51. Erst 1883 erging das Urteil, dass die Spinnstuben nicht verboten werden dürfen, da sie unter das Vereinsgesetz fallen, vgl. ebd., S. 159. Roper merkt an, dass es nicht verwunderlich sei, dass die Spinnstube als weiblicher Treffpunkt männliche sexuelle Fantasien auslöste. Der Begriff ‚Gunkelstube‘ könne genauso gut Bordell wie Spinnstube bedeuten. Roper, *Das fromme Haus*, S. 154.

³⁶⁵ Vgl. Lubinski, *Bäuerliches Gesinde*, S. 110.

³⁶⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 133.

tern noch von ihren Lehrern oder Ausbildern geschlagen werden dürften.³⁶⁷ Dieser Gedanke scheint besonders absurd zu sein. Er schließt sich Krünitz an, der dem Hausvater die Gewalt über seine Familie und die Bediensteten zuspricht, da Gerichte nur Schaden anrichten würden und „der Staat die Angelegenheiten der Familie nicht kennt“.³⁶⁸ Falls die Gesetze Züchtigung erlauben, sollte die Verhältnismäßigkeit beachtet werden, und darauf geachtet werden, dass keine dauerhaften körperlichen Schäden bleiben: „Das Gesinde muß nicht zu Schanden geschlagen, oder um die Gesundheit und um den Gebrauch seiner Gliedmaßen gebracht werden.“³⁶⁹ Außerdem kann man Diensthofen entlassen, wenn man sie nicht schlagen will, sollte aber nicht beides tun, wie es vielmals vorkomme. Im Übrigen sollte die Hausmutter das Schlagen, auch der Mägde, ihrem Mann überlassen, da sie im Allgemeinen zu jähzornig sei.³⁷⁰

Grundsätzlich aber greifen Bestrafungen, sei es durch Gesetzesvertreter oder die Herrschaft, erst ein, wenn es zu spät ist. Das eigentliche Übel jedoch muss ganz anders bekämpft werden. Hier kommt die Religion und ihr „sanfte[r] und doch mehr vermögende[r] Zwang“³⁷¹ ins Spiel. Denn der Gesindemangel „hat seinen Grund [...] weniger in der verringerten Menge des Dienstvolks, als in der nun durchgängigen Rohheit desselben, welche aus dem Oberstande durch die [...] Verachtung der Religion auf das gemeine Volk nothwendig hat kommen müssen.“³⁷² Die Säkularisierung der Oberschicht ist die Wurzel allen Übels und Schuld an der Verrohung des Gesindes. Geradezu missionarisch wirbt der Autor deswegen für Hausgottesdienste, den sonntäglichen Gang in die Kirche und das Tischgebet vor und nach dem Essen. Das Tischgebet gibt Anlass zu einer längeren Rechtfertigung. Germershausen inszeniert sich hier als Kämpfer gegen sogenannte moderne Kräfte, denen das Beten peinlich geworden ist und berichtet von der Vorlesung eines Philosophieprofessors, in der sich der Vortragende über das Tischgebet lustig gemacht habe: Vor dem Essen sei man vom Hunger zu abgelenkt, um zu beten, und anschließend lasse sich mit vollem Magen schlecht beten. Das Argument dieser „unphilosophische[n] Lehre“³⁷³ versucht er, für sich umzuwandeln: Der Zwang, vor dem Essen warten zu müssen und sich zu konzentrieren, sei für den Knecht eine Übung in Geduld. Selbst wenn das Gebet mechanisch absolviert würde, erreiche es einen Zweck: „Der von Eßlust außer sich gesetzte Knecht sieht und riechet einen delikaten Braten oder ein Stück Fleisch. Er soll aber erst beten, das heißt, er soll seinen sinnlichen Affekt zügeln [...]“³⁷⁴ Das Argument wird ins Ökonomische gewendet, denn durch einen ungeduldigen Knecht können Tiere zu Schaden kommen: „Das geringste Zuchtmittel, meinen Knecht in der Geduld zu üben, will und darf ich, meines ökonomischen Wohls willen, nicht verwerfen.“³⁷⁵ Sich in Geduld zu üben angesichts des Geruches eines delikaten Bratens ist allerdings vor allem bei

³⁶⁷ Dieses Argument entnimmt er einer Schrift von Krünitz mit dem Titel *Gesindewesen*, aus der er zwei Seiten zitiert; er gibt hier ausnahmsweise die Seitenzahl an: S. 53.

³⁶⁸ Ebd., S. 134.

³⁶⁹ Ebd., S. 137.

³⁷⁰ Darauf komme ich im Zuge der Affektbeherrschung weiter unten, S. 79f. zurück.

³⁷¹ Ebd., S. 68.

³⁷² Ebd., S. 94. Anschließend führt Germershausen noch einen weiteren Grund für den Gesindemangel an: neue Manufakturen auf dem Land. Er plädiert dafür, Flachsspinnereien nur in gebirgigen Gegenden zu errichten, wo es keinen Ackerbau gibt. Das Spinnen würde gerne allen anderen schweren Arbeiten vorgezogen: „Das gemeine Volk kann dabey im Sommer im Schatten oder Kühlem sitzen, darf keine Sommerhitze ertragen, und dabey Schweiß vergießen. Des Winters aber können Spinner oder Spinnerinnen fein stille hinter dem Ofen sitzen, und dürfen sich nicht Wind und Wetter um die Nase gehen lassen. Spinnereyen machen weichliche Leute, welche an allen schweren Arbeiten, dergleichen das Gesinde verrichten muß, ein Mißfallen haben und sie scheuen.“ Ebd., S. 95f.

³⁷³ Hausmutter, Bd. 1, S. 39.

³⁷⁴ Ebd., S. 40.

³⁷⁵ Ebd.

dem Essen notwendig, das nicht auf dem eigenen Tisch steht. Das Tischgebet soll in erster Linie „Zufriedenheit mit den vorgetragenen gegenwärtigen Speisen lehren“, ³⁷⁶ denn:

„In den Häusern des Mittelstandes fühlet der gemeine Mann seinen Abstand zu stark, da er täglich vor Augen sieht, daß seine Herrschaft besser esse und trinke. Nirgends kann das Dienstvolk mehr zum Neide, heimlichen Widerwillen, und verdrossener Leistung des Dienstes gereizt werden, als in diesen Häusern. Man lasse und lehre das Gesinde die Tischgebete, zum Andenken des Gottes, verrichten, der jedem Menschen in der Welt seinen Posten angewiesen hat; und der daher Unzufriedenheit des Menschen mit seinem Stande, folglich auch der Ungenügsamkeit an der geringen Kost des niedern Standes, als Empörungen in seinem Reiche ansehen und strafen muß.“³⁷⁷

Wiederholt weist Germershausen darauf hin, dass es ihm bei der Verteidigung der Religionsausübung um das ökonomische Wohl des Haushaltes zu tun ist. Ein gottesfürchtiges Gesinde klaue weniger und arbeite gewissenhafter. Es kommt nicht auf die Idee, Autoritäten in Frage zu stellen und um besseres Essen oder höheren Lohn zu bitten, da es um seinen natürlichen, gottgewollten Platz in der Gesellschaft weiß. Diese Herstellung der Ordnung scheint in seinem eigenen Haus allerdings nicht so gut funktioniert zu haben, wie er zumindest selbst berichtet – das Gesinde sei ihm wegen der Hausandachten weggelaufen oder habe sich gar nicht erst beworben. Er sei darüber fast zum „Märtyrer“³⁷⁸ geworden. Seine These der Vorbildfunktion hat sich hier in der Praxis wohl nicht bewährt.

Auch sonst ist Pastor Germershausen nicht zimperlich, wenn es um wirtschaftliches Haushalten bei der Ausübung religiöser Rituale geht. Da es beim Tragen von Trauerkleidung zu einem gewissen Wetteifern – „ein Werk der eitlen Pracht“³⁷⁹ – gekommen sei, habe nicht nur Preußen eine Trauerverordnung erlassen, damit die Haushalte sich nicht aus gesellschaftlichem Zwang ruinieren. Aus dieser zitiert er die detailliert festgelegten Trauerzeiten für die verschiedenen Familienmitglieder: Eine Witwe trauert ein Jahr um ihren Mann, ein Witwer nur ein halbes um seine Frau; um Kinder wird drei Monate getrauert, wenn sie jedoch unter 12 Jahre alt waren, ist das Trauern verboten; ebenso ist bei Strafe die Drapierung von Leichenwagen und der Pferde verboten wie auch das Einkleiden des Gesindes in Trauerkleidung bzw., ihnen dazu Geld zu geben.³⁸⁰ Germershausen bezeichnet diese Verordnungen als „heilsam“ und geht mit keinem Wort auf die emotionale Komponente des Trauerns ein. Des Weiteren stellt er eine Kostenberechnung der Särge und der Leichenkleidung zur Verfügung, mit dem Hinweis, dass es in weit entfernten Gegenden noch Mode sei, Frauen in ihren ordentlichen Kleidern zu bestatten. Das sei ökonomischer Unsinn, denn die einfachen Gewänder aus weißer Leinwand („Badekappen“ genannt) seien ungleich günstiger. Außerdem solle man die Kleider für die Lebenden aufsparen. Eine Ausnahme wird bei Militärs gemacht, die in Regimentskleidung bestattet werden.

Bei der Kostenberechnung der Särge allerdings lässt sich auf eine andere Art sparen – da die Tischler und Schlosser die Situation der Trauernden ausnutzen könnten und die Preise für die Särge dementsprechend bestimmen, sei ökonomisch gehandelt, wenn man sich die Särge schon vorher zimmern lässt. Sie sind dann nicht nur günstiger, sondern auch schneller zur Hand, wenn

³⁷⁶ Ebd., S. 43.

³⁷⁷ Ebd., S. 43f.

³⁷⁸ Hausmutter, Bd. 5, S. 86. Das wird nicht nur an den Hausandachten gelegen haben – er brüstet sich damit, dass er sein Gesinde zur „Eingezogenheit“ abgerichtet habe, das sich aus Geselligkeit und Festlichkeiten nichts macht und seine Sonntagnachmittage nicht damit vergeudet. Das hört sich nach Ausschluss aus der Dorfgemeinschaft an.

³⁷⁹ Ebd., S. 710.

³⁸⁰ *Königlich-Preußische Trauerordnung* von 1720, am 20. Mai 1754 mit einigen Zusätzen erneuert. Germershausen publiziert einen Auszug ebd., S. 711–713.

man sie „in sehr heißen Sommertagen, oder bey sehr aufgeschwollenen und ausfließen wollenden Leichnamen“³⁸¹ möglichst bald braucht. Etwaige Vorbehalte dagegen schreibt er dem Aberglauben zu: „Man unterläßt aber gemeinlich diese Vorsorge aus Furcht vor dem Tode. Wird er aber länger ausbleiben, wenn wir uns in gesunden Tagen keine Särge bestellen, und solche nicht bereit halten wollen?“³⁸²

Fazit

Insgesamt weiß Germershausen, was am besten für seine Mitmenschen ist – das macht den Autor eines Ratgebers meistens aus, und ist auch typisch nicht nur für die Autoren der Hausväterliteratur, sondern auch für die Vertreter der Aufklärung, besonders der Ökonomischen Aufklärung, die das paternalistische Herrschaftssystem der feudalen Gesellschaft nicht verändern wollten.³⁸³ So wie Germershausen es gutheißt, wenn Trauerphasen bei Strafandrohung von 100 bis 1.000 Talern nicht überschritten werden dürfen, so wird vor allem dem Personal keine Entscheidung selbst überlassen. Die Bediensteten werden grundsätzlich nicht als handelnde Subjekte wahrgenommen, die selbst entscheiden dürfen, was sie essen wollen, ob sie harten Alkohol um drei Uhr morgens zum Frühstück vertragen, wofür sie ihren Lohn verwenden oder was sie am Sonntagnachmittag machen. Ihnen wird die Fähigkeit zu zivilisiertem Verhalten abgesprochen, wenn beispielsweise die Hausmutter streng auf die Sitzordnung bei Tisch achten soll und sich nicht jeder hinsetzen darf, wo er möchte, weil das in Schlägereien ausarten könne.³⁸⁴ Sie werden wie Kinder behandelt und müssen zu Sauberkeit, gutem Benehmen und Zügelung ihrer Affekte erzogen werden. Sie sollen ihre Wäsche sauber halten, während der Autor selbst beschreibt, dass die Wäsche des Gesindes hintangestellt und mit Schmutzwasser gewaschen wird, obwohl sie viel stärker verschmutzt ist; er beklagt sich über die Rohheit des Gesindes während er gleichzeitig darüber schimpft, dass Mägde wie Knechte dem Luxus frönen und feinere Kleidung tragen, nämlich aus gekaufter Baumwolle und nicht selbst produzierten gröberen Stoffen wie Leinen und Wolle. Das Befolgen der Mode im Stand der Hausmutter dagegen ist für ihn kein Kritikpunkt, sondern wird mit einem kleinen Seufzer als unvermeidbar hingenommen.³⁸⁵

Es scheint dem Autor vielmehr um eine klare Unterscheidbarkeit der einzelnen Stände zu gehen; ein Auflösen der Standesgrenzen wird als bedrohlich empfunden, wie schon bei der Verteidigung des Tischgebets zu sehen ist. Und hier scheint mir ein wichtiger Punkt dieses Werkes zu liegen: In der Verteidigung des Tischgebets führt Germershausen an, dass das Gesinde gerade im Haushalt des Mittelstandes Neidgefühle entwickeln kann, weil es sich an diesem Stand näher als am hochadeligen befindet, auch wenn Germershausen zunächst einmal eher die räumliche Nähe in einem kleineren Betrieb vor Augen hatte; in größeren Betrieben hat der Knecht gar keinen Zugang zur Herrschaftsküche und erst recht nicht zu den Wohnräumen. Doch auch standesgemäß sind sich die beiden Gruppen näher, und in selbstbewussteren Forderungen nach mehr Lohn und besserem Essen, dem Tragen besserer Kleidung und der Verfügung über den Sonntagnachmittag lauert für Germershausen eine bedrohliche Verwischung der Grenzen. Das wird auch an den

³⁸¹ Ebd., S. 695.

³⁸² Ebd.

³⁸³ Vgl. Robert M. Berdahl: Preußischer Adel. Paternalismus als Herrschaftssystem, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft, Bd. 6: Preußen im Rückblick, 1980, S. 123–145. Berdahl weist darauf hin, dass die Hausväterliteratur in dem Moment sehr populär war, in dem der östliche Adel die Leibeigenschaft der Bauern verschärfte. Das Konzept des Hausvaters habe die grundlegende Basis für die Ideologie des Paternalismus geboten. Vgl. ebd., S. 127.

³⁸⁴ Hausmutter, Bd. 1, S. 44f.

³⁸⁵ Hausmutter, Bd. 5, S. 266f. Das ist wegen der Standesrepräsentation auch nicht anders machbar. Trotzdem wird auch hier natürlich darauf gedrungen, sich nicht am Hochadel zu orientieren.

strikt getrennten Kochbüchern und dem Plädoyer gegen den schon längst üblichen Kaffee für das Gesinde deutlich. Germershausen schreibt also gegen Veränderungen an, die seit einigen Jahren im Gange sind und ihn offensichtlich verunsichern.

Der Autor scheint die Zeit zu vermissen, als die Bediensteten noch offener als Leibeigene behandelt wurden. Besonders deutlich wird dies an seiner Auffassung von Besitzrecht an Waisenkindern, die er in seinem Haus aufgenommen habe. In Gegenden, in denen Gesindemangel herrscht, möchte er den Herrschaften empfehlen, verlassene oder verwaiste Kinder aufzunehmen und sie nach ihrem Sinn, also zu ihrem Vorteil, zu erziehen, nämlich zur Arbeit. Dafür sollte der Staat diese Kinder aber von Zwangs- und Militärdiensten frei stellen, damit sich die Aufnahme der Kinder für den Gutsbesitzer rentiert. Hier kommt wieder der Vergleich mit einem Arbeitstier vor, in das der Ökonom investiert und aus dem er Nutzen zieht. So sollte den „Herrschaften ein völliges Eigentumsrecht über dergleichen erzogene Kinder“³⁸⁶ zugebilligt werden, woran auch der Staat ein Interesse haben solle, denn sonst würden die Kinder zu unnützen Landstreichern. Hört sich das zunächst nach einem Bewahren der Kinder vor dem Militärdienst an und erweckt der Begriff ‚Eigentumsrecht‘ an Menschen vielleicht nur aus heutiger Perspektive Sklavenassoziationen, wird Germershausen in einer Erfahrungsgeschichte konkreter:

„Ich habe von jeher Kinder aufgenommen und erzogen. Einige sind gut eingeschlagen, andere aber weniger, weil sie die Freyheit hatten, sich mir zu entziehen und sich verführen zu lassen. Hat aber der Staat dem Erzieher ein Recht an dergleichen Kindern eingeräumt, so gewinnt der erste mehr Menschen, und der Hausstand mehr und besseres Gesinde. Ohne solchem verwilligten Rechte werden sich äußerst Wenige mit Erziehung verlassener Kinder abgeben, da sie vor dem 14ten Jahre nur Kosten und Sorge gemacht, aber der Haushaltung noch wenig genützt haben.“³⁸⁷

Hier geht es Germershausen nicht um den Staat, der die Jungen zum Militär zwingt, sondern um die Freiheit des Kindes, mit 14 selbst zu entscheiden, wo es leben möchte. Die Meldung zum Militär scheint hier eher eine Fluchtmöglichkeit aus dem gestrengen Haushalt des Pastors geboten zu haben.³⁸⁸ Mädchen werden übrigens in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, was daran liegen könnte, dass sie den Adoptiveltern nicht so viel nützen würden, da die eigenen Töchter schon früh für ihre eigene Ausbildung zur Hausmutter im Haushalt mithelfen müssen. Auch diese Möglichkeit, Waisen im Haushalt aufzunehmen, begründet Germershausen nicht mit christlicher Nächstenliebe, sondern mit einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Rechnung. Insgesamt wird in der *Hausmutter* das Geben von Almosen oder das Tun von guten Taten nicht erwähnt, während es in der Hausväterliteratur ein üblicher Topos war. Selbst Münchhausen veranschlagt in seiner Haushaltsberechnung noch einen Posten für Almosen.³⁸⁹

³⁸⁶ Ebd., S. 96. Was nicht heißt, dass das herrschende Ehepaar sich mit den Kindern abgab, sondern diese von Anfang an im Gesinde mitarbeiten mussten. In den Jahren vor Entstehung der *Hausmutter* entspann sich der von den Philanthropen angestoßene sogenannte Waisenhausstreit, der um 1780 zur Schließung mehrerer Waisenhäuser führte. Die Pädagogen kritisierten die mangelnde Hygiene und das schlechte Essen, die Krankheiten und eine hohe Sterblichkeitsrate nach sich zogen. Sie plädierten für die Unterbringung in Pflegefamilien auf dem Land, wo die Kinder in der Landwirtschaft arbeiten und so den Arbeitskräftemangel beheben sollten. Es fanden sich aber kaum wohlhabende Familien, die Kinder aufnahmen. Nur arme Familien, die am Kostgeld interessiert waren, nahmen Kinder auf, die in der Folge ausgebeutet wurden und verwahrlosten. Vgl. Eisenbach, Zuchthäuser, S. 140–142.

³⁸⁷ *Hausmutter*, Bd. 5, S. 96f. In den biografischen Informationen zu Germershausen sind keine eigenen Kinder verzeichnet.

³⁸⁸ Womit nicht gesagt sein soll, dass das Militär eine angenehme Alternative geboten haben wird.

³⁸⁹ Vgl. Schmidlin, *Arbeit*, S. 89. In Texten vor dem 18. Jahrhundert findet Peter Münch die Tugend der Sparsamkeit als Voraussetzung für christliche Mildtätigkeit beschrieben, was sich im 18. Jahrhundert zur Geißelung des Müßigangs ändert. Vgl. Münch, *Ordnung*, S. 35.

1.2 Repräsentation

Germershausens Zementieren der Ungleichheit könnte als stabilisierende Maßnahme in vorrevolutionären Zeiten gelesen werden. Der Hausmutter spricht er hierbei eine sehr wichtige Rolle zu: Sie muss den Mittelstand repräsentieren, und zwar nicht nur nach innen in Abgrenzung zum Gesinde, sondern vor allem nach außen. Bei einem Stand, der sich gerade neu erfindet (und sich bemüht, ein Gemeinschaftsgefühl zwischen Landadel und Bürgertum herzustellen), kann dabei vieles schiefgehen. Germershausens Ratgeber zielt allerdings nicht auf die richtigen Umgangsformen oder die richtige Kleidung. Repräsentation findet bei ihm über das servierte Essen statt. Dementsprechend viele Hinweise zu gesellschaftlicher Verortung lassen sich in den Kochbüchern finden.

Verortung über das Essen

In der Einleitung des Kochbuches für die „Küche des Mittelmannes“ sind die ersten Seiten der Erklärung gewidmet, für welchen Stand die Hausmutter kochen lassen muss, und warum es so wichtig ist, dass sie sich damit auskennt. Sie muss den goldenen Mittelweg treffen, denn „der Mittelmann gehöret nicht zum Pöbel“, ebenso wenig wie zur „großen Welt“.³⁹⁰ Für diese Verortung muss die Hausmutter Einblick in die Vermögensverhältnisse haben: „Jede Hausmutter muß [...] sich, ihren Stand und Vermögen oder Einkünfte kennen, um in Ansehung der gemeinen so wohl als der Gastspeisen das Schickliche nicht zu verfehlen.“³⁹¹ Die Hausmutter muss „das Pöbelhafte in ihrer Küche“³⁹² vermeiden, ebenso ist es „Eitelkeit [...]“, wenn man glaubet, durch seine Art zu essen die Großen der Zeit einzuholen, und ihre Größe zu erreichen.“³⁹³ Das Einfallstor für die Übertretung der Standesgrenzen in der Küche scheinen Feste wie Kindstaufen und Hochzeiten zu sein, zu denen Köche aus hochadeligen Häusern angemietet werden.

Dieses tut die Beispielfigur einer fiktiven Geschichte jedoch für eine längere Anstellung. Der Koch soll für einige Jahre im Haus kochen, sodass sie sich das Kochen von ihm anschauen kann, um anschließend mithilfe einer Köchin der Küche selbst vorzustehen. Als aber der Hausherr erst einmal auf den Geschmack gebracht worden war, gab es kein Halten mehr: „Die Kunst des Kochs verzärtelte den Gaumen [ihres Mannes] dergestalt, daß er bald ein vollkommener Tischwollüstling ward.“³⁹⁴ Die Schwelgerei resultiert naturgemäß in Armut und sehr karger Kost (die durch grobes Brot und „ganz geringe Eyer Kuchen“³⁹⁵ definiert wird). Am Ruin des Mannes ist seine Frau schuld, die ihn zu diesem Genuss an dekadentem Essen verführt und daran gewöhnt hat. Sie ist „aus einem dunklen Herkommen“³⁹⁶, und setzt sich aus Eitelkeit über die bescheidenen Mittel ihres Mannes hinweg, um „den Tisch als eine Dame vom Stande führen, und dadurch vor den meisten ihrer Art hervorglänzen“³⁹⁷ zu können. Die Frau verschwieg also ihren eigenen Stand, und hat sich nach der Heirat nicht die Mühe gemacht, ihren neuen Stand herauszufinden und sich anzupassen, sondern wollte sich von den anderen abheben.

³⁹⁰ Hausmutter, Bd. 1, S. 355.

³⁹¹ Ebd., S. 533f. Dass sie „sich“ kennen muss, bedeutet hier nichts weiter als das, was im danach folgenden Einschub ausgeführt wird: Es geht nicht um ihr Innerstes, sondern um ihren Stand und die finanziellen Verhältnisse.

³⁹² Ebd., S. 355.

³⁹³ Ebd., S. 356. ‚Die Großen‘ setzen sich nach Richard van Dülmens Definition aus dem Hochadel und den tonangebenden Patriziern der großen Handelsstädte zusammen.

³⁹⁴ Ebd., S. 357.

³⁹⁵ Ebd.

³⁹⁶ Ebd., S. 356.

³⁹⁷ Ebd.

Das ‚Mittelmäßige‘ zu treffen, die „Mittelstraße [...] halten, und der Sache weder zu viel, noch zu wenig“³⁹⁸ zu tun, ist erklärtes Ziel der Kochbuchanleitung, mittelmäßig ist also hier ein sehr positiver Begriff. Es gilt, wie bei der Disziplinierung des Gesindes, den eigenen Platz in der Standesgesellschaft zu kennen und zu akzeptieren. Das bedeutet einerseits, nicht zu eitel zu sein und sich und das Haus dadurch zu ruinieren (und seinen Ruf), und auf der anderen Seite, seinen Stand würdevoll zu repräsentieren (und damit ebenfalls seinen Ruf zu wahren). Es ist deutlich zu sehen, dass es Germershausen sehr wichtig ist, die Definition des Begriffs des Mittelmanns in positivem Licht erscheinen zu lassen. Damit ist er nicht der erste – Maria Schellhammer bezeichnet den Stand ihres Zielpublikums schon in ihrem Kochbuch von 1692 ebenfalls als „Mittel-Stand“, sie schreibe für „mittelmäßige Haushaltungen“. ³⁹⁹ Gegen Ende des 18. Jahrhunderts aber scheint er damit nicht mehr den Nerv der Zeit zu treffen, denn die Einzelpublikation des Kochbuches 13 Jahre später trägt nicht mehr den Titel *Die Geschäfte der Hausmutter in der Küche des Mittelmannes*, sondern *Die Geschäfte der Hausmutter in der Gesinde- und Herrschaftsküche*. Diese Entscheidung kann auch der Verleger getroffen haben, nichtsdestotrotz scheint man davon ausgegangen zu sein, dass die ‚Herrschaftsküche‘ einen größeren Reiz auf die intendierte Kundschaft ausübt als der Begriff des ‚Mittelmanns‘.⁴⁰⁰

Der ‚natürliche‘ Geschmack

„Vor einiger Zeit war ich bey einer Tafel, wo unter vielen andern Essen auch mancherley Fische aufgesetzt waren. Auf Befragen des Vorlegers, von welcher Art Fisch ich essen wollte, bat ich, von einem großen, mit einer holländischen Sauce übergossenen Hechte mir zu geben. [...] Ich merkte aber keinen Hechtgeschmack in der Folge, und fand, daß es ein farcirter oder gefüllter Hecht war. Ich gab meinen Teller dem Bedienten, und forderte mir Aal. Auch dieser war farcirt, daher ich solchen auf meinem Teller liegen ließ, ohne davon zu essen. Viele meiner Mitgäste aßen mit Appetit von diesen Fischen, und sagten mir: an dem und dem fürstlichen Hofe werden die Fische also gegessen. Ich erwiederte, daß ich, wenn ich ein Fürst wäre, auch vielleicht meine Fische so essen könnte. Als Mittelmann aber habe ich mich nur an den ersten natürlichen Geschmack jeder Speise gewöhnet.“⁴⁰¹

Diese Definition des Mittelmanns funktioniert hier direkt über die Zubereitung des Essens. In dieser Erfahrungsgeschichte stellt Germershausen sich an, um ein moralisches Exempel zu statuieren und eine Lanze für das einfache Leben zu brechen. Seine Unhöflichkeit als Gast stellt er als zivilen Ungehorsam dar, ein Aufbegehren gegen den Geschmack des Adels, der den ‚ersten Geschmack‘ der Speisen bis zu ihrer Unkenntlichkeit verfälscht. An diesem Beispiel wird übrigens deutlich, dass es nicht um die Aristokratie an sich geht, sondern um die Unterscheidung zwischen Hochadel und Landadel: Die fürstliche Küche – der farcierte Fisch – wird geschmäht, anschließend die puristische Zubereitungsart von Sauerkohl in einer gräflichen Küche als Vorbild angeführt.

³⁹⁸ Ebd., S. 357. Münch führt den Begriff der „Mittelstraße“ in seiner Untersuchung der Genese der bürgerlichen Tugenden aus dem Kanon der ökonomischen Tugenden als konstitutiv für das spezifisch deutsche Bürgertum an. Vgl. Münch, *Ordnung*, S. 33. Siehe weiter unten, Teil III, Kapitel 2.2, Sparsamkeit.

³⁹⁹ Vgl. Reinhard Peesch: Nachwort zur Neuauflage 1984, in: Maria Sophia Schellhammer: *Das Brandenburgische Koch-Buch, Oder: Die wohl-unterniesene Köchinn* [...], Berlin 1723 [Nachdruck: Rostock 1984], S. 1–13, S. 3. Peesch interpretiert den Mittelstand als gehobenes Bürgertum. Auch Schellhammer polemisiert gegen die höfische Küche und macht sich für eine simplere, maßvolle bürgerliche Küche stark. Gleichzeitig werden die Leserinnen mit „nach Standes-Gebühr geehrteste Leserinnen!“ (Vorrede, o.S.) angesprochen, und die höfische Küche wird als fürstliche benannt, so dass die Vermutung naheliegt, dass Germershausen und Schellhammer eine ähnliche Auffassung von der Zusammensetzung des Mittelstandes haben, die den niederen Adel miteinschließt.

⁴⁰⁰ Germershausen: *Die Geschäfte der Hausmutter in der Gesinde- und Herrschaftsküche*, 1791. Die Einleitung des Abschnittes für die Herrschaftsküche ist unverändert geblieben, spricht also vom Mittelmann in Abgrenzung vom ‚Pöbel‘ und den ‚Großen‘, S. 355ff.

⁴⁰¹ Hausmutter, Bd. 1, S. 358f.

Der ‚erste Geschmack‘ wird als ‚natürlich‘ und ‚gut‘ bezeichnet. Das heißt nicht, dass die Speise ohne jegliches Gewürz gekocht werden soll, sondern dass man sich bei den Gewürzen zurückhalten soll. So soll Rindfleisch beispielsweise nur mit Salz und Ingwer gekocht werden: „Wenn aber zu viele Gewürze, oder so genannte piquante Brühen, den ersten Rindfleischgeschmack verdrängen haben: so würde ich im Finstern nicht recht sagen können, ob ich Rindfleisch, Kalbsfleisch, Schöpfenfleisch oder Hirschfleisch unter den Zähnen habe. Hier ist der erste natürliche Geschmack des Rindfleisches völlig verloren gegangen.“⁴⁰² Die Probe aufs Exempel findet im (fiktiven) Dunkel statt. In französischen Kochbüchern lässt sich diese Entrüstung schon im 17. Jahrhundert finden: Die Köche seien Sturm gelaufen gegen überkommene Gewohnheiten, die den natürlichen Eigengeschmack der Lebensmittel verfälschten, vor allem gegen zu langes Kochen und die Beigabe überflüssiger Zutaten.⁴⁰³ Dass diese Verweigerung der Köche sich vor allem in der Küche des französischen Hochadels niederschlug, erwähnt Germershausen nicht.

Eine Erklärung für das lange Kochen der Gerichte bieten schlechte Zahnhygiene und fehlender Zahnersatz.⁴⁰⁴ In Colers Kochbuch laufen fast alle Rezepte darauf hinaus, ein Mus aus den Zutaten herzustellen.⁴⁰⁵ Speisen wurden aber aus vielfältigen kulturellen sowie hygienischen Gründen umgestaltet. Bis ins 16. Jahrhundert gehörte es zum „Ehrgeiz der Köche [...], den Eigengeschmack möglichst zu verändern, je stärker, desto vornehmer. Entsprechend wurden die Ingredienzen bis zur Unkenntlichkeit zerstoßen und püriert und dann überwürzt oder sogar parfümiert.“⁴⁰⁶ Rumm-Kreuter erklärt das Überwürzen damit, dass das Fleisch des Alters wegen oder durch die Haltbarmachung durch Pökeln oder Räuchern hart und salzig wurde und so wenigstens nach den Gewürzen schmeckte.⁴⁰⁷ Mit dem Einfluss der arabischen Küche änderte sich das allmählich in Europa. Außerdem ließe sich vermuten, dass sich die Konservierungsmethoden verbesserten, beispielsweise durch die Anlage von Eisgruben.⁴⁰⁸

Eine andere Ursache für die Überwürzung kann der Glaube gewesen sein, dass bestimmten Gewürzen eine vorbeugende Wirkung gegen die Pest nachgesagt wurde, wie insgesamt Gewürzen heilende oder vorbeugende Wirkungen zugeschrieben und sie dadurch lieber im Überfluss verwendet wurden.⁴⁰⁹ Des Weiteren wurden Zutaten bis zur Unkenntlichkeit verarbeitet, gerade weil ihnen in der antiken Viersäftelehre bestimmte Eigenschaften zugeteilt waren, denen man aus dem Weg gehen wollte. Ein anderer Einfluss der Veränderung von Speisen lässt sich in der Tradition des Fastens nachvollziehen: Im Mittelalter gab es gebietsweise bis zu 200 Fastentage im Jahr,

⁴⁰² Ebd., S. 358.

⁴⁰³ Vgl. Jean-Louis Flandrin: Der gute Geschmack und die soziale Hierarchie, in: Philippe Ariès, Georges Duby (Hrsg.): *Geschichte des privaten Lebens*, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, Frankfurt am Main 1994, S. 268–311, S. 278.

⁴⁰⁴ Vgl. Elke Bauer, Helmut Berthold (Hrsg.): „*Thue ein Häferl Wein...*“ – *Das Kochbuch der Eva König. Rezepte von Lessings Frau*, Göttingen 2013, S. 39 und Doris Rumm-Kreuter: Heizquellen, Kochgeschirre, Zubereitungstechniken und Garergebnisse mittelalterlicher Köche, in: Irmgard Bitsch, Trude Ehlert, Xenja von Ertzdorff (Hrsg.): *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, Sigmarin- gen 1990, S. 227–244, S. 238. Außerdem wurde allem Rohen aus hygienischen Gründen misstraut. Auch das sollte sich Ende des 17. Jahrhunderts in der französischen aristokratischen Küche ändern – einige Köche raten dazu, Braten und Geflügel blutig zu servieren, vgl. Flandrin, Geschmack, S. 280. Dieser Vorschlag ist bei Germershausen nicht zu finden.

⁴⁰⁵ Coler, Hausbuch, Bd. 1, Buch 3: „Von den Mühsern und Gebackenen“, S. 119–206.

⁴⁰⁶ Rumm-Kreuter, Heizquellen, S. 237.

⁴⁰⁷ Auch alle anderen haltbar gemachten Lebensmittel schmeckten meistens mehr nach ihrer Einmachhilfe als dem Gemüse oder Obst: Erst 1804 wurde die Haltbarmachung durch Sterilisation entdeckt, indem man Lebensmittel kocht und danach luftdicht verschließt, so dass weniger Salz, Zucker oder Essig beim Einmachen verwendet werden musste. Vgl. Wiedemann, Herrin, S. 66.

⁴⁰⁸ Eisgruben kommen schon bei Thumbshirn 1570 vor. Merkwürdigerweise erwähnt Germershausen sie nur einmal am Rande (Hausmutter, Bd. 1, S. 379), weder spielen sie in der Vorratshaltung in der *Hausmutter* eine Rolle, noch in der Anlage eines neu zu bauenden Gehöfts im *Hausvater*.

⁴⁰⁹ Hanna Dose: Die Geschichte des Kochbuchs. Das Kochbuch als geschichtliche Quelle, in: *Beruf der Jungfrau. Henriette Davidis und Bürgerliches Frauenverständnis im 19. Jahrhundert*, Ausstellungskatalog, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund, Oberhausen 1988, S. 51–70, S. 65.

weswegen viele der Rezeptesammlungen Rezepte ohne Fleisch boten. Neben einem Aufschwung der Teichwirtschaft und den vielen Fischrezepten zog das auch Kreativität bei der Zubereitung nach sich.⁴¹⁰ Denn auch wenn kein Fleisch gegessen werden durfte, sollte es zumindest danach aussehen, wie z.B. ein Schweinekopf aus Fischehälften,⁴¹¹ oder „einen Hirschbraten von Fischen zu machen“,⁴¹² wie Coler vorschlägt.

Diese Praktik verselbstständigte sich zu einer Tradition, die vorwiegend im Mittelalter zelebriert wurde, sich jedoch auf Festbanketten bis ins 19. Jahrhundert gehalten hat: den höfischen Schaugerichten, der Umgestaltung von Speisen nicht aus Gründen von Fastenvorschriften, Geschmack oder Hygiene, sondern um des Spektakels willen. [Abb. 7] Die Köche wollten vor allem ihr Publikum überraschen, indem beispielsweise lebendige Vögel in Pasteten eingeschlossen wurden, die während des Mahls herausfliegen sollten, oder großem Geflügel die Haut am Stück inklusive der Federn abgezogen, das Fleisch gebraten und anschließend die Haut dem Braten wieder übergezogen wurde – besonders eindrucksvoll an einem Pfau mit geschlagenem Rad durchgeführt.⁴¹³ „[E]ine Prozedur, die den ohnehin fragwürdigen gastronomischen Wert dieser Schwäne, Störche, Kormorane, Kraniche, Reiher, Pfauen usw. nicht gesteigert haben dürfte.“⁴¹⁴ Denn diese waren, im Gegensatz zu anderen Schaugerichten, nicht nur als Dekoration sondern tatsächlich für den Verzehr gedacht. Der Braten wurde meistens nicht wirklich gar, denn erst mit der Entwicklung des Sparherdes nach 1800 sollte es möglich werden, Fleisch langsam zu braten.⁴¹⁵ Auch gefärbt wurden Gerichte oder Zutaten, mit Gold, Safran, Maulbeeren oder Zinnober.⁴¹⁶ Im 18. Jahrhundert hat sich die Mode der Schaugerichte etwas abgekühlt, die großen Vögel sind aus den Kochbüchern verschwunden. Eine Zeit lang hielt sich noch ein Überbleibsel dieses Schaubildes, indem Pasteten mit Kopf und Federn des Vogels geschmückt wurden, dessen Fleisch in ihnen verarbeitet worden waren. Flandrin geht davon aus, dass sich dieser Brauch – „wie so viele andere“⁴¹⁷ – in Deutschland länger gehalten hat als in Frankreich. Bei Germershausen taucht diese Variante nicht mehr auf (er hätte sie sicherlich kritisiert), er macht nur noch Stimmung gegen farcierte Tiere und zu aufwendige Pasteten.⁴¹⁸

⁴¹⁰ Mit der sukzessiven Abschaffung der vielen Fastentage bzw. in den protestantischen Gebieten nach der Reformation kam es zu einem Einbruch der Teichwirtschaft. Der Fischverzehr nahm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder stark zu, als sich mit der Eisenbahn und künstlich hergestelltem Eis neue Transportmöglichkeiten eröffneten. Vgl. Wiedemann, Herrin, S. 141.

⁴¹¹ Vgl. Rumm-Kreuter, Heizquellen, S. 238.

⁴¹² Coler, Hausbuch, Bd. 1, Buch 3, S. 115f.

⁴¹³ Coler gibt in seinen Rezepten eine etwas andere Anleitung: Der Pfau soll gerupft werden, Schwanz- und Kopffedern jedoch am Tier gelassen werden; diese werden während des Bratens am Spieß mit nassen Tüchern bedeckt. Zum Schluss werden Hals und Schwanz mithilfe von Drähten in Position gebracht. Ebd., S. 180f.: „Ein höflich Essen von einem Pfauen zu machen.“

⁴¹⁴ Flandrin, Geschmack, S. 286. Dass die großen Vögel ebenso wie Wale, Delfine und Seehunde in den Kochbüchern von kleineren, schmackhafteren Vögeln und Fischen abgelöst wurden, unterstützt Flandrins These, dass im Laufe des 17. Jahrhunderts der Qualität vor der Quantität der Vorzug gegeben wurde. Er bezeichnet allerdings selbst diese Wertung von Geschmack als ethnozentristisch. Vgl. ebd., S. 287.

⁴¹⁵ Der Sparherd, der das offene Feuer ablöste und Brennstoffersparnis ermöglichte, setzte sich erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts flächendeckend durch. Vgl. Margret Tränkle: Zur Geschichte des Herdes. Vom offenen Feuer zur Mikrowelle, in: Oikos, S. 37–52, S. 44.

⁴¹⁶ Vgl. Rumm-Kreuter, Heizquellen, S. 238. Auch hier bemerkt Flandrin einen Unterschied von der französischen Küche des 14./15. Jahrhunderts zur Küche des 17./18. Jahrhunderts: In beiden spielt die Farbe der Speisen eine große Rolle; wurde jedoch in der ersteren mit allen möglichen Methoden gefärbt (teilweise nicht ungefährlich), geht es in der späteren Küche um die den Lebensmitteln eigenen Farben. Flandrin, Geschmack, S. 289f.

⁴¹⁷ Ebd., S. 286. Die Überzeugung, dass der Eigengeschmack des Essens herausgearbeitet statt verändert werden sollte, machte sich offenbar ebenfalls sehr viel früher in Frankreich bemerkbar.

⁴¹⁸ Pasteten haben sich im Laufe der Zeit in der Wertigkeit ebenfalls verändert – in England bspw. gehören sie schon lange zu eher rustikalem, ländlichen Pubessen.



Abb. 7 Eine Geflügelpastete mit Vogelaufsatz, 17. Jahrhundert

Vor allem aber war das Überwürzen von Speisen mit exotischen Gewürzen ein Zurschaustellen von Wohlstand – je seltener und teurer das Gewürz, desto mehr Prestige. Zur Zeit Germershausens sind viele dieser Gewürze inzwischen einfacher zu erhalten und bedeuten nicht mehr so viel Prestige wie noch 100 Jahre zuvor. Die Muskatnuss war immer noch extrem teuer, da die Vereinigte Niederländische Kompagnie das Monopol halten konnte und den Markt streng regulierte. Die echte Muskatnuss wuchs ausschließlich auf der sehr kleinen Inselgruppe der Banda-Inseln im Pazifik; erst Ende des 18. Jahrhunderts wurden Schößlinge in französische und britische Kolonien geschmuggelt und brachen das niederländische Monopol.⁴¹⁹ Die Nachfrage nach Pfeffer und Muskatnuss war aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesunken. Germershausen verlagert das Standesbewusstsein auf den Geschmack. Der höhere Stand der Hausmutter zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie den richtigen, den guten Geschmack trifft und sich nicht von dem Fehlglauben leiten lässt, mehr ist mehr und damit ihre niedere Herkunft preisgibt:

„Es ist immer noch der Fehler der Hausmütter des Bauernstandes, daß sie gewisse Speisen, nach Art der Vornehmen, denn recht zu würzen glauben, wenn sie solche mit recht vielem ausländischem Gewürze überladen. So pflegen manche das Rindfleisch mit Ingwer zu sehr zu überwürzen [...]. So findet man auch, daß dergleichen aus solchem niedrigen Stande, in eine gewisse Klasse des Mittelstandes hineinsteigende Hausmütter, fast alle ihre Speisen mit ausländischem Gewürze verderben. Wenn sie z.E. ein Huhn mit einer Suppe zu Tische bringen, so ist wenigstens an eine einzige Hühnersuppe eine ganze Mucatennuß verwendet worden. Man fühlet mit der Zunge nichts als Muscatennuß; dergestalt, daß es eben so viel gewesen wäre, nur eine simple Wassersuppe gleich stark zu würzen, und das Huhn wegzulassen.“⁴²⁰

Tatsächlich lässt sich in den Fleischrezepten der Herrschaftsküche kaum eines ohne Ingwer oder Muskatnuss finden, was darauf schließen lässt, dass Germershausens patriotisches Plädoyer für einen sparsameren Einsatz von ausländischen Gewürzen ein Kampf gegen Windmühlen ist, bzw. von seinen eigenen Rezepten konterkariert wird, in denen sich die von ihm propagierten einheimischen Gewürze gar nicht finden lassen. Die Möglichkeit, dass manche Gäste bestimmte Gewürze nicht mögen, wird nur bei Schnittlauch thematisiert, der besser in einem extra Schüsselchen zur Verfügung gestellt werden solle. Außerdem sei es der Brauch in vielen Häusern, einen Zuckerstreuer zur Verfügung zu stellen, damit die Gäste sich ihre Suppen, Kalteschalen oder

⁴¹⁹ Vgl. Moritz Herrmann: Die goldene Frucht Ostindiens. Eine Warengeschichte der Muskatnuss, in: *Skriptum* 2/1 (2012), URN: urn:nbn:de:0289-2012050335, [06.09.2016].

⁴²⁰ Hausmutter, Bd. 1, S. 59f.

Gemüse selbst süßen können, während Salat grundsätzlich schon in der Küche mit Zucker bestreut wird. Weder Salz noch Pfeffer werden in diesem Zusammenhang erwähnt.⁴²¹

Nicht nur die exotischen Gewürze, auch andere exotische Zutaten und internationale Gerichte machten an sich einen Reiz aus. Auch das kritisiert Germershausen: Pasteten von englischer, französischer und italienischer Art gleichzeitig zu servieren, „um jeder Zunge die Wahl zu lassen, diesen oder jenen ausländischen Kitzel nach Belieben zu fühlen“⁴²² ist zu viel des Guten. Neben der Tatsache, dass Pasteten aufwendig herzustellen sind und nach Germershausens Meinung nur als Ausnahme serviert werden sollten, ist es gleichzeitig die übertriebene Vielseitigkeit und die Internationalität der Speisen, die er als dekadent empfindet. In seinem eigenen Kochbuch allerdings ist es Usus, verschiedene (auch als international gekennzeichnete) Versionen eines Gerichtes vorzustellen, außerdem gibt es fast 50 verschiedene Pastetenrezepte, worunter sich auch eine mit farciertem Fisch befindet. Regionale Kochbücher erschienen erst ab 1830 auf dem Markt.⁴²³ Das *Brandenburgische Kochbuch* von Maria Schellhammer und das *Niedersächsische Kochbuch* von Marcus Looft wurden zwar mit regionalen Titeln versehen, beschränkten sich aber keinesfalls auf eben solche Gerichte: Mit den internationalen Rezepten stellte der Autor oder die Autorin sein/ihr Wissen unter Beweis.⁴²⁴ Germershausen stellt diese Rezepte zwar auch zur Verfügung, will aber in der Einleitung eine Lanze für die Hausmannskost brechen. Das Zedler Universal-Lexikon beschreibt in seiner Definition die Wandlung, die der Begriff bis 1735 durchgemacht hat:

„Hausmanns-Kost, heißt eigentlich nur dasjenige Essen, so ein gemeiner Bürger oder Bauer, die an einigen Orten auch Haus-Leute genennet werden, täglich zu genießen pfeget, und meisten Theils nur in solchen Arten derer Speisen bestehet, welche unter denen Zugemüsen begriffen, und die er in seiner Haushaltung, entweder selbst erbauet, oder die doch mit denen wenigsten Kosten angeschafft werden können, auch jedes Mahl etwas davon vorrätzig zu seiner Bedürfnisse im Hause haben soll. Es ist aber durch den Gebrauch mit diesem Worte so weit gekommen, das man über Haupt eine ordentliche tüchtige Mahlzeit, die jeder nach seiner Einrichtung einzunehmen gewohnet, in Ansehung eines besondern Tractaments, wobey ausserordentliche und mehrere Speisen aufgesetzt werden, ebenfalls Hausmanns-Kost nennet.“⁴²⁵

Germershausen definiert die Hausmannskost als „gemeine Speisen“,⁴²⁶ also Alltagsessen, das sich vom besonderen Essen absetzt. Es gebe zu viele Kochbücher, die das Besondere zum Thema hätten, und unerfahrene Hausmütter begingen den Fehler, aus diesen Büchern das Kochen lernen zu wollen, womit sie sich überheben. Damit übersieht Germershausen die primäre Motivation, ein Kochbuch zu kaufen: Für die alltäglichen Gerichte reicht meistens die eigene Rezeptensammlung. Die Ausnahmen, die großen Gastmähler und besonderen Gelegenheiten, neue Rezepte sind es, die eine Anleitung benötigen und für die Käufer und Käuferinnen (bis heute) attraktiv sind.⁴²⁷ So bringt Germershausen allein durch die Auswahl der Rezepte seine Vorstellung

⁴²¹ Hausmutter, Bd. 2, S. 477. Salzstreuer gibt es erst seit 1911, als dem Salz Rieselhilfen in Form von Trennmitteln zugesetzt wurden. Salat wurde hauptsächlich aus gekochten Zutaten hergestellt, da rohem Essen bis ins 20. Jahrhundert misstraut wurde. Vgl. Wiedemann, Herrin, S. 143.

⁴²² Hausmutter, Bd. 1, S. 357.

⁴²³ Vgl. Ernst Schubert: *Essen und Trinken im Mittelalter*, Darmstadt 2006, S. 298.

⁴²⁴ Schellhammers Kochbuch trug auf den ersten vier Ausgaben den Titel *Die wohl-unterwiesene Köchinn*, erst die Berliner Ausgabe wurde als *Brandenburgische* betitelt, um den Absatz zu erhöhen. Vgl. Peesch, Nachwort, S. 2.

⁴²⁵ Zedler, Bd. 12, Sp. 907. Das, was heutzutage unter bürgerlicher Hausmannskost verstanden wird, also Fleisch oder Fisch mit getrennten Gemüse- und Kohlenhydratbeilagen, wurde erst mit der Erfindung des Sparherdes möglich und entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts. Nun konnten kleinere Fleischstücke wie Koteletts angebraten werden und Gemüse und Kartoffeln oder Reis wurden nicht mehr unbedingt als Brei aufgetischt. Vgl. Wiedemann, Herrin, S. 97.

⁴²⁶ Hausmutter, Bd. 1, S. 357.

⁴²⁷ Vgl. Wiegelmann, *Alltagsspeisen*, S. 73. Wiegelmann erklärt damit den großen Erfolg der einfachen bürgerlichen Kochbücher im 19. Jahrhundert, als diese ab den 1870er Jahren ein großes Zielpublikum in den bauerlichen Schichten und der Arbeiterklasse fanden. Außerdem erklären Kochbuchhistoriker_innen damit, dass die Kochbücher bis ins 18. Jahrhundert mit der Ausnahme

dessen, was für den von ihm so genannten Mittelstand angemessen ist, an die Leserin, für den Alltag ebenso wie für die Bewirtung von Gästen.

Klassifizierung der Gerichte

Es ist jedoch gar nicht so einfach, bei Auswahl und Zusammenstellung der Gerichte die richtige Entscheidung zu treffen, wenn Gäste bewirtet werden sollen, zumal wenn diese Entscheidung den Stand der Familie repräsentieren soll und gleichzeitig dem Stand der Gäste angemessen sein muss. Allzu frugal darf es nicht zugehen: „Wirthschaften des Geizes [...] machen uns vor der Ehrbaren Welt lächerlich, und beschimpfen unsern Stand, indem wir sodann die Regeln des Wohlstandes überall übertreten, und unsern guten Namen darüber verlieren.“⁴²⁸ Die Mitte zwischen Repräsentation und Sparsamkeit zu finden ist eine ständige Gratwanderung. Damit der (unerfahrenen) Hausmutter diese Gratwanderung gelingt, gibt Germershausen ihr ein Hilfsmittel an die Hand: die Klassifizierung der Rezepte nach Rang. Die Gerichte werden in „gemeine“, also alltägliche Speisen für die Familie und Speisen für Gäste unterteilt.⁴²⁹ Die Eindeutigkeit der Einteilung variiert innerhalb des Standes – der „Mittelmann der obersten Klasse“ habe täglich gute Speisen auf dem Tisch, die Hilfestellung gelte nur für den „Mittelmann von der untern Klasse“.⁴³⁰ Aber auch hier können manche der einfachen Speisen, mit einer hochwertigeren Zutat versehen, zu einer Gastspeise veredelt werden: „Die Buttermilchsuppe kömmt gar nicht auf den Tisch des Mittelmannes. Aber die Kunst ist dazu gekommen, und hat eine Gastsuppe eingeführet, die den Namen führet: Anissuppe mit Buttermilch.“⁴³¹ Bei manchen Gerichten ändert sich die Wertigkeit durch die Jahreszeit, je nachdem, ob eine Zutat viel oder wenig vorhanden ist. Je schwieriger die Zutat zu erhalten ist, desto höher im Ansehen. Kalbsfleisch beispielsweise ist zwischen Weihnachten und Ostern „das allergemeinste Fleisch“⁴³², zur übrigen Zeit nicht so einfach zu bekommen, und dadurch steigt es zu den anderen Zeiten in der Wertigkeit. Dazu kommt der Unterschied der Erreichbarkeit der Zutaten je nach Wohnort. So gelten in der Stadt andere Wertigkeiten als auf dem Land: Hausgeflügel sei auf dem Land geringer angesehen als in der Stadt, sodass, unter guten Freunden, darauf geachtet wird, dass dem Landmann als Gast in der Stadt Rindfleisch statt Geflügel serviert wird.⁴³³

Deutlicher (und differenzierter) wird Germershausen, wenn es um Rezepte für Backwaren geht. Die Kuchen und Pasteten werden nicht nur danach unterschieden, ob sie auf den Familien- oder den Gästetisch kommen, sondern innerhalb der Rezepte für Gäste noch in Gebackenes ersten, zweiten oder dritten Ranges unterteilt. Eigentlich wollte Germershausen Kuchen und Pasteten ganz weglassen und nur auf gute Kochbücher verweisen, da er dem Backen an sich, als Verführung zu Dekadenz und Verschwendung, skeptisch gegenüber steht: „Nie ist es für mich eine Geschichte zur Belustigung gewesen, wenn ich habe erfahren müssen: daß diese oder jene Familie

von Krankenkost oder Fastengerichten (und dem Kochbuch von Schellhammer) ausschließlich sehr teure und komplizierte Speisen versammeln und keine Rezepte für Alltagsessen. Vgl. Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Imaginäre Modelle der Vergangenheit. Gesellschaftliche und kulinarische Fiktionen in Kochbüchern der Vergangenheit und Gegenwart, in: Lothar Kolmar, Christian Rohr, (Hrsg.): *Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen*, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 227–244.

⁴²⁸ Hausmutter, Bd. 5, S. 38.

⁴²⁹ Hausmutter, Bd. 1, S. 416. Diese Bewertungen der Gerichte finden sich ebenfalls schon bei Schellhammer. Vgl. Peesch, Nachwort, S. 3 und 6f. Für die Gerichte, die als Gesindespeisen definiert werden, fehlen bei ihr allerdings die Rezepte, da sie als bekannt vorausgesetzt werden. Vgl. ebd., S. 10.

⁴³⁰ Hausmutter, Bd. 1, S. 416.

⁴³¹ Ebd.

⁴³² Ebd., S. 417.

⁴³³ Ebd., S. 418.

das Ihrige in Kuchen und Pasteten verthan, und, wie man sagt, sich arm gebacken habe.“⁴³⁴ Die Idee der Klassifizierung schreibt er einer „verehrungswürdigen Matrone“ zu, von der er überredet worden sei, das Kapitel mit aufzunehmen, denn zu bestimmten Gelegenheiten müsse die Hausmutter mehr wissen, als der Alltag von ihr verlange:

„Sey es doch Gelehrten angenehm, nützlich und rühmlich, wenn sie mehr als ihr so genanntes Brodstudium verstünden, und ein Frauenzimmer müsse auch mehr in der Haushaltungskunst, als dasjenige wissen, was ihr alltägliches Werk mit sich bringt; da es nicht voraussehen kann, in welchen Umständen selbigem heute oder morgen das Mehrwissen nützlich seyn könne.“⁴³⁵

Hier wird auf eine Situation angespielt, die Germershausen selbst öfters erwähnt: Der Aufstieg der Frau in einen höheren Stand, den sie angemessen zu repräsentieren wissen muss.⁴³⁶ Und hier wird die Zuordnung des Ranges von besonderer Wichtigkeit, die, Germershausen gibt immer noch den Kommentar der erfahrenen Hausmutter wieder, in den gedruckten Kochbüchern fehle. Er führt hier, auf ihren Rat hin, also zum ersten Mal eine solche Klassifizierung ein. Das imaginäre Druckmittel, das hier erneut angewendet wird, ist der Spott der Gesellschaft: Manche Hausmütter würden Gebackenes „in ganz verkehrter Ordnung“ auf den Tisch bringen, und „sich dadurch lächerlich machen“⁴³⁷.

Von der Matrone sollen auch sämtliche Backrezepte stammen, die sie ihm teils handschriftlich, teils in Form von gedruckten Kochbüchern hat zukommen lassen. In den Kochbüchern habe sie alles unterstrichen, „was sie von Kuchen und Pasteten, nebst ihren Freundinnen, den Vorschriften gemäß, nachgemacht und richtig befunden.“⁴³⁸ Ob sie die Klassifizierung selbst vorgenommen hat, oder ob Germershausen das getan hat, lässt er offen – er scheint ihren Rat zu befolgen, indem er die Klassifizierung selbst durchführt.

Für das Auge sorgen

Eine weitere Form der Distinktion über das Essen ist die Ästhetik. Das Zeigen des Wohlstandes fängt schon in der passenden Ausstattung des Tisches an. Die Tischdecke muss groß genug und nicht aneinander gestückelt sein, außerdem sauber und gebügelt. „Ein schönes glänzendes Tischgedeck ist gemeiniglich der Vorbote einer reinlichen Mahlzeit.“⁴³⁹ Die Servietten müssen zueinander und zur Tischdecke passen, also von gleichem Stoff mit dem gleichen Muster sein. Das gilt auch schon für das Essen in der Familie. In diesem Zusammenhang ermahnt Germershausen den Gast, das Messer weder in der Tischdecke noch in der Serviette, sondern in einem Stück Brotrinde abzuwischen, da das Messer sonst den Stoff durchschneiden und unbrauchbar machen könnte.⁴⁴⁰ Auch Besteck und Geschirr sollten jeweils zueinander passen, doch hier verwendet

⁴³⁴ Hausmutter, Bd. 2, Vorrede, o. S.

⁴³⁵ Ebd. Diese differenzierte Klassifizierung scheint tatsächlich ein Novum zu sein.

⁴³⁶ Was Germershausen nicht erwähnt, aber vermutlich öfters vorkam, wenn man sich die Zusammensetzung der Mitglieder in den Ökonomischen Gesellschaften ansieht: Besuch von Bekannten aus höherem Stand, die angemessen bewirtet werden mussten.

⁴³⁷ Hausmutter, Bd. 2, Vorrede, o. S.

⁴³⁸ Ebd. Das Kochbuch von Marcus Looft sei dabei besonders ausgezeichnet worden (Marcus Looft: *Niedersächsisches Kochbuch*, Altona/Lübeck 31758). Neben denen der namenlosen Matrone stammen also die meisten Backrezepte in der *Hausmutter* von Looft. Sicherlich kann Germershausen die Figur der Matrone erfunden haben, um sich für das Kapitel zu rechtfertigen und für die Qualität der Rezepte eine Autorität zu kreieren, vor allem durch die Bemerkung, sie habe sie alle selbst ausprobiert. Die Mitarbeit seiner Ehefrau wird hier nicht noch einmal erwähnt. Die Beschreibung des Prozederes, wie er der Matrone seine Schriften hat zukommen lassen und die Ausführlichkeit ihrer Kommentare lassen aber darauf schließen, dass sie existiert hat.

⁴³⁹ Hausmutter, Bd. 1, S. 376. In der Familie gebrauchte, nicht schmutzige Servietten werden gewöhnlich in einer Serviettenpresse wieder glatt gemacht; wenn ein Freund der Familie zum Essen kommt, sollte der aber doch eine frische Serviette bekommen.

⁴⁴⁰ Ebd., S. 377. Es sei eine „nicht zu verzeihende Unachtsamkeit der Gäste“.

Germershausen nicht so viel Nachdruck wie bei den Tischtextilien, da diese selbst hergestellt werden können (und sollten).

Auch die Präsentation des Essens ist von Belang, sie verrät den Stand der Hausmutter: Der Wohlstand habe ihr das Gesetz auferlegt, für das Auge zu sorgen, und die Gerichte gefällig darzustellen.⁴⁴¹ Germershausen zeigt auf einmal ungewohntes Verständnis für Frauen, die aus einem niederen Stand in einen höheren geheiratet haben, um es jungen Frauen, die aus gutem Hause kommen, umso mehr zu verübeln, wenn sie sich nicht an die Regeln der Präsentation halten: „Es ist nicht allemal der Fehler einer betagten, und aus dem Pöbel in den Mittelstand gerathenen Frau, die Speisen ohne den guten Anstand auf den Tisch zu bringen oder bringen zu lassen. Einer solchen kann dergleichen Wohlstandsfehler noch wohl verziehen werden.“⁴⁴² Die jungen werden als unachtsam und leichtsinnig bezeichnet, wenn sie den Schöpfenbraten mit der gleichen Seite nach oben legen wie den Kälberbraten.

Germershausen widerspricht dem imaginierten Vorwurf, die Anordnung der Speisen richte sich nach Mode oder Gewohnheit. So unterschiedlich die Anrichtung der verschiedenen Gerichte sei, ließe sie sich doch auf ein „einziges Principium“ zurückführen: **„jedes Gericht [...] muß in der Schüssel dem Auge auf der schönsten und niedlichsten Seite dargestellet werden.“**⁴⁴³ Diese „Regel der Schönheit“ ist jedoch erläuterungsbedürftig, zunächst am Beispiel des Unterschieds zwischen Kalbs- und Hammelbraten:

„Der Kälberbraten hat seine schönste Seite, wo die Niere ist. Die Niere ist das niedlichste Stück des Kälberbratens. Je fetter das Kalb gewesen, desto geachteter ist der Braten davon. Dieses Fett erscheint um die Niere und ihrer Nachbarschaft an den inwendigen Ribben allein, aber gar nicht auf der andern und äußern Seite der Kalbskeule. [...] Um nun sogleich dem Auge an dem Kalbsbraten das Gefälligste sehen zu lassen, oder um sogleich den Tischgenossen zu zeigen, was man von dem Kalbsbraten zu gewarten habe, so muß die Nierenseite die oberste und nicht die unterste in der Schüssel seyn.“⁴⁴⁴

Bei Schöpfen- oder Hammelbraten hingegen wird das Fett nicht so gerne gegessen (mit dem Hinweis, es sei auch nicht „dienlich“), weswegen man die Niere bei diesen Tieren abreißt und mit den Innereien kocht. Und auf gar keinen Fall wird im Anschluss die Nierenseite, sondern die Seite der Keule gezeigt, weil sich daran die Güte des Fleisches sehen lässt; aus dem gleichen Grunde wird bei Geflügel die Brust präsentiert. Die Regel der Schönheit erweist sich hier vor allem als Zurschaustellung von Wohlstand. Ein weiteres Merkmal von Schönheit besteht für Germershausen in der deutlichen Erkennbarkeit des Essens, womit er an seine vorherige Argumentation für den ‚ersten, natürlichen Geschmack‘ anknüpft: Wenn beispielsweise Fische nicht am Stück serviert werden, sollten sie mit der Schuppenseite nach oben präsentiert werden, damit der Gast weiß, was er isst. „Die sinnliche Schönheit verschwindet ohnehin, wo man erst nachforschen und untersuchen soll; sie muß von selbst frey in die Augen fallen.“⁴⁴⁵ Tiere, die nicht am Stück, sondern zerteilt aufgetischt werden, sollen grundsätzlich mit der äußeren Seite und nicht der inneren Seite „des lebendigen Thieres“⁴⁴⁶ gezeigt werden, da es um die „Nachahmung des Natürlichen“⁴⁴⁷

⁴⁴¹ Hausmutter, Bd. 2, Vorrede, o. S.

⁴⁴² Ebd., S. 457. An anderer Stelle wird eine solche exemplarische Figur und die Fehler, die sie bei einem Gastmahl machen kann, ordentlich durch den Kakao gezogen, vgl. weiter unten, Kapitel 2.4, Strategie 2: Humor.

⁴⁴³ Ebd., S. 458. Hervorhebung im Original.

⁴⁴⁴ Ebd., S. 458f.

⁴⁴⁵ Ebd., S. 460.

⁴⁴⁶ Ebd., S. 485.

⁴⁴⁷ Ebd., S. 482.

gehe, diese Anweisung wiederholt sich mehrfach in diesem Kapitel. Gleichzeitig scheint hier ein weiteres Distinktionsmerkmal dem Gesinde gegenüber auf, das gewöhnlich mit Eintöpfen und Suppen verköstigt wird, in denen die Zutaten eben nicht gut zu erkennen sind.⁴⁴⁸

Dass das Essen bei Gastmählern ordentlich angerichtet und verziert wird, setzt Germershausen eigentlich voraus, doch auch wenn nur die Familie miteinander isst und selbst in der Gesindeküche sollte das Essen hübsch angerichtet werden, denn dadurch werde das Gesinde zur Ordnungsliebe ermuntert. Erbsen- oder Kartoffelbrei z.B. soll die Hausmutter glatt streichen, „ohne Hügel und Thäler darauf zu lassen. Ein anderes Verfahren würde ihrer Denkungsart völlig zuwider sein.“⁴⁴⁹ Dergleichen die Beilagen auf dem Herrschaftstisch: „Es würde sehr wider den Wohlstand gefehlet seyn, wenn man dergleichen Vorkosten oder Gemüse auf der Oberfläche höckericht oder kleksweise in der Schüssel anrichten wollte.“⁴⁵⁰ Auf der Oberfläche werden (nur auf dem Herrschaftstisch) anschließend wieder Mulden oder Rillen in bestimmten Mustern eingedrückt, um geschmolzene Butter, Brühe, Semmelbrösel, Petersilie, Zwiebeln oder Speck hinzugeben. Gemüse wird fast immer „gebrochen“ oder „durchgeschlagen“, also als Brei serviert, oder in Fleischbrühe gekocht und ebenfalls so serviert, so dass es fast ausschließlich in Form von dickflüssigem Eintopf auf den Tisch kommt, auch als Beilage. Das ist an den Rezepten für den Gesinde- ebenso wie für den Herrschaftstisch abzulesen.

Doch nicht nur um die richtige Seite des Bratens geht es. Wenn sich ein großes Stück Fleisch inmitten von Gemüse befindet, muss sich das Gemüse in einem Berg erheben, z.B. „der Hintertheil eines Hasenbratens, über welchen saurer Kohl ausgebreitet wird“.⁴⁵¹ Bei Hecht wird die Drapierung schon komplizierter: Der Hechkopf soll in der Mitte des Kohls so hingestellt werden, „daß er gerade in die Höhe stehe, und die Leber also im Maule trage, damit sie auf beiden Seiten des Mauls gleich lang in der Queere hervorrage.“⁴⁵² Bei in Stücken präsentiertem Geflügel wiederum müssen Leber und Magen zwischen den Flügeln eingeklemmt sein (mit Ausnahme von Gänsen und Enten).⁴⁵³ Diese Präsentation ist von den Schaugerichten nicht so weit entfernt. Sie klingt in der Formulierung alternativlos.

Auch bei anderen Drapierungen scheint es nur diese eine Art und Weise zu geben. Kalbskopf wird „so gelegt, daß die untere Seite des Kopfes am Thiere, wo der Schlund ist, auch die untere Seite der Schüssel sey, wenn zugleich Füße, gespaltene Zunge, Ohren, und die beyden Knochen der Hirnschale, die mit Gehirn gefüllet werden, um den Kopf herum gelegt [...]“.⁴⁵⁴ Fische sind besonders schön, wenn sie in Salzwasser blau gekocht werden, und beim Drapieren dürfen sie nicht auf dem Bauch liegen sondern auf der Seite, und zwar so, dass Bauch an Rücken vom nächsten Fisch liegt. Bei zwei Reihen von Fischen übereinander, „ist es ein Uebelstand, wenn der zweite Zirkel der Fische mit den Köpfen über den ersten oder untersten hervorraget, so daß die Köpfe der untersten Lage dem Auge entzogen werden. Es ist eine dem Auge angenehme Symmetrie, wenn jede neue Lage von Fischen eingezogen, und gleichsam Stufen von Fischköpfen vorgestellt werden.“⁴⁵⁵ Hier geht es nicht nur um Symmetrie, sondern auch um die Fülle des Essens, die zu sehen sein muss. Die größte Angst scheint vor dem horror vacui zu bestehen: „Wenn

⁴⁴⁸ Vgl. bspw. das Kapitel „Form einer zusammenhängenden Gesindespeisung“, Hausmutter, Bd. 1, S. 285–319.

⁴⁴⁹ Hausmutter, Bd. 2, S. 457f.

⁴⁵⁰ Ebd., S. 465.

⁴⁵¹ Ebd., S. 468.

⁴⁵² Ebd.

⁴⁵³ Ebd., S. 483.

⁴⁵⁴ Ebd., S. 487f.

⁴⁵⁵ Ebd., S. 489.

wir unsre Schüsseln garnieren, so sorgen wir damit auch für die Schönheit einer Speise, gleich einem Maler, der sein Hauptgemälde durch mancherley Nebenzierrathen verschönert, um keine Leere dem Auge irgendwo empfindlich zu machen.“⁴⁵⁶

So werden auch die Schüsseln mit Gemüse am Rand mit allerlei Fleischsorten (zerschnittene Würste oder Zungen) belegt, wenn das Gemüse für sich und nicht als Beilage aufgetischt wird. In Ermangelung von Fleisch könne man auch einen Eierkuchen über die Schüssel breiten oder alles mit geriebenen Semmeln bestreuen. Dem Schüsselrand wird insgesamt viel Aufmerksamkeit geschenkt. Manche Gerichte sollen zum Schluss mit einem Gewürz als Verzierung bestreut werden, als ob der Geschmack dabei keine Rolle mehr spielt: wahlweise mit Salz, geriebener Semmel, oder zerstoßenem Pfeffer.⁴⁵⁷ Als eiserne Regel scheint zu gelten, dass Kuchen und Schüsselrand mit Zucker bestreut werden müssen. In der Familie sei es egal, ob der Zucker grob oder fein, braun oder gelb ist; für Gastmähler aber müsse feiner, weißer Zucker genommen werden, ansonsten wäre „wider die Regeln der Schönheit gefehlet, da mit dem Aufstreuen des Zuckers eben so sehr auf den Putz oder Zierlichkeit, als auf den Geschmack des Gebackenen, gesehen werden soll.“⁴⁵⁸ Geradezu Ungeduld scheint in der (zum ersten Mal geäußerten) Erläuterung zur Drapierung mit Grünzeug zutage zu treten:

„In Ansehung der Garnitur mit Kräutern und Blumen erinnert man hier ein- für allemal: daß die Stängel der Kräuter und Blumen auf dem Rande der Schüssel nach innwärts zu müssen gekehret werden [sic]. Eine verkehrte Lage, wie man sie zu Zeiten wohl in manchen Häusern erblicket, machet keine gute Wirkung aufs Auge; da auf dem äußersten Theile des Schüsselrandes eine dem Auge mißfällige Leere dargestellt wird.“⁴⁵⁹

Je festlicher die Mahlzeit, desto mehr Aufmerksamkeit muss der Verzierung von Braten und Kuchen mit Blumen und Blättern gewidmet werden. Die Blumen müssen nach der Jahreszeit gewählt werden und dürfen weder zu groß, noch zu klein sein. Malven, Lilien, aufgeblühte Rosen lässt man ebenso weg wie Märzviolen und Veilchen. Rosenknospen hingegen werden als sehr geeignet beschrieben, ebenso alle Blumen, die einen griffigen Stiel haben wie z.B. Nelken, Tulpen oder Primeln.⁴⁶⁰ Kuchen werden mit sogenannter Orangerie geschmückt, die aus Zweigen von Myrthen, Lorbeer, Zitronen- und Orangenbäumen besteht. Die Zweige werden aufrecht, nicht seitlich eingesteckt, die Blumen lieber auf den Kuchen gelegt, damit der aus dem Stiel austretende Saft den Geschmack nicht verändert.⁴⁶¹

Obst ist an sich schon farbig und muss nicht mit Blumen verziert werden, aber die schönsten und größten Exemplare müssen natürlich am sichtbarsten präsentiert werden. Weintrauben und Steinobst werden allerdings mit Weinblättern garniert – wenn sie auf den Früchten liegen, mit der rauen Seite nach oben, wenn sie unter den Früchten liegen, mit der glatten Seite nach oben. Auch hier wird auf die Jahreszeit geachtet: „Hat man keine grüne Weinblätter mehr, so putzet man auch nicht mehr mit Blättern. Eine aus einem niedrigen Stande hervorgekommene Frau ward daher nicht wenig ausgelachet, als sie in später Jahreszeit Weintrauben mit Blättern von grünem

⁴⁵⁶ Ebd., S. 460.

⁴⁵⁷ In diesem Beispiel geht es um wieder aufgebratene Fleischstücke, die also in der Familie gegessen werden. Eine Mischung der Gewürze scheint nicht vorgesehen zu sein. Vgl. ebd., S. 496.

⁴⁵⁸ Ebd., S. 497f.

⁴⁵⁹ Ebd., S. 486.

⁴⁶⁰ Ebd., S. 496f. Die Bevorzugung von Tulpen und die Entscheidung gegen Malven und aufgeblühte Rosen leuchtet mit dem Argument der Größe nicht wirklich ein.

⁴⁶¹ Ebd., S. 498.

Kohl geschmückt hatte.“⁴⁶² Eine weitere Art der Verzierung zeigt den Unterschied zum niedrigeren Stand deutlich an: die Form der Tischbutter.

„Bey feyerlichen Mahlzeiten hat man die Butterstücken, welche nach der Mode länglicht seyn müssen, von der größten Art. Die runden Stücken sind bey dem gemeinen Manne mehr gebräuchlich. Aber die Butter in eigends [sic] dazu verfertigten Formen, als Löwen, Schaaf, Hühner u.s.f. auszubilden, ist für den Tisch des Mittelmannes unter uns längst aus der Mode gekommen. Man findet heutiges Tages dergleichen Figuren hier umher nur noch auf dem Tische der gemeinen Bürger und Bauern auf Hochzeiten und Kindtaufen.“⁴⁶³

Das hört sich nach Nachhilfe für rückständige Hausmütter an. Sehr wohl hingegen wird die Butter „bunt“ gemacht, was bedeutet, dass der Butter, die in den länglichen vier-Pfund-Stücken auf einem hölzernen oder porzellanenen Teller präsentiert wird, mit einem Musterlöffel „schickliche Figuren“ eingedrückt werden. Außerdem wird sie mit Blumen garniert, und auf keinen Fall in der Butterbüchse (in der sich die Butter länger frisch hält) auf den Tisch gebracht, unbedingt am Stück und nicht zu weich. Das gilt ebenso für Käse, der alt genug sein und in großen ganzen Stücken aufgetischt werden muss. Und hier ist noch mehr zu beachten: Abgesehen davon, dass man zuvor die Gäste fragen soll, ob sie überhaupt Käse essen und ihnen dementsprechend den Geruch von Käse zumuten kann, sollte man, soweit möglich, die Maden doch schon vorher in der Küche aus dem Käse entfernen. „Die Käseesser nehmen es zwar für bekannt an, daß alter Käse gemeiniglich nicht ohne Maden sey oder seyn könne. Allein die Maden pflegen aus dem Käse auf den ganzen Tisch umher zu springen, und es wird doch den meisten ekelhaft, wenn solche Maden in die Butter oder in andre noch auf dem Tisch stehende Assietten und Schüsseln hinein springen.“⁴⁶⁴ Wie der Käse unter diesen Umständen im Stück auf den Tisch gebracht werden soll, wird nicht weiter behandelt. Butter und Käse dürfen auf keinen Fall den Eindruck von Resten erwecken, sie müssen ebenfalls durch die Größe und Unversehrtheit der Stücke von Wohlstand zeugen.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann bezeichnet Kochbücher als „definierte Requisiten der gesellschaftlichen Darstellungsfigur Mahl und damit Bestandteile der Ikonographie von Macht, Repräsentation und Kommunikation.“⁴⁶⁵ Dadurch werde der Blick auf das alltägliche Kochen und Essen verstellt, Schlüsse auf die Wirklichkeit des täglichen Wirtschaftens, Essens und Trinkens könne man nur aus Nebensätzen ziehen. Das trifft m. E. für Germershausens Kochbücher nicht zu, denn es geht eben nicht ausschließlich um die großen Ausnahme-Gastmähler, sondern gerade auch um das alltägliche Kochen. Wenn die Autorin aber den Inhalt von Kochbüchern als „Verzeichnisse der Träume und Sehnsüchte unterschiedlicher Gesellschaftsschichten und Zeiten“ beschreibt, als „Auflistungen identifikatorischer Objekte, Szenarien und Handlungen“, ⁴⁶⁶ ist ihr zuzustimmen, denn auch die in Germershausens Buch geschilderte Hausmanns- oder Alltagskost gehört zu seiner idealen Vorstellung des Mittelstandes. Diese beinhaltet eben nicht den kunstvoll drapierten Fisch, die gefüllten Fleischgerichte oder aufwendige Tragantfiguren, aber auch nicht so frugale Gerichte wie die für das Gesinde. Auch hierin zeigt sich eine Idealvorstellung, nämlich die der von Germershausen imaginierten Identität des ‚Mittelstandes‘. In den Kochbüchern des

⁴⁶² Ebd., S. 500.

⁴⁶³ Hausmutter, Bd. 4, S. 281.

⁴⁶⁴ Germershausen, Hausmutter, Bd. 1, S. 379. Es geht hier nicht um den sardischen Schafkäse *Casu Marzu*, bei dem heute noch die Maden eine wichtige Rolle für den Reifungsprozess spielen.

⁴⁶⁵ Kammerhofer-Aggermann, Imaginäre Modelle, S. 227.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 228.

19. Jahrhunderts, die sich an die wachsende bürgerliche Schicht richten, werden die Anweisungen, wie man sich in dieser Gesellschaft zu verhalten hat, konkreter.⁴⁶⁷ Bei Germershausen gibt es keine Anleitungen zur Geselligkeit und Konversation oder Tischmanieren. Die Distinktion findet über das servierte Essen statt.

Kritisches Denken

Die normative Dimension der *Hausmutter* zeigt sich in dem Kapitel über die Anordnung und Verzierung der Gerichte viel expliziter als in den anderen Handlungsanleitungen: Die Aussagen darüber, was richtig und was falsch ist, sind außergewöhnlich eindeutig. Die Sätze, in denen die Worte ‚muss‘, ‚soll‘ oder ‚darf nicht‘ vorkommen, überwiegen gegenüber denen, in denen ‚etwas so und so gemacht wird‘ oder ‚es in den meisten Häusern‘ so und ‚in manchen Häusern‘ anders gemacht wird. Die Vorstellung von Schönheit scheint absolut zu sein, die Setzungen sind eindeutig.⁴⁶⁸ In den anderen Kapiteln, gerade wenn es, wie gesehen, um die Klassifizierung der Speisen nach Rang geht, sind die Zuschreibungen sehr fragil und müssen je nach Region und Vermögen variabel bleiben. Die Entscheidung z.B., wie viele unterschiedliche Gerichte täglich auf den Familientisch kommen, muss sich an der Nachbarschaft orientieren: „Die Landesgewohnheit muß eigentlich hierinn den Ausschlag geben. Denn in einigen Ländern speiset ein angesehener Bürger besser, als ein Edelmann in armen Ländern.“⁴⁶⁹ Der eigene Status muss also durch ständiges Ausloten der Nachbarschaft und der eigenen Mittel austariert werden, um ihn angemessen repräsentieren zu können. Hier wird deutlich, welche Sensibilität von der Frau des Hauses in der Entscheidung, wer welches Essen bekommt, verlangt wird und welche Relevanz Germershausen ihrer Position beimisst. Sie ist diejenige, die das Standesgefüge aufrecht erhält und definiert. Umso deutlicher wird das im Vergleich zum *Hausvater*, in dem fast ausschließlich landwirtschaftliche Themen verhandelt werden und die Notwendigkeit, sich seinem Stand gemäß zu verhalten, nur am Rande auftaucht.

An den überzeugten Zuschreibungen bei der Präsentation des Essens ist zu merken, wie sehr um die Definition des Standes gerungen wird – macht es aus heutiger Sicht wenig Unterschied, ob Butter in Tierform oder mit eingedrücktem Muster präsentiert wird, ist es hier von entscheidender Bedeutung. Schönheit und das ‚Natürliche‘ werden als unhinterfragbare Normen gesetzt. Im Gegensatz dazu stellt Germershausen im übrigen Buch oft auf umständlichste Art und Weise verschiedene Meinungen, die er aus Zeitungsartikeln zitiert, dar. Er erweckt den Eindruck, sich selbst nicht festlegen und Fehler vermeiden zu wollen, weil er die sich zum Teil widersprechenden Varianten einfach wiedergibt und anschließend ausgewogen kritisiert. Diese Methode aber spiegelt die Verfahrensweise, Wissen in dieser Zeit nicht mehr nur autoritär vermitteln zu wollen, sondern den Prozess, der den Autor zu seinen Erkenntnissen geführt hat, offen zu legen und nachvollziehbar zu machen.

Im *Hausvater* führt der Autor expliziter aus, was er unter dem aufklärerischen Ideal, selbst denken zu lernen, versteht: Jede neue Idee (in diesem Fall Experimente zur Verbesserung der Landwirt-

⁴⁶⁷ Kammerhofer-Aggermann benennt die Kochbücher von Brillat-Savarin (1825) und Rumohr (1832) als Beispiele, in denen ‚Lebensstil‘ gelehrt wird: gewaschene Hände, frische Schürzen, Platzierung der Gäste und Unterhaltung werden thematisiert, vgl. S. 239.

⁴⁶⁸ Tonfall und Satzstrukturen unterscheiden sich hier von den meisten anderen Kapiteln. Der Eindruck entsteht, dass ein zweiter Autor oder Autorin spricht, oder Germershausen einigermaßen ungefiltert Kommentare wiedergibt, die er bei seinen Informantinnen eingeholt hat. Das gilt nicht für das ganze Kapitel, in dem Germershausens eigener Tonfall immer wieder durchzuhören ist, aber doch für große Teile.

⁴⁶⁹ *Hausmutter*, Bd. 1, S. 369.

schaft) soll einer kritischen Reflexion unterworfen werden, man muss sie von allen Seiten betrachten und hinterfragen, und erfahrene Landwirte und Freunde zu Rate ziehen. Das versucht er seinen Lesern auch hier anhand von anschaulichen Beispielen beizubringen, in diesem Falle anhand einer wahren Begebenheit, über die sich die zeitgenössische Literatur lobend äußerte und die er zum Ausgangspunkt seiner kritischen Überlegungen macht: „die in unsern Tagen so viel Aufsehens gemachte[n] neue[n] von Brenkenhoffsche[n] Versuche mit Einführung großer und fremder Racen Thiere [...]“⁴⁷⁰ Aus den ersten angeführten Experimenten wird sehr deutlich, dass Germershausen diese Versuche allesamt für unnötig hält, auch wenn sie teilweise von Erfolg gekrönt waren. Größere fremdländische Rinderrassen einzuführen beispielsweise hält er für Unsinn, da seiner Meinung und Erfahrung nach die Größe nicht durch Zucht, sondern ausschließlich durch Qualität und Quantität des Futters erreicht werde. Außerdem ist es ihm patriotische Pflicht, kein Geld für fremde Rassen ins Ausland abwandern zu lassen, sondern das Geld im Lande zu behalten.

Umso mehr verblüfft Germershausens Stellungnahme zum fehlgeschlagenen Versuch Brenkenhoffs, Kamele zu züchten. „Das den 29sten März 1774 belegte Kameel brachte den 24sten März 1775 ein Junges, welches aber von der Mutter erdrückt wurde, und diese bald darauf selbst mit dem Tode abgieng. Der Hengst crepierte aber durch einen besonderen Zufall.“⁴⁷¹ Germershausens als Fragen getarnte Kommentare zielen nun darauf ab, Kamele als äußerst nützliche Tiere zu etablieren und, unter den richtigen Voraussetzungen, für ihre Zucht in Europa zu plädieren. Die richtigen Voraussetzungen beinhalten: Sie nicht zum Militärdienst zu nutzen, da sie die Pferde scheu machen; sie dagegen nach Art der Karawanen zum Transport von Kaufmannsgütern zu Messen einzusetzen; sie von „ihren ersten vaterländischen Führern“⁴⁷² betreuen zu lassen, damit europäische Wärter sie nicht verderben (Kamele seien sehr treu); anschließend stellt Germershausen sein ganzes Wissen über Kamele unter Beweis, indem er verschiedene Kamelarten und deren Vor- und Nachteile aufzählt. Diese Beispiele sind im pädagogischen Kontext zu sehen: Der junge, unerfahrene Landwirt soll lernen, die Dinge von allen Seiten zu betrachten und kritische Fragen zu stellen. Die meisten dieser Fragen sind rhetorisch und sich selbst schon beantwortend („Ist es nicht richtig, daß...“⁴⁷³). Sie fungieren als Exempel für Gegenargumentationen und treiben im Fall der Kamelzucht den *Advocatus Diaboli* auf die Spitze.

In der *Hausmutter* wird diese Methode nicht angewandt, doch die Darstellung der verschiedenen Varianten, Erfahrungsberichte und Meinungen zielt in die gleiche Richtung: Sie soll sich selbst ein Bild machen. Das macht den Text zeitweise umständlich, redundant und ausschweifend, schafft aber gleichzeitig den Eindruck einer fast mündlichen Erzählsituation, in der die Informationen nicht nur kurz, übersichtlich und trocken zusammengefasst, sondern diskursiv erläutert werden. Außerdem etabliert sich der Autor nicht als offensichtliche und unangreifbare Autorität, sondern erweckt den Eindruck, auch er lerne nie aus. Dadurch, dass er eher implizit Stellung bezieht, scheint er auf Augenhöhe mit der Leserin zu kommunizieren, während er sich im Grunde so verhält, wie er es ihr im Umgang mit dem Gesinde rät: didaktisch. Germershausen weiß oft sehr genau, was er sagen will und bezieht sehr wohl Stellung. Durch die scheinbar ausgewogene

⁴⁷⁰ Hausvater, Bd. 1, S. 132.

⁴⁷¹ Ebd., S. 140. ‚Zufall‘ bedeutet hier Krankheit. Weiter wird der Sachverhalt nicht ausgeführt.

⁴⁷² Ebd., S. 141.

⁴⁷³ Ebd., S. 135.

Diskussion und den Bezug auf andere Autoritäten unterfüttert er seine Position, ohne die Leserin durch behauptete Allwissenheit abzuschrecken.⁴⁷⁴

2. Verschriftung von Wissen: das Mündliche in verschrifteten Anleitungen

Das in der Hausliteratur gespeicherte Wissen ist traditionell mündlich weitergegebenes Wissen; ohne praktische Anleitung ist es selten leicht zu verstehen. Exemplarisch lässt sich das an Kochrezepten zeigen. Im zweiten Abschnitt dieses Teils werde ich auf Germershausens Strategien der Wissensvermittlung und -vervielfältigung durch seine Leserinnen eingehen.

Um die Schwierigkeiten zu verdeutlichen, mit denen ein Autor bei der Verschriftung von vordem mündlich tradiertem Wissen konfrontiert wird, greife ich auf Michael Gieseckes Untersuchungen zur Veränderung der Wissensvermittlung durch gedruckte Fachprosa um 1500 im Zusammenhang mit dem zu diesem Zeitpunkt neuen Medium des gedruckten Buches zurück.⁴⁷⁵ Wurde Schriftlichkeit in der Forschung lange als Gegenpol zur Mündlichkeit gesehen, versuche ich aufzuzeigen, dass sich viele mündliche Elemente in der Anleitungs- und Ratgeberliteratur gehalten haben. Colers *Hausbuch* lässt sich direkt in die Tradition der frühen Fachprosa einordnen und bietet sich als fruchtbarer Vergleichspunkt zu Germershausens *Hausmutter* an, als quasi genrekonstituierende und genreabschließende Werke.

Der ursprüngliche Zweck von geschriebener Sprache wird in der Funktion vermutet, das Denken zu unterstützen bzw. das Gedächtnis zu entlasten, und nicht darin, abwesenden Personen über Raum und Zeit hinweg etwas mitzuteilen.⁴⁷⁶ In diesem Sinne bezeichnet Heinz Schlaffer trotz der Verbreitung der Schrift im antiken Griechenland auch die Antike als mündliche Kultur. Heute als poetisch angesehene Elemente der Sprache seien Mittel, um das Gedächtnis zu stützen: „Während zu den antiken Kulturen der Tanz gehörte und die Festlieder deshalb durch die Vers-Füße der Tanzschritte geregelt waren, entwickelten die früh-christlichen Kirchenlieder als Ersatz für den Tanzrhythmus, der der Körperfeindlichkeit des Christentums zum Opfer gefallen war, den Reim als akustisches Signal der Wiederholung.“⁴⁷⁷ Auch Walter Ong bezeichnet schriftliche Materialien als Hilfsmittel für das Hören, das Schreiben habe „weitgehend dem Rücktransport in die orale Welt“⁴⁷⁸ gedient. Giesecke geht noch einen Schritt weiter und kann den revolutionären Umbruch, den der Übergang von handschriftlichen Büchern und dem Wiegendruck zum Buchdruck mit beweglichen Lettern verursacht, nicht genug betonen:

„Jack Goody und Ian Watt und viele andere formulieren viel zu schwach, wenn sie sagen, die Schrift sei in vielen älteren Kulturen nicht als ein ‚autonomes und unabhängiges Medium der Kommunikation‘, sondern nur als eine Gedächtnisstütze gebraucht worden. Wenn die skriptographischen Medien tatsächlich über das Stadium der Protoschriften, die ohne soziale Standardisierung letztlich nur dem ‚privaten‘ Ge-

⁴⁷⁴ Schon Coler übriges präsentiert nicht die einzig richtige Verfahrensweise, sondern bietet mehrere an. Wenn man widersprüchliche Ratschläge erhalte, sollte man sich daran nicht kehren, sondern jede Meinung aufschreiben und alles selbst ausprobieren, denn die eigene Erfahrung lehre alles. Im Gegensatz zu Germershausen bezieht Coler aber nicht Stellung, sondern präsentiert die verschiedenen Methoden ohne Kommentar. Vgl. Hahn, Haus, S. 76.

⁴⁷⁵ Vgl. Giesecke, Buchdruck.

⁴⁷⁶ Vgl. bspw. Michael Giesecke: ‚Volksprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘ im Spätmittelalter – am Beispiel der Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hrsg.): *Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters*, Heidelberg 1980, S. 39–67, S. 50; Rumm-Kreuter, Heizquellen, S. 217.

⁴⁷⁷ Heinz Schlaffer: Einleitung, in: Jack Goody, Kathleen Gough, Ian Watt: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt am Main 1991, S. 7–23, S. 14, Fn. 10. Siehe auch Giesecke, Buchdruck, S. 31.

⁴⁷⁸ Walter J. Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*, Opladen 1987, S. 120.

brauch einzelner oder bestenfalls kleiner Gruppen dienten, hinauslangten, so wurden sie als Verstärker der oralen Informationsverarbeitung und -verbreitung eingesetzt.“⁴⁷⁹

Die mit dem Buchdruck einsetzende Schriftkultur wird dazu in einen scharfen Gegensatz gesetzt. Dass sich jedoch mündliche Kommunikationselemente lange Zeit auch noch in der gedruckten Ratgeberliteratur halten, soll im Folgenden herausgearbeitet werden. Zunächst geht es um den Umbruch von skriptografischen zu typografischen Schriften und die Absichten der Autoren von frühneuzeitlicher Fachprosa.

2.1 Fachprosa der frühen Neuzeit

Im Zuge der Verbreitung des Buchdrucks entstand um 1500 eine Fachprosa, die laut Giesecke Wissensbestände nicht für individuelle, gedächtnisentlastende Zwecke verschriftet, sondern eine kommunikative Absicht verfolgt habe. Dieses Bedürfnis, Wissen mitzuteilen, sei für das Schrifttum nicht selbstverständlich gewesen.⁴⁸⁰ Er zieht exemplarisch dafür die Selbstaussagen verschiedener Autoren von Kräuterbüchern aus dem 16. Jahrhundert heran.⁴⁸¹ Diese wollen die antike Literatur nutzen, verstehen sie jedoch nicht mehr, da die antiken Autoren die Pflanzen zwar benannt, aber nicht beschrieben haben. Und diese Benennungen stiften nach jahrhundertelanger Tradierung durch fachfremde Kopisten und zusätzlicher Belegung mit Synonymen eher Verwirrung:

„Gleiche ‚namen‘ beziehen sich auf unterschiedliche Pflanzen, gleiche Pflanzen werden mit unterschiedlichen ‚namen‘ belegt und zudem werden von den Kopisten der Handschriften eine Reihe von Bezeichnungen in Sprachen tradiert, die kaum mehr bekannt sind. Dies hat dazu geführt, daß ganze Kapitel mit Kräuterdarstellungen in den Büchern antiker Autoren nicht mehr mit den Erfahrungen späterer Generationen zu verknüpfen sind: Man kann die Charakterisierungen der Pflanzen und ihre Einordnung in das System der humores zwar entziffern, weiß aber nicht, welche Pflanze eigentlich gemeint ist. Dieses Buchwissen kann zwar auswendig gelernt werden, bleibt dann aber ohne praktischen Nutzen.“⁴⁸²

Der Erfahrungsbegriff als Gütezeichen

Die Autoren der Kräuterbücher hingegen gingen nun von der Anschauung der Pflanzen aus und entwickelten eine völlig neue Darstellungsmethode, indem sie die äußere Gestalt der Pflanzen sprachlich beschrieben, anstatt sie nur zu benennen. Im Mittelalter galt das Auge als Sinnesorgan nur als zweitrangig, laut Giesecke verändert der Buchdruck diese Hierarchie dramatisch. „Insofern bedeutet die Entscheidung der Fachprosaautoren für eine Beschreibung der Gestalt der Dinge eine Abkehr von einer seit über tausend Jahren bewährten Tradition.“⁴⁸³ Die eigene Anschauung sowie eigene Erfahrungen werden nach den Selbstaussagen der Fachprosaautoren des frühen 16. Jahrhunderts zu wichtigen Quellen, sie werden auf den Titelseiten wie eine Art „Gütezeichen“⁴⁸⁴ gehandelt. Außerdem berufen die Autoren sich auf berufliche Erfahrungen von Prak-

⁴⁷⁹ Giesecke, Buchdruck, S. 30.

⁴⁸⁰ Michael Giesecke: ‚Volkssprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘ im Spätmittelalter – am Beispiel der Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hrsg.): *Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters*, Heidelberg 1980, S. 39–67, S. 50.

⁴⁸¹ Vgl. Michael Giesecke: Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 51/52 (1983), S. 167–184.

⁴⁸² Giesecke, Rezepte, S. 175 f.

⁴⁸³ Giesecke, Buchdruck, S. 574. Wenn ein Sinn hervorgehoben wurde, war es eher das Gehör als das Auge, vgl. dazu auch Ong, Oralität, S. 118–122.

⁴⁸⁴ Giesecke, Volkssprache, S. 59.

tikern und Alltagserfahrungen aus dem Volk. Sie setzen sich damit von der gelehrten Tradition ab, deren Werke „als Produkt sprachlicher Disputation ohne einen Praxisbezug angesehen werden.“⁴⁸⁵

Die Bezugnahme auf praktische Erfahrung ist ebenso in Colers Vorrede zum *Calendarium Perpetuum* Ende des 16. Jahrhunderts zu finden; er lässt sich damit in die Tradition der frühen Fachprosa einordnen. Den Vorzug vor den antiken Autoren gibt Coler ganz klar den Erfahrungen, die sein Vater gemacht hat, ebenso wie dem Wissen der Bauern, Schäfer, Gärtner und Weinmeister, mit denen sein Vater „conferiret“⁴⁸⁶ habe. In den später erscheinenden Teilen des *Hausbuches* kommt der Bezug auf seine eigenen Recherchen in der Bevölkerung hinzu:

„Ich habe die Zeit meines Lebens Schulmeisters gnug gehabt und ob sie nicht grosse *Doctores* gewesen/ so seyns doch Bauern/ Schweins= und Kühhirten die mit diesen Sachen täglich umgangen. Darnach so hab ich auch die Experientz und Erfahrung mit zurath genommen/ und bin bißweiln wann ich mich müde gestudiert/ in die Ställe mit zu den Rossen und anderm Vieh gängen/ bin auff dem Felde herum spaziert/ und habe allzeit grosse Lust und Liebe zu lernen gehabt/ nicht allein von Hirten und Bauren/ sondern auch von der gantzen Natur/ *in libero de natura*, darinnen viel treffliche Künste und grosse Geheimnuß verborgen liegen.“⁴⁸⁷

Coler inszeniert sich hier als Gelehrter, der nach zu viel geistiger Arbeit die praktische Erfahrung als Abwechslung sucht, und dabei die Bevölkerung ebenso wie die Natur selbst zu Rate zieht. Der Erfahrung wird dabei vor dem Buchwissen der Vorrang gegeben: Übung und Erfahrung sei allezeit besser als in Büchern zu lesen, auch wenn man das ebenso tun sollte, wie vielfache Zitate und Verweise auf weiterführende Literatur in seinem *Hausbuch* zeigen.⁴⁸⁸ Trotzdem: „Wenn einer ein Ding selber gesehen/ und unter seinen Händen gehabt/ so ist er seiner Sachen gewiß.“⁴⁸⁹

Der Bezug auf die Erfahrungen aus dem Volk bringt die Veränderung der Sprache mit sich, in der sie aufgeschrieben werden, denn sie werden in der Muttersprache formuliert, nicht auf Latein. So wurden die ersten großen botanischen Enzyklopädien Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst in den (europäischen) Volkssprachen verfasst. Die anschließende Übersetzung dieser Werke ins Lateinische diente der internationalen Kommunikation von Gelehrten wie Händlern.⁴⁹⁰ Doch die Verschriftung der Volkssprache hat ihre Tücken.

⁴⁸⁵ Ebd. Gleichzeitig beziehen sich die Autoren gleichwohl noch auf die antiken Texte, allerdings nach Giesecke aus einem anderen Grund: „Die Berufung auf die antiken philosophischen Werke scheint eher für die Rechtfertigung des eigenen *methodischen* Vorgehens und insbesondere dem eigenen Darstellungsverfahren üblich zu werden.“ Ebd. Philip Hahn findet im Werk Colers eine andere Erklärung für die Bezugnahme auf die antiken Autoren als Giesecke. Denn auch wenn Coler die antiken Texte ebenso wie die der zeitgenössischen Gelehrten als praxisfern bezeichnet, zitiert er sie doch ausführlich und lässt durch lateinische und griechische Originalzitate sowie hebräische Bezeichnungen seine humanistische Bildung durchblicken. Hahn bezeichnet diese für landwirtschaftliche Literatur neuartige Strategie als „humanistische Fassade“ und geht davon aus, dass Coler sich auf der einen Seite von der gelehrten Tradition und auf der anderen Seite von den populären Volkskalendern der Zeit abgrenzen will. Hahn, Haus, S. 421f.

⁴⁸⁶ Coler, siehe weiter oben, S. 28, Fn. 125. Zugleich führt Coler ebenfalls an, dass er sich nicht nur von Experten, sondern auch von Kindern Rat hole. Hausbuch, 6. Buch, 1598, S. 60. Dieser Topos, dass der Rat eines Außenstehenden aufgrund der Entfernung zum Geschehen gewürdigt wird, besitzt eine lange Vorgeschichte in verschiedenen Kulturen, wie Thomas Macho an der Figur des beratenden Außenseiters aufzeigt. Thomas Macho: Zur Ideengeschichte der Beratung. Versuch einer Einführung, in: *Das Buch von Rat und Tat. Ein Lesebuch aus drei Jahrtausenden*, herausgegeben von Gerd Precht, München 1999, S. 16–31, S. 25–27.

⁴⁸⁷ Zitiert in Hahn, Haus, S. 46: Coler, 1680, I, S. 449.

⁴⁸⁸ Hahn, Haus, S. 79.

⁴⁸⁹ Zitiert in Hahn, S. 75: Coler, 1680, I, S. 610. Hahn weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass schon Columella die eigene Erfahrung für wichtig hält: „Wir wollen uns jedoch nicht bei der Autorität früherer oder zeitgenössischer Landwirte beruhigen, sondern auch eigene Methoden ausbilden und Neues probieren.“ Columella, I,iv,4-5, S. 58.

⁴⁹⁰ Vgl. Florike Egmond: Names of Naturalia in the Early Modern Period. Between the Vernacular and Latin, Identification and Classification, in: Sven Dupré, Harold Cook (Hrsg.): *Translating Knowledge in the Early Modern Low Countries*, Zürich 2012, S. 131–161, S. 133.

Gemein deutsch: Entstehung einer Schriftsprache

Giesecke beschreibt in einem Aufsatz über Volkssprache und Verschriftlichung die Genese des sogenannten ‚gemein deutsch‘, einer neu geschaffenen Schriftsprache.⁴⁹¹ Die These der Sprachwissenschaften, um diese Zeit habe eine ‚Verschriftlichung des Lebens‘, bzw. eine ‚Literalisierung der Volkssprachen‘ eingesetzt, bezeichnet er als Vereinfachung, da man nicht von einer einfachen Übertragung der Volkssprache in das Schriftliche sprechen könne. Denn ‚die Volkssprache‘ als solche existierte gar nicht. Stattdessen habe es viele verschiedene regionale Mundarten gegeben. Hinzu kamen die vielfältigen und sehr unterschiedlichen ‚kommunikativen Bereiche‘, die alle ihre eigenen Anforderungen an ihre jeweilige Art der Kommunikation stellten: politische und kirchliche Verwaltungseinheiten, Handelsverbände wie die Hanse, die universitäre Wissenschaft und die höfische Kultur: „alle diese kulturellen Systeme haben eigene kommunikative Gepflogenheiten entwickelt. Und sie bilden auch eigentümliche Formen der Wissenstraditionen von einer Generation auf die folgende heraus.“⁴⁹² Das Schrifttum in den einzelnen Bereichen sei stark normiert gewesen, ein Schreiber musste nicht nur schreiben können, „sondern Schriftproben für die entsprechenden Funktionalbereiche in der Kurrent, Kanzleischrift, Fraktur oder ähnliche Schreibmuster“⁴⁹³ bei der Bewerbung vorzeigen.

Das gemein deutsch entwickelte sich erst in einem langen Prozess zu einer einheitlichen Schriftsprache – die heutige Umgangssprache bezeichnet Giesecke als die gesprochene Form dieser Schriftsprache, nicht umgekehrt.⁴⁹⁴ Als Voraussetzung für die Entstehung der neuen Schriftsprache bedurfte es einer neuen Kommunikationssituation und eines starken Interesses an Informationen. Giesecke sieht den Grund für dieses gesteigerte Schreib- und Lesebedürfnis in den konfessionellen Umbrüchen, damit man in den religiösen Auseinandersetzungen „selbs urteilen“⁴⁹⁵ kann. Hinzu kommt, dass mit dem Buchdruck ein neues allgemeines Kommunikationsmedium entstand. Nachdem Gutenberg 1453 den Buchdruck mit beweglichen Lettern in Europa eingeführt hatte, explodierte die Anzahl der publizierten Bücher. Die Zahl der im Laufe des 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet erschienenen Titel wird auf 140.000 bis 150.000 geschätzt, und eine durchschnittliche Auflage von 1.000 bis 1.500 Stück angenommen.⁴⁹⁶

Doch nicht nur der Informationshunger der von den politischen und konfessionellen Umbrüchen geschüttelten Bevölkerung stellte eine neue Kommunikationssituation her, sondern auch die Notwendigkeit, Wissen über neuartige technische Erfindungen zu vermitteln. Die Verfestigung der Arbeitsteilung zwischen vorwiegend körperlich und vorwiegend geistig arbeitenden Menschen und dass die Schriftlichkeit ein Privileg der letzteren war, hatten zur Konsequenz, dass „bestimmte Bereiche des gesellschaftlichen Wissens, z.B. Erfahrungen, die bei handwerklichen Tätigkeiten gemacht werden, nur bei solchen gesellschaftlichen Schichten repräsentiert waren, die selbst weder die Notwendigkeit noch die Fähigkeit noch die Zeit zur Verschriftung besaßen.“⁴⁹⁷

⁴⁹¹ Vgl. Giesecke, Volkssprache.

⁴⁹² Ebd., S. 41.

⁴⁹³ Ebd.

⁴⁹⁴ Ebd., S. 40. Bis auf das Isländische wird diese Genese einer Standardschriftsprache bei allen europäischen Sprachen vermutet. Vgl. Ebd., S. 64, Fn. 37.

⁴⁹⁵ Giesecke zitiert Ickelsamer, ebd., S. 57. Der Zusammenhang von Reformation und Siegeszug des neuen Mediums Buch ist verschiedentlich dargestellt worden, siehe z.B. Giesecke, Buchdruck.

⁴⁹⁶ Diese Zahlen stammen von Erdmann Weyrauch: Das Buch als Träger der frühneuzeitlichen Kommunikationsrevolution, in: Michael North (Hrsg.): *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln/Weimar/Wien 1995, S. 1–13, S. 3.

⁴⁹⁷ Michael Giesecke: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor in Sprach- und Begriffsgeschichte, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1979, S. 262–302, S. 292f.

Neue Erfindungen aber wurden von Praktikern gemacht, die dieses neue Wissen vermitteln wollten, bzw. von Autoren vermitteln lassen wollten.

Technische Erfindungen ebenso wie Erfahrungen, eigene und die der Experten aus dem Volk, ob es nun Kräuterweiber, Brauer, Bäuerinnen, Schafhirten, Köchinnen oder Apotheker sind, müssen aber nicht nur verschriftet, sondern auch oft überhaupt zum ersten Mal formuliert werden. Das bedeutet, zuvor nonverbales Wissen muss versprachlicht werden. Giesecke zitiert Diderot und d'Alembert, die bei der Arbeit an der *Encyclopédie* auf Schwierigkeiten stießen und sich beklagten, dass nur sehr wenige Arbeiter in der Lage seien, über ihre Werkzeuge und ihr Handwerk zu sprechen. „[I]hr Wissen war eben sensomotorisch und nicht sprachlich repräsentiert. Auch die Integration ihres Wissens erfolgte nicht nach symbolischen Regeln, etwa logischen Schlüssen, sondern nach intuitiven Erfahrungsmustern.“⁴⁹⁸ Hier scheint die große Kluft auf, die zwischen der Artikulierbarkeit vom theoretischem und praktischen, d.h. erfahrungsgebundenem, verkörperten Wissen liegt.⁴⁹⁹

Giesecke identifiziert vier unterschiedliche Erfahrungsebenen, die in der gedruckten Fachprosa auf eine gemeinsame sprachliche Ebene gebracht werden müssen: die praktische Tätigkeit, die sinnliche Anschauung, gesprochene mundartliche Sprache sowie schriftliche Texte, die oft aus anderen Sprachen übersetzt werden mussten. Er vermutet, dass die „muttersprachlichen landschaftlichen Schreibdialekte bis in die frühneuhochdeutsche Zeit hinein (und auch darüber hinaus) [...] erhebliche Schwierigkeiten in der situationsunabhängigen Darstellung von Sachverhalten besessen haben“⁵⁰⁰ und dass die Schriftsprache in ihren Darstellungsmitteln noch so beschränkt sei, dass „sie kaum *allein* die Präsentationsebene herzustellen vermag, auf der sich die Erfahrungen der verschiedenen Ebenen so darstellen und integrieren lassen, daß sie für einen uneingeweihten Leser ohne weitere mündliche Erklärungen verständlich sind.“⁵⁰¹ Alberti beispielsweise habe sein Vorhaben, sein Werk über die Baukunst auf Italienisch zu schreiben, abbrechen müssen.⁵⁰² Eine Textform, in der praktisches Wissen vermittelt wurde und bis heute wird, und an der Giesecke seine These exemplarisch vorführt, ist die des Rezeptes. An den Rezepten in den Kochbüchern der *Hausmutter* lässt sich untersuchen, an wen sich Germershausen eigentlich wendet.

2.2 Rezepte

Die These von der Überzeitlichkeit der Form des Rezeptes galt in der Sprachwissenschaft lange Zeit als gesichert. Sie habe sich von den Sumerern bis heute erhalten und durchgehend der Vermittlung von Erfahrungswissen gedient. Giesecke stellt das in Frage. Er verweist mit Bezug auf Luhmann darauf, dass „Texte mit der gleichen linguistischen Struktur in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen auftauchen können.“⁵⁰³ Auch wenn es die Struktur des Rezepts schon sehr lange gebe, so habe es doch zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Funktionen erfüllt: Das Rezept als Wissensvermittler über Räume oder Zeiträume hinweg, als schriftliches instruktives Kommunikationsmedium habe es so erst ab dem 16. Jahrhundert gegeben. Dass die Verschrif-

⁴⁹⁸ Giesecke, Buchdruck, S. 666.

⁴⁹⁹ Zur Theorie des impliziten Wissens siehe Rebekka Ladewig: *Schwindel. Eine Epistemologie der Orientierung*, Tübingen 2016.

⁵⁰⁰ Giesecke, Volkssprache, S. 49.

⁵⁰¹ Ebd., S. 50.

⁵⁰² Leon Battista Alberti: *Libri de re aedificatoria decem* (1450), während das Buch über den Haushalt, *Della Famiglia* (1441), auf Italienisch herauskam.

⁵⁰³ Giesecke, Rezepte, S. 169. Siehe zur Überzeitlichkeit der Form des Rezeptes bspw. auch Schubert, Essen, S. 294.

tung von Wissen hauptsächlich der Entlastung des Gedächtnisses desjenigen dient, der dieses Wissen schon besitzt, ist an Rezepten, die von Laien aufgeschrieben werden, heute noch gut nachzuvollziehen, wie z.B. an der Onlineplattform Chefkoch.de zu sehen ist, oder der eigenen Rezeptesammlung, die für Außenstehende manchmal kryptisch anmuten kann. Giesecke vermutet aber noch eine zweite, eine soziale Funktion in der Verschriftung von Rezepten: Vor der Entwicklung der Standardschriftsprache seien sie „eine Form der schriftlichen Darstellung von Erfahrungen [...], die nicht wesentlich durch die Struktur des sprachlichen Symbolsystems, sondern durch bestimmte Handlungsmuster geordnet ist.“⁵⁰⁴ Mit Bezug auf die Sprachtheorie von Karl Bühler verortet Giesecke ältere rezeptartige Texte nicht im Symbolfeld, sondern im Zeigfeld:

„Sie verweisen nicht auf eine sprachlich-begrifflich konstruierte und durchgebildete Wirklichkeit, sondern sie beziehen sich auf Zeigfelder, nämlich auf die wahrnehmbare Umwelt von bestimmten Handlungszusammenhängen. Sie ähneln insofern der mündlichen deiktischen Sprachverwendung. Kennt man die Handlungszusammenhänge und die typischen Wahrnehmungsfelder der Beteiligten nicht, sind die sprachlichen Äußerungen häufig nicht zu verstehen.“⁵⁰⁵

Die schriftlich festgehaltenen Rezepte können nach dieser These also nur in einer konkreten *face-to-face*-Situation verstanden werden. Das ließe sich auch anhand von ersten gedruckten Rezeptsammlungen nachweisen, die von den Druckern mit einem (Widmungs-)Brief veröffentlicht wurden, in dem Schreiber und Adressaten sowie die angedachte Funktion der Rezepte beschrieben wurden, die Rezepte befanden sich im Anhang. So wurde in einem Umfeld, das in dieser Zeit „das bekannte und übliche Medium der Verständigung in indirekten Kommunikationssituationen“⁵⁰⁶ bereitstellte, dem Brief, der soziale Zusammenhang vermittelt, in dem die Rezepte rezipiert werden sollten. Die in der Folge entstehende gedruckte Fachprosa weist wie oben erwähnt einen Wechsel im Sprachstil auf, der die rezeptartige handschriftliche Fachliteratur des Mittelalters ablöst. Dieser neue, beschreibende Sprachstil sollte eine situationsunabhängige, abstrahierte Darstellung von Anleitungen ermöglichen.

Kochen und Medizin

Die Form des Rezeptes blieb jedoch in bestimmten Zusammenhängen erhalten, beispielsweise zur Herstellung von Medizin. Diese Rezepte waren nicht nur in medizinischer Fachliteratur und den Kräuterbüchern zu finden: Die Genese der Kochbücher ist mit der Geschichte der medizinischen Literatur eng verknüpft. Dass die Gesundheit vor allem von der richtigen Ernährung abhängt, war seit der Antike die vorherrschende Meinung, und so bedeutete Medizin vor allem Diätetik: Lehre der Lebensmittel und der Lebensführung – gerade in einer Zeit, in der „die Küche nicht gerade die besten Voraussetzungen für eine gesunde Ernährung bot.“⁵⁰⁷ In zahlreichen privaten handschriftlichen Hausbüchern der frühen Neuzeit sind Kochrezepte zusammen mit medizinischen Rezepten zu finden,⁵⁰⁸ und im ersten gedruckten Kochbuch in deutscher Sprache von 1485, einer Rezeptsammlung für den Küchenmeister einer herrschaftlichen Küche, heißt es: „Ein

⁵⁰⁴ Giesecke, *Rezepte*, S. 178.

⁵⁰⁵ Ebd.

⁵⁰⁶ Ebd., S. 179.

⁵⁰⁷ Schubert, *Essen*, S. 294.

⁵⁰⁸ Vgl. Elaine Leong: Collecting Knowledge for the Family. Recipes, Gender and Practical Knowledge in the Early Modern English Household, in: *Centaurus* 55 (2013), S. 81–103, S. 82f.

ordentlicher Koch ist hy in dißer Zeit der best artzt.“⁵⁰⁹ Die Notwendigkeit, Kranke ohne die Hilfe von Ärzten selbst kurieren zu müssen versteht sich vor allem für die Landbevölkerung von selbst. Diätetische Regeln und medizinische Anleitungen machten einen wichtigen Teil der Hausväterliteratur aus. Hahns Untersuchungen der Lesespuren zufolge ist der Teil von Colers *Hausbuch*, der die Gesundheit betrifft derjenige, der nach dem *Calendarium* am intensivsten zu Rate gezogen wurde.⁵¹⁰

Die Diätetik als Teil eines Kochbuchs reiht sich in eine lange Tradition ein: In den frühen publizierten Kochbüchern finden sich oft Angaben zu den gesundheitlichen Auswirkungen oder Heilkräften der jeweiligen Zutaten oder Gerichte; in der *Koch- und Kellermeisterei* von Mitte des 16. Jahrhunderts werden bei vielen Gerichten allgemeine Bemerkungen über Verträglichkeit und Wirkung der Speisen gemacht; ebenso werden die Zutaten der antiken Elementenlehre gemäß als hitzig oder kühlend klassifiziert.⁵¹¹ Ärzte und Ehefrauen von Ärzten veröffentlichten Kochbücher und legten nach Selbstaussage einen Schwerpunkt auf das Heilen durch die richtige Ernährung, wie z.B. Walther Ryff, der Mitte des 16. Jahrhunderts u.a. den *Lustgarten der Gesundheit*, *Confect-Buch oder Haus-Apotecke* und ein *New Kochbuch für die Krancken* herausbrachte und Anna Wecker, die in ihrem *Köstlich new Kochbuch* von 1598 eigene Erfahrungen aus der Krankenpflege und der Arztpraxis ihres Mannes einfließen ließ – ihr Mann habe mit ihrer Hilfe „lieber aus der Küche als aus der Apotheke“ kuriert.⁵¹² 1686 erscheint ein *Grazer Koch- und Artzneybuch*, das Eleonora von Liechtenstein als Plagiat ihrem Arzneibuch *Freywillig auffgesprunger Granat-Apffel* anhängte. Dieses Buch war sehr erfolgreich, obwohl oder vielleicht weil es vor allem klassische, schon seit der Antike verwendete Hausmittel propagiert, was Hans Zotter den „unverzagten Griff in die spätantike ‚Dreckapotheke‘“⁵¹³ nennt. Er sieht den Grund des Erfolges darin, dass die Autorin sich an Laien und nicht an den Fachmann wende, sie habe ein Hausbuch für den alltäglichen Gebrauch geschrieben.⁵¹⁴

Doch auch bei der Entwicklung von Technologien ist die Verbindung von Medizin und Kochen plausibel, denn die Haltbarmachung von Naturprodukten betrifft nicht nur die Vorratshaltung von Lebensmitteln, sondern auch die möglichst lange Wirksamkeit von Arzneimitteln bzw. ihrer pflanzlichen Wirkstoffe, was im Interesse der Apotheker lag. So soll die Alchimistin ‚Maria die Jüdin‘ aus Alexandria das Wasserbad zum schonenden Garen erfunden haben, wie auch die Destillation und die Herstellung von Branntwein.⁵¹⁵ Die Konservierungstechnologien der Alchimisten und Apotheker wurden dann in der Küche übernommen.

⁵⁰⁹ *Kuchemeystrey* (1485), zit. in: Ursula Fabian: Notizen zu Kochbuchillustrationen, in: *Die Buchillustration im 18. Jahrhundert*, Universität Münster, Heidelberg 1980, S. 335–357, S. 336. Von dieser Publikation gab es allein bis 1500 zwölf Neuauflagen, außerdem erschien sie unter falschem Autorennamen und anderem Titel noch mehrfach bis 1674. Vgl. Dose, Geschichte, S. 63.

⁵¹⁰ Hahn, Haus, S. 450. Philip Hahn hat anhand von Marginalien, Unterstreichungen und Verschmutzungen in Colers Werk nachgewiesen, dass das *Hausbuch* tatsächlich und zwar alltagsnah gelesen und rezipiert wurde. Zu medizinischer Fachliteratur für Laien vor der Erfindung des Buchdrucks siehe Gundolf Keil: Der Hausvater als Arzt, in: Ehlert, Haushalt, S. 219–243.

⁵¹¹ Vgl. Zotter, Wohl, S. 10. Flandrin macht auf einen Wechsel der Interpretation der Elementenlehre aufmerksam: Wurde in französischen Kochbüchern bis Mitte des 16. Jahrhunderts davon ausgegangen, dass man seiner Konstitution gemäß essen sollte – warme Speisen bei hitzigem Naturell, kalte bei kühlem Naturell – kehrte sich das gegen Ende des 16. Jahrhunderts in sein Gegenteil um. Um ein harmonisches Gleichgewicht aller Körpersäfte zu erreichen, müsse man gerade die entgegengesetzte Qualität im Essen berücksichtigen. Vgl. Flandrin, Geschmack, S. 298f.

⁵¹² Vgl. Ruge-Schatz, Rezeptsammlung, S. 223.

⁵¹³ Zotter, Wohl, S. 34. Sein Beispiel besteht aus einer Wurmsalbe.

⁵¹⁴ Eventuell ließen sich in der diätetische Krankenküche, gemeinsam mit den Rezepten in der Hausväterliteratur, die gedruckten Wurzeln der sogenannten Hausmannskost entdecken, die im Gegensatz zur höfischen, internationalen Küche steht. Doch obwohl diese Folgerung naheliegend scheint, habe ich sie in der Literatur zur Kochbuchgeschichte nicht gefunden.

⁵¹⁵ Je nach Quelle variieren die Angaben über ihre Lebenszeit zwischen dem ersten und dem dritten Jahrhundert. Vgl. Renate Strohmeier: *Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und naturkundigen Frauen Europas. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*, Thun/Frankfurt am Main 1998, S. 187. Das Wasserbad ist nach seiner Erfinderin ‚Bain Marie‘ benannt worden.

Mengen- und Zeitangaben

Ein wichtiger Unterschied aber lässt sich zwischen medizinischen und kulinarischen Rezepten erkennen, wie z.B. im Kochbuch von Marcus Gavius Apicius, *De re coquinaria*⁵¹⁶ aus dem 1. Jahrhundert: Mengenangaben für die Zutaten sind nur bei den Zubereitungen zu finden, die gleichzeitig als Heilmittel fungieren sollen.⁵¹⁷ Da kleine Abweichungen in der Dosierung der Zutaten bei der Herstellung einer Arznei gesundheitsgefährdend oder sogar lebensgefährlich sein, zumindest die gewünschte Wirkung verfehlen können, sind die Mengenangaben hier sehr wichtig; so wie auch der Leser des *Feuerwerksbuches*⁵¹⁸ von 1529 wissen musste, was ein *Dragma* ist. Dieser Begriff stammt vermutlich vom griechischen *Drachma*, Griff, und bezeichnet die Prise bei Apothekern, was etwa 4 Gramm ausmacht.⁵¹⁹ Denn auch bei Herstellung von Schwarzpulver ist die genaue Befolgung der Mengenangaben von großer Wichtigkeit. In den Kochrezepten hingegen fehlen bis ins 18. Jahrhundert hinein oft jegliche Mengenangaben, bzw. sind sie nur lückenhaft angegeben, wie z.B. in diesem Pastetenrezept im *Diaeteticon* des Brandenburgischen Arztes Johannes Elsholtz, in dem „allerhand“ und „ein ziemlicher Teil“ die einzigen Mengenangaben sind:

„Die Rissole macht man von allerhand gehacktem Vogelfleisch, [...] mit ochsenmarch, rosinen, geriebenen pistacien: thut darzu gewürtz, und einen ziemlichen theil zucker. Darnach nimt man den blätter-teig breitet selbigen aus, und bildet einen kuchen davon: thut darnach dieses füsel darauf, und bedeckt es oben mit selbigem teige: schiebt es in den ofen, machet ein eyß darüber.“⁵²⁰

Hanna Dose vermutet einen Grund für die vagen Angaben in der Tatsache, dass die Kochkunst sich gerade durch eine Variabilität in den Mengenverhältnissen mit einer bewusst individuellen Note auszeichne, wofür in diesem Beispiel die Angabe, „gewürtz“ hinzuzufügen, ohne diese näher zu spezifizieren, sprechen würde. Außerdem sollten so „möglicherweise [...] auf diese Weise veröffentlichte Küchegeheimnisse auch halb verschleiert bleiben.“⁵²¹ Bei den Kochrezepten sind allerdings die einzelnen Arbeitsschritte angegeben, die wiederum bei den medizinischen Rezepten in der Fachliteratur fehlen, was gegen eine Wahrung des Küchegeheimnisses spräche.

Ein weiterer Grund für das Fehlen der Mengenangaben könnte in der Tatsache vermutet werden, dass Maßbezeichnungen an sich regional stark variierten. Umfassende Bemühungen, die Umwelt zu ‚messen‘ und diese Daten zu normieren, die „Geometrisierung des Raumes und organischer Körper, das Erarbeiten gegenstandsunabhängiger Maße und die Quantifizierung von Zeit“,⁵²² zu dem z.B. das zunehmende Arbeiten mit symbolischen Zahlen in den Schulen gehörte, anstatt mithilfe von Gegenständen das Rechnen zu lehren, hatten nur sehr langsam Erfolg. Je nach Region gab es sehr große Unterschiede in den Bezeichnungen der Maße, bzw. variierte teilweise bei gleichen Bezeichnungen die gemeinte Menge: Ein Nöbel fasste beispielsweise in Altenburg eine andere Menge als in Mecklenburg, Hannover oder Emden, ein Lot schwankte zwischen 1/30 und

⁵¹⁶ Das Kochbuch wurde 1498 zum ersten Mal gedruckt publiziert und zum Vorbild für viele nachfolgende Kochbücher, was bspw. die Struktur betrifft. Vgl. Dose, Geschichte, S. 59.

⁵¹⁷ Ebd.

⁵¹⁸ Das *Feuerwerksbuch* wurde 1529 unter dem Titel *Büchsenmeysterei* gedruckt, die hier zusammengeführten Handschriften stammen aus der Zeit um 1420. Vgl. Plaumann, maister, S. 55.

⁵¹⁹ Giesecke, Volkssprache, S. 56. Medizin wurde nach dem Apotheken-System oder Medicinal-System gemischt, das von allen europäischen Messmethoden den höchsten Standardisierungsgrad aufweist. Vgl. Wang, Vereinheitlichung, S. 206f.

⁵²⁰ Johannes Sigmund Elsholtz: *Diaeteticon*, Leipzig 1715, zitiert in Zotter, Wohl, S. 32. Eis ist geschlagenes Eiweiß mit Zucker, im englischen Wort *icing* für Zuckerguss hat sich das erhalten.

⁵²¹ Dose, Geschichte, S. 60.

⁵²² Giesecke, Volkssprache, S. 48.

1/32 Pfund.⁵²³ Die langsame Vereinheitlichung der Maße begann erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das metrische System wurde 1872 im Deutschen Reich eingeführt und bis heute unterscheidet sich z.B. das angelsächsische vom metrischen System (obwohl in Großbritannien 1973 das metrische System eingeführt wurde, blieb man vielerorts bei den alten imperialen Maßen).⁵²⁴ In heutigen Kochbüchern, die aus dem Englischen übersetzt wurden, finden sich Umrechnungshilfen, wie auch schon in einem Schweizer Kochbuch von 1857.⁵²⁵ Diese sind allerdings um einiges ausführlicher und führen 17 verschiedene deutsche und internationale Unterschiede auf.

Gedruckte Kochbücher sind immer schon für einen überregionalen Markt gedacht, so dass man vermuten könnte, dass sie auch deshalb so vage in den Mengenangaben bleiben. Das kann jedoch nicht der Grund sein, wenn die Maße bei den Arzneien dabei stehen. Wenn Germershausen Mengenangaben in den Rezepten macht, versucht er präzise zu sein, und auch er will ein überregionales Publikum erreichen.⁵²⁶ Jedoch sind für Gerichte wie Suppen bzw. Eintöpfe, von denen sich die meisten Menschen ernährten, Mengenangaben tatsächlich nicht so sehr von Belang; außerdem musste sowieso meistens für eine große Anzahl von Menschen gekocht werden, sodass eine Angabe für vier Personen lachhaft gewesen wäre und das ungefähre Verhältnis der einzelnen Zutaten für erfahrene Köche reichen müsste. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde es üblich, Mengenangaben in den Kochbüchern anzugeben, nachdem diese in Versuchsküchen ausgetüftelt worden waren. Außerdem wurde im Zuge dessen hinzugefügt, für wie viele Personen das Gericht gedacht war, und nachdem um 1900 Kochbücher mit Rezepten für drei (ein Ehepaar mit Dienstmädchen) oder eine Person (Studenten oder andere Junggesellen) herausgegeben wurden, ist heutzutage der Standard, ein Rezept für vier Personen zu schreiben, da sich diese Zahl einfach teilen oder multiplizieren lässt.⁵²⁷

Ein großer Unterschied in der Präsentation der Speisen erfolgte mit der Umstellung des Servierens *à la française* zum Servieren *à la russe* – zu Germershausens Zeiten wurden je Gang mehrere Schüsseln mit unterschiedlichen Gerichten aufgetischt, damit jeder Gast in jedem Gang etwas nach seinem Geschmack finden konnte. Von jedem Gericht musste genug vorhanden sein, falls alle Gäste sich dafür entschieden. Beim Servieren *à la russe* werden, wie heutzutage üblich, die Hauptgerichte nacheinander serviert, und es wird erwartet, dass sich jeder Gast von jedem Gericht nimmt.⁵²⁸ Das könnte ebenfalls dazu beigetragen haben, dass Mengenangaben ihren Einzug in die Kochbücher hielten, da es die genauere Planung der Menge des Essens möglich und damit eine Berechnung der Zutaten nötig macht. Die Genauigkeit dieser Angaben nahm schließlich etwas überambitionierte Züge an – im *Dr. Oetker-Schulkochbuch* von 1961 taucht die Angabe für

⁵²³ Ein Nöbel ist ein Flüssigkeitsmaß, das ca. ein Pfund fasste, vgl. Ziegler, Flüssigkeitsmaße, S. 131. Zum Lot vgl. eine Übersicht bei Ronald Zupko: *Revolution in Measurement. Western European Weights and Measures Since the Age of Science*, Philadelphia 1990, S. 349–351.

⁵²⁴ Offiziell nicht metrisiert sind bis heute Libyen, Myanmar und die USA, sowie einige Inseln im Stillen Ozean. Zur langwierigen Einführung des metrischen Maßes vgl. Wang, Vereinheitlichung, zur Einführung in Großbritannien vgl. Zupko, *Revolution*, S. 255–272.

⁵²⁵ Maria Susanna Kübler: *Die Hausmutter. Ein nirthschaftliches Hülfsbuch für Frauen und Mädchen der mittleren Stände. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von den Nahrungsmitteln und einem Kochbuch für die bürgerliche Küche*, St. Gallen 1857, S. 194–202.

⁵²⁶ Bspw. bei der Angabe von Salz für die Haltbarmachung von Butter, vgl. Hausmutter, Bd. 4, S. 280f. Diese Hinweise finden sich allerdings selten, mitten im Text und umständlich formuliert, statt wie im Schweizer Kochbuch zusammengefasst und übersichtlich.

⁵²⁷ Wiedemann, Herrin, S. 28f.

⁵²⁸ Flandrin, Geschmack, S. 296.

Backpulver von 1½ g auf.⁵²⁹ Das machte den Auftritt von Jamie Oliver Ende der 1990er Jahre, einem damals sehr jungen Koch, geradezu revolutionär: Er sprach in seinen Kochshows von „take a handful of...“ oder „throw in a pinch of...“.

Wichtiger für das Gelingen eines Gerichtes wäre die Dauer der Garzeiten, doch mit dieser Information sind die Autoren der Kochbücher noch zurückhaltender. Eine Ausnahme bilden mittelalterliche Angaben, Nüsse ein Miserere lang zu rösten; Schmalzgebackenes in der Dicke von Oblaten für die Dauer von zwei Paternostern zu backen; Porridge so lange kochen, „wie es braucht, um in die Kapelle zu gehen und vier Ave Maria zu beten.“⁵³⁰ Waren im Mittelalter jedem diese Gebete bekannt, erschließen sich diese Angaben Nicht-Katholiken heutzutage nur schwerlich, mit der letzten aber dürfte jeder Leser ein Problem haben – schließlich ist nicht nur der Weg in die Kapelle variabel, sondern darf die Porridge-kochende Person ihren Platz am Herd gar nicht verlassen, da sie die ganze Zeit weiterrühren muss, und diesen Weg gar nicht selbst antreten kann. All dies legt nahe, dass es sich bei diesem Beispiel um einen Fall des Aufschreibens als Gedächtnisentlastung – eventuell eines Mönchs oder einer Nonne in einem Kloster – handelt, das von einem Setzer in ein gedrucktes Exemplar übernommen worden ist, und das in der abstrahierten Situation keine Anwendung mehr finden kann. Im Kochbuch von Maria Schellhammer aus dem Jahr 1723 lässt sich ebenfalls noch eine Zeitangabe mithilfe eines Gebets finden: Für die Herstellung von Schaukonfekt soll man den flüssigen Zucker nach dem Gießen ungefähr für die Länge eines Vaterunsers in der Form stehen lassen.⁵³¹ Hinzu kommt allerdings auch noch der Hinweis, dass der Zucker oben am Eingussloch etwas fest werden soll, so dass man sich nicht völlig auf die Länge des Vaterunsers verlassen muss. Grundsätzlich war aber auch die Angabe von Garzeiten für viele Gerichte überflüssig, da einfach sehr lange und sehr weich gekocht wurde, was zum einen dem Zustand der Zähne, zum anderen der Hygiene geschuldet war, da zu rohe Lebensmittel Verdauungsbeschwerden und Gesundheitsgefährdungen nach sich ziehen konnten.

Gebäck

Neben den medizinischen Zubereitungen gibt es jedoch noch eine weitere Gattung von Rezepten, bei denen Mengen- und Zeitangaben in größerem Umfang zum Gelingen beitragen als bei einem Eintopf, der während des Kochens stets weiter verändert und bis zum Schluss gewürzt werden kann: Gebackenes. Die Zusammensetzung der richtigen Mengenverhältnisse der Zutaten ist hier umso wichtiger, als man während des Backprozesses nicht mehr eingreifen kann, ebenso wie die Temperatur und das Abpassen der richtigen Backzeit.⁵³²

Germershausen rät Anfängerinnen im Kuchenbacken, mit den leichteren Rezepten anzufangen, und sich erst nach und nach an die schwierigeren zu wagen. Außerdem sollen sie zunächst das Rezept für sich selbst ausprobieren, da es besser sei, Gästen gar keinen Kuchen aufzutischen als

⁵²⁹ Dr. Oetker-Schulkkochbuch, Bielefeld 1960 [Nachdruck 2006]. Daneben steht die zusätzliche Information, dass das einen halben gestrichenen Teelöffel ausmacht, was in manchen Regionen aber wieder Verwirrung stiften kann, da z.B. in Ostfriesland Teelöffel sehr klein sind.

⁵³⁰ Rumm-Kreuter, Heizquellen, S. 238.

⁵³¹ Schellhammer, Brandenburgisches Koch-Buch, S. 1f.

⁵³² Die Regulierung der Temperatur war vor der Einführung des Sparherdes nicht einfach. In Germershausens Rezepten tauchen manchmal Hinweise auf: den Ofen in auskühlendem Zustand zu nutzen, bzw. nach dem Brotbacken, oder dass Glut statt Feuer genutzt werden soll. Bei Looft gleichen die gemachten Angaben eher einem Ratespiel: Wenn in einer Tortenpfanne gebacken wird, muss darauf geachtet werden, dass „das Feuer unten und oben stets gleich, auch weder zu gelinde, noch zu stark gemacht werde; eben so muß man auch in einem Backofen, die erforderliche Hitze zu treffen wissen.“ Looft, Niedersächsisches Kochbuch, S. 315. Eine Tortenpfanne hatte einen Deckel, auf den man Glut für Oberhitze platzieren konnte. Ansonsten wurde die Temperatur mit dem Abstand von Speise und Glut reguliert, mithilfe von Gestellen, Haken oder Spießen. Vgl. Bauer/Berthold, Kochbuch, S. 71 und die Abbildungen von Küchengerät bei Zotter, Wohl, im Umschlag. Diese Hilfsmittel finden bei Germershausen keine Erwähnung, sie werden als bekannt vorausgesetzt.

einen, der „sofort den Mangel der Uebung und Wissenschaft offenbaret.“⁵³³ Da die Rezepte nicht nach Schwierigkeitsgraden klassifiziert sind, so wie das heute in manchen Kochbüchern gemacht wird, wird man erst bei der Umsetzung der Fallstricke gewahr, die auftreten können. Germershausen zählt einige Fehler auf, die einem beim Backen unterlaufen können und die einen „mißrathenen oder völlig verdorbenen und ungenießbaren Kuchen“⁵³⁴ zur Folge haben, wie z.B. ein zu heißer Ofen oder wenn aufgrund der kalten Jahreszeit der Teig nicht genug aufgegangen ist. Auch wenn man „einem Meister oder einer Meisterin im Kuchenbacken zugesehen“⁵³⁵ hat, wird die Anfängerin, auf sich alleine gestellt, doch Fehler machen. Er rät ihnen deswegen, „die Vorschrift von dem zu bereitenden Gebackenen erstlich ein- oder das andremal durchlesen, sich genau an dem Buchstaben halten, und keinen Umstand oder angewiesenen Handgriff aus der Acht lasse, da ihnen denn das Gebackene so leicht nicht umschlagen oder mißrathen wird.“⁵³⁶

Germershausen macht die vielen Widrigkeiten, an denen ein Kuchen scheitern kann, exemplarisch an einem Rezept für einen sogenannten Wasserkuchen deutlich: wie keine Klümpchen entstehen, welche Konsistenz der Teig haben muss, damit er die Form behält und nicht auseinanderläuft, etc. Der Teig soll in „Klümpchen“ in die Tortenpfanne gesetzt werden, deshalb spielt seine Konsistenz so eine wichtige Rolle – ist er zu flüssig, zerläuft die Portion. „Dieses einzige Beispiel kann lehren, wie sehr man als Anfänger oder Anfängerin im Kuchenbacken sich nach seiner Vorschrift zu achten [sic], und sich durch Unaufmerksamkeit darauf nicht selbst bestrafen müsse.“⁵³⁷ Tatsächlich ist aber dieses Beispiel das einzige, das er hätte herausgreifen können – keines der 142 Rezepte ist derartig detailreich in den Arbeitsschritten dargestellt. Dies zeigt wieder deutlich, dass die Form des Rezeptes in vormetrischer Form einen vollkommen anderen Charakter erhält. Es handelt sich um die Erinnerung an den Handlungsablauf, die notwendigerweise durch das Zusehen oder das Lernen von Person zu Person angeeignet wurden. Die reine Papierform im Rezepttransfer scheint der seltenere Fall gewesen zu sein. In einigen Rezepten fehlen sogar wichtige Angaben, wie z.B. in einer Auswahl von Rezepten für Pfannkuchen (die eine sehr vage Ähnlichkeit mit dem aufweisen, was in Berlin immer noch Pfannkuchen genannt wird, während sie in Süddeutschland Krapfen und in Nordwestdeutschland Berliner heißen). Germershausen schreibt, dass keine Art von Kuchen häufiger gebacken werde als diese Pfannkuchen, weswegen er ihnen besondere Aufmerksamkeit und Varianten widme. Das Rezept scheint dann auch so bekannt zu sein, dass die ersten drei Versionen dementsprechend kurz ausfallen:

„1) Nimm ein Pfund Waizenmehl, drey Eyer, ein Viertelpfund kleine Rosinen, und etwas Zimmt und Salz, rühre es unter einander, und backe es in heißer abgeklärter Butter. Oder nimm ein Pfund Waizenmehl, schlage drey Eyer darein, thue ein wenig Zucker dazu und ein Nößel Milch, und rühre es wohl unter einander. Eine noch bessere Art von Pfannkuchen aber ist, wenn fünf bis sechs Eyer in Brunnenwasser wohl zerschlagen, mit Nelken, Zimmt, Muskat Blumen und Muskatennuß, auch ein wenig Salz, vereinigt, und so viel Waizenmehl darunter gerühret wird, als genug ist.“⁵³⁸

⁵³³ Hausmutter, Bd. 2, S. 187.

⁵³⁴ Ebd.

⁵³⁵ Ebd.

⁵³⁶ Ebd., S. 188. In diesem Punkt hat sich bis heute nicht viel geändert. Cynthia Barcomis grundsätzliche Regel, die sie in ihrem Backbuch nach einer Einleitung den Rezepten voranstellt, klingt ganz ähnlich: „**So backen Sie erfolgreich:** Lesen Sie das Rezept **ganz** durch. Verwenden Sie eine **zuverlässige** Waage, und wiegen Sie die Zutaten **genau** ab, bevor Sie beginnen. Konzentrieren Sie sich **erst auf die Zutaten** und **dann auf den Backprozess**. Vertrauen Sie immer meinem Rezept.“ Cynthia Barcomi: *Let's Bake*, München 2013, S. 10. Hervorhebung im Original.

⁵³⁷ Hausmutter, Bd. 2, S. 190. Der Kuchen mutet nicht ganz so frugal an, wie sein Name suggeriert, das Rezept enthält zwar keinen Zucker, aber immerhin ein Pfund Butter und sechs bis acht Eier. Außerdem suggeriert der Name einen großen Kuchen, es handelt sich aber eher um Kekse.

⁵³⁸ Ebd., S. 42.

Auch wenn die erste Anleitung vollständige Mengenangaben enthält, würde ein unerfahrener Anfänger hier scheitern, denn das nach und nach des Zusammenrührens der Zutaten ist für die Konsistenz des Teiges wichtig – wenn man alle Zutaten gleichzeitig verrührt, verbinden sie sich nicht miteinander. Im Pfannkuchenrezept wird das erst in der letzten Version erwähnt: Zuerst die Eier schlagen und die Gewürze einarbeiten, anschließend erst das Mehl unterrühren. Allerdings braucht es auch dafür Erfahrung zu wissen, wann es „genug“ Mehl ist. Im Übrigen wird weder Form und Größe der Pfannkuchen erwähnt, noch die Backzeit, die z.B. mit der Farbe, die das Gebäck annehmen sollte, angedeutet werden kann. Unter 2) und 3) werden Nürnberger und österreichische Pfannkuchen präsentiert, die mit Hefe („Bärme“) gemacht werden, hier fehlen die Informationen nicht, dass es dazu einer warmen Umgebung und lauwarmer Milch bedarf. Auch werden verschiedene Arbeitsschritte gründlicher dargestellt und im letzten Rezept gibt es sogar eine sehr detaillierte Angabe zu Form und Größe der Stücke: eine „Viertellette“ lang und ein paar „Queerfinger“⁵³⁹ dick.

Die konkreten Angaben scheinen dort nötig zu sein, wo die exotische Variante von der einheimischen, bekannten abweicht. Erst unter 4) folgt die Information, dass „die Pfannkuchen, zu deren Teig Bärme oder Hefen genommen wird, lockerer [sind], und daher leicht verdaulicher, als die anderen, die zähe oder wohl gar lederartig ausfallen.“⁵⁴⁰ Und als letzte Information kommt unter 5) der Hinweis, dass die Pfannkuchen mit Füllung höher zu bewerten sind als diejenigen ohne. Die Füllung wird vor den Rezepten schon erwähnt (Mandelteig, Kirsch- oder Apfelmus), im gesamten Abschnitt aber fehlt die Information, zu welchem Zeitpunkt, mit welcher Technik und wie viel der Füllung in die Pfannkuchen praktiziert werden soll, geschweige denn, wie sie hergestellt wird. Es zeigt sich wieder, dass man von den Rezepten allein unmöglich zur Herstellung schreiten konnte, und der Rezepttypus so noch in mimetische Lernprozesse eingebunden ist.

Und doch gibt Germershausen konkrete Tipps, um sich das Backen selbst beizubringen: Er rät dazu, das Rezept vorher auf einen Zettel zu schreiben und jeden erforderlichen besonderen Arbeitsschritt zu unterstreichen: „Auf diese Weise wird man sich am sichersten aus der Stümperey heraushelfen, und bey wiederholten Versuchen bald die Meisterschaft erlangen können“,⁵⁴¹ bis man es nicht mehr nötig habe, sich „sclavisch“⁵⁴² an das Rezept zu halten, wie das die richtigen Köche und Kuchenbäcker auch nicht täten und dadurch ihre individuellen Resultate erzielten – trotzdem muss man sich an die wichtigen Vorschriften halten, damit der Kuchen gelingt, und die „Beurtheilungskraft“⁵⁴³ muss die Entscheidung darüber treffen, welche das sind. Das klingt tatsächlich nach einer Anleitung für Anfänger, die durch stetes Ausprobieren, und alleine mit seiner Beschreibung zum Ziel gelangen können. An wen wendet er sich also tatsächlich?

2.3 Zielpublikum

Für wen man schreibt, hat auch die Fachprosaautoren der frühen Neuzeit beschäftigt. Nachdem sich durch den Buchdruck der Kreis der potentiell erreichbaren Leser und Leserinnen vervielfältigt hatte, mussten sich die Autoren (und die Verleger) darüber Gedanken machen:

⁵³⁹ Ebd., S. 43.

⁵⁴⁰ Ebd.

⁵⁴¹ Ebd., S. 190. Das Herausschreiben des Rezeptes auf einen Zettel schont das Kochbuch nicht nur vor Unterstreichungen, sondern auch vor Ruß- und Fettflecken. Kammerhofer-Aggermann bezeichnet Kochbücher bis in das 18. Jahrhundert hinein nicht als Nachschlagewerke, sondern als Statussymbole, die oft keinerlei Gebrauchsspuren aufweisen. Kammerhofer-Aggermann, Imaginäre Modelle, S. 229.

⁵⁴² Hausmutter, Bd. 2, S. 190.

⁵⁴³ Ebd., S. 191.

„Vor allem mußten es die Autoren lernen, sich idealtypische Adressaten zu konstruieren und diese Konstrukte in ihren Werken mitzukommunizieren. Sie kamen nicht umhin, Annahmen über das vermutliche Vorwissen ihrer Leser zu machen. In einer Zeit, in der es noch kein durch die allgemeine Schulpflicht standardisiertes Informationsniveau bei den einzelnen gab, blieb dies eine kaum lösbare Aufgabe.“⁵⁴⁴

Laien

Um einen möglichst breiten Kreis von Lesern zu erreichen bzw. einen möglichst großen Markt zu erschließen, preisen einige der Autoren ihre Bücher nicht nur für Fachleute an, sondern wollen für ‚Laien‘ schreiben, und zwar mit dem Ziel, ihnen das Selbststudium mithilfe ihres Buches zu ermöglichen. Sie adressieren das ‚gemein volck‘ und wollen dem ‚gemein nutz‘ dienen, was übrigens ein weiterer Grund für das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Schriftsprache ist.⁵⁴⁵ Valentin Ickelsamer, der 1532 eine *Teutsche Grammatica* verfasste, erhofft sich von der Schriftsprache, dass „man alles in der welt erfare/ wissen vund ewig mercken vnd behalten auch andern/ wie fern die von uns sein/ one personliche beiwesung vndt mündtliche anzeygung zu wissen tun kann.“⁵⁴⁶ Hier wird der Schriftsprache und ihrem Medium, dem Buchdruck, ein riesiges Potential zugeschrieben.⁵⁴⁷ Wissen sollte für Laien und das Gemeinwohl bereitgestellt werden, ohne dass die Lesenden die Anwesenheit eines schon Wissenden benötigten. Damit setzen sich die Autoren von der mittelalterlichen Literatur ab, die ihr Wissen so verklausuliert verschriftet hätten, dass niemand ohne Lehrer oder außergewöhnliche Begabung in der Lage gewesen sei, die Schriften zu verstehen.⁵⁴⁸

Auch in Rechenbüchern wird mit festen Formeln in den Vorreden behauptet, das dargestellte Wissen sei nun „on einn lerer wol zu lernen“. ⁵⁴⁹ Der Anspruch dieser Autoren ist es, Lehrbücher für Laien zu schreiben, die ohne Hilfe das jeweilige Fachgebiet erlernen sollen können. Die Argumente, die sie in der Eigenwerbung vorbringen, sind teilweise ökonomischer Natur: Ersparung von Zeit und Geld, sowie größere Bequemlichkeit.⁵⁵⁰ So soll der Reisebericht dem Leser die Reise ersparen, und kann der Laie auf einem neu zu lernenden Gebiet viele Fehler umgehen, indem die Autoren Standardfälle und Modelllösungen präsentieren, die die richtige Verfahrensweise darstellen und Irrtümer vermeiden sollen. Giesecke kann das Revolutionäre an dieser neuen Situation nicht genug betonen: „Erst jetzt wird es möglich, technisches Wissen in symbolischer Form, losgelöst von Institutionen und Experten zu erwerben.“⁵⁵¹ Der Unterschied, der zwischen den *artes liberales* und den *artes illiberales* gemacht wurde (die freien Künste, zu denen beispielsweise die Mathematik und die Rhetorik gehören, könnten durch die Schrift vermittelt werden, während das für

⁵⁴⁴ Giesecke, Buchdruck, S. 530. Das ist im Grunde heute noch eine schwierige Aufgabe. Sennett bezeichnet die Wortwahl einer Anleitung, die sich nicht in den Adressaten einfühlt, sondern mit leeren Imperativen operiert, als „totes Bezeichnen“. Sie ist nur als Gedächtnisstütze brauchbar und nicht für Anfänger geeignet. Implizites Wissen könne nur mit der Hilfe von beschreibender, fantasievoller Sprache benannt werden. Richard Sennett: *Handwerke*, Berlin 2008, S. 244–246.

⁵⁴⁵ Vgl. Giesecke, Volkssprache, S. 61 und 63.

⁵⁴⁶ Zit. in: ebd., S. 39. Ickelsamer sei aus politischen Gründen daran interessiert gewesen, dass man nur durch das Buch, ohne Institution und staatliche Kontrolle Lesen lernen kann, da er sich mit den Institutionen angelegt hatte. Vgl. auch Giesecke, Buchdruck, S. 684.

⁵⁴⁷ Neuen Medien wird oft mit einer großen Erwartungshaltung begegnet, wie z.B. Jan von Brevern für die Fotografie aufzeigt: Jan von Brevern: *Blicke von Nirgendwo. Geologie in Bildern bei Ruskin, Viollet-Le-Duc und Civiale*, München 2012, und wie an den Diskussionen um die Auswirkungen der digitalen Medien in den letzten Jahrzehnten abzulesen ist.

⁵⁴⁸ Giesecke zitiert bspw. Ian Bostok 1585: „They so hide and couer the matter, wherof the universall medecine is made, that no man without a teacher or without the especiall gift of GOD can understante what this meane.“, § 18, zit. in: Giesecke, Rezepte, S. 179, Fn. 7.

⁵⁴⁹ Giesecke, Buchdruck, S. 526: Jacob Koebel: *Zwey rechenbuechlein*, Frankfurt 1537, Titelblatt.

⁵⁵⁰ Ebd., S. 516. Sogar für ein Buch zum Lesenlernen wird die Zeitersparnis angepriesen: Fuchspurger: *Leefkonst*, vgl. Giesecke, Volkssprache, S. 56. Ein Vorteil, den Jasmin Meerhoff anführt, taucht bei den Autoren noch nicht auf: Ein Schulbuch agiere „ohne Zorn und Peitsche“. Jasmin Meerhoff: *Read Me! Eine Kultur- und Mediengeschichte der Bedienungsanleitung*, Bielefeld 2011, S. 90.

⁵⁵¹ Giesecke, Buchdruck, S. 524.

die unfreien, handwerklichen Künste nicht gelte), ist hier sowieso aufgehoben, da sich die Bücher an ein fachfremdes Publikum richten und nicht an Experten. Gleichzeitig lässt sich eine eindeutige Tendenz feststellen, immer mehr Wissen der Öffentlichkeit anzuvertrauen und dabei den Wissensprozess immer weiter von den praktischen Handlungsvollzügen und dem mimetischen Lernen abzukoppeln.

Typisch für Vorreden ist jedoch auch die Diskrepanz zwischen dem angeredeten und dem zu vermutenden Zielpublikum. Coler gibt beispielsweise an, mit seinem *Hausbuch* Experten sowie Laien, ungeachtet ihres Standes, erreichen zu wollen. In den verschiedenen Büchern spricht er je nach Thema unterschiedliche Interessensgruppen an, was für das Bedürfnis spricht, einen möglichst breiten Leserkreis zu erreichen. Diese Marketingstrategie wurde von den Verlegern auch nach seinem Tod fortgesetzt. Richtete Coler sich in der Vorrede der Ausgabe von 1632 an „Haußväter/ Gärtner/ Ackerleute/ Viehhändler/ Jäger/ Fischer/ Vogler/ Jtem/ Apoteker“, wurden vom neuen Verleger in der Auflage von 1640 „Kauff- und Handelsleut/ Auch Doctorn/ [...] Laboranten“ und „Balbierern“ hinzugefügt.⁵⁵²

Auch die einfachen Bauern adressiert Coler, passt sich aber in der Sprache nicht an und verfehlt einfache Erklärungen, wie Hahn ausführt: „Bei dem Versuch, ein im Calendarium gegebenes Versprechen einer gemeinverständlichen Erklärung zur Wetterprognostik einzulösen, verliert Coler so sehr den Faden, dass man sich fragt, wen er eigentlich ansprechen möchte – die ‚einfältigen Bauren‘, um ihnen etwas zu erklären, oder die Gelehrten, um gemeinsam mit ihnen auf jene herabzuschauen.“⁵⁵³ Coler selbst gibt widersprüchliche Signale, an wen er sich eigentlich richtet, wie Hahn an den Anleitungen für Medizin zeigt, wenn Coler einfach zuzubereitende Mittel propagieren will: „[W]ährend man einem ‚ohnmächtigen Bauren‘ bereits mit einem ‚frischen Pferdscoth‘ Heilung verschaffen könne, müsse man reichen Leuten ‚Börnsteinöhl um die Nasenlöcher streichen‘ oder ‚allerley Artzney von Perlen gemacht‘ anwenden.“⁵⁵⁴ Die *Hauß-Apotheck* richtet sich nicht an Apotheker und Wundärzte, sondern soll den Hausvater dazu befähigen, Arzneien selbst herzustellen, für den Notfall und um Geld zu sparen. Doch die Mittel für die Herstellung der Arzneien in den einzelnen Rezepten sind offenbar nicht mit einer kleinen Küche herzustellen, was Hahn auf ein Zielpublikum schließen lässt, das über einen großen (patrizischen, adeligen oder klösterlichen) Haushalt verfügt.⁵⁵⁵

Durch Destillation gewonnene Auszüge aus Kräutern waren bevorzugte Medizin, weil man sich von der Konzentration eine bessere Wirkung erhoffte. Die Destillate waren die teuersten Arzneien bei den Apothekern, da sie im Gegensatz zu den günstigeren Kräutermischungen aufwendig herzustellen waren (vielleicht lag auch im höheren Preis, wie in Colers Beispiel vom Bernsteinöl, die zugeschriebene Wirksamkeit). Hieronymus Brunschwygk publizierte 1500 ein Buch, das Giesecke als Prototyp der technischen Unterweisung bezeichnet, ein Destillationsbuch.⁵⁵⁶ In diesem Buch geht es nicht nur um die Anleitung zur Destillation, mit detaillierten Beschreibungen und technischen Abbildungen der benötigten Instrumente und Brennöfen, sondern das Werk beinhaltet auch Abschnitte über die Bereitung der Medikamente, Beschreibungen von Krankheitsbildern, Dosierungen und Anwendung der Medikamente ebenso wie ein Arzneibuch für Arme. Dieses Buch, das den fünften Teil seines Werkes ausmacht, leitet der Autor mit einer Geschichte

⁵⁵² Die Aufzählungen finden sich bei Hahn, Haus, S. 204 und Lindner, Hausbuch, S. 553f.

⁵⁵³ Hahn, Haus, S. 62.

⁵⁵⁴ Ebd., S. 68, die Zitate stammen aus Coler, 1680 II, S. 3.

⁵⁵⁵ Ebd., S. 67.

⁵⁵⁶ Giesecke, Buchdruck, S. 527f.

ein, um sein Vorhaben zu rechtfertigen. Die Armen und diejenigen, die von Ärzten und Apothekern zu weit weg wohnen, seien ihm im Schlaf erschienen (was mit einem Holzschnitt illustriert wird), seitdem ruhe er nicht mehr, um ihnen mit diesem Buch zu Hilfe zu kommen.⁵⁵⁷

Allein, dass das Buch mit einer Illustration ausgestattet ist, ließe vermuten, dass es für das intendierte Zielpublikum unerschwinglich war. Giesecke aber macht eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung auf. Zwar habe sicherlich nicht jeder die Kapazitäten gehabt, einen Brennofen zu bauen, für diejenigen aber, die in einen solchen investiert hätten, habe es sich schnell gelohnt: „Den Preis des Buches hatte man jedenfalls schon nach dem Gebrauch – oder dem Verkauf – einer Tagesproduktion wieder heraus.“⁵⁵⁸ In einer Fußnote geht Giesecke auf ein anderes Produkt ein, das die Destillieranlage lukrativ machte: „Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß der eine oder andere das Destillierbuch – entgegen den Intentionen des Autors – zur Einrichtung einer profitablen Schnapsbrennerei heranzog.“⁵⁵⁹

Die moralische Argumentation, hilflosen Menschen Hilfe zur Selbsthilfe mit einem Buch leisten zu wollen, fand Nachfolger, und es erschienen zahlreiche medizinische Werke, die mit der gleichen Rechtfertigung arbeiten.⁵⁶⁰ Der wirklich arme Teil der Bevölkerung konnte es sich sicher trotzdem nicht leisten. Jedoch sollte man den Verbreitungskreis von Büchern nicht unterschätzen: Im 16. Jahrhundert erschienen nur 7% der Bücher im aufwendigen, großformatigen und teuren Folioformat, während der Rest „im produktions- und gebrauchsfreundlichen Quart- und Oktavformat“ herausgebracht wurde.⁵⁶¹ Genauso erschienen Colers *Calendarium* und *Hausbuch* in den ersten 18 Jahren im Quartformat, erst danach gab es aufwendig gestaltete Folio-Ausgaben.⁵⁶² Außerdem erreicht ein Buch mehr als einen Leser, wenn das Wissen, wie z.B. das medizinische Wissen, durch den Käufer mit einer ganzen Gruppe geteilt wird.

Germerhausen widerspricht sich schließlich selbst, für wen er die Backrezepte mit welchem Zweck publiziert. Sprach er zunächst von Anfängerinnen, die das Backen mithilfe seiner Schrift durch Übung lernen sollen, gibt er auf der nächsten Seite Gründe an, die für ein eher theoretisches Wissen sprechen: Um dem Missverständnis entgegenzuwirken, die Hausmutter müsse alle diese vorgestellten Kuchenrezepte beherrschen, bringt er vor, er habe nur die „hier zu Lande gebräuchlichsten und bekanntesten Kuchenarten beybringen [wollen], um wenigstens aus der Lectüre die Bestandtheile, und deren Zusammenfügung und Bereitung zum Backwerk zu wissen und zu beurtheilen.“⁵⁶³ Es geht also für die Leserin vermutlich eher darum, für die Planung in der Vorratshaltung und um Aufwand und Kosten abschätzen zu können, einen Kuchen für die jeweilige Gelegenheit auswählen zu können, um ihn anschließend von der Köchin oder der Küchenmagd backen zu lassen, auch wenn der Autor das so explizit nicht ausspricht.

Ein weiterer Grund für die Hausmutter, zumindest theoretisch Bescheid zu wissen, folgt: Wenn man von neuartigem Gebäck hört oder es an fremdem Orte isst, findet man „ein Vergnügen, wenn von solchem Gebackenen geredet und geurtheilet wird, auch mitreden und urtheilen zu können, und keine unwissentliche oder stumme Person vorzustellen. Und woher will man dieses

⁵⁵⁷ Ebd., S. 534.

⁵⁵⁸ Ebd., S. 539.

⁵⁵⁹ Ebd., S. 792, Fn. 45.

⁵⁶⁰ Ebd., S. 534.

⁵⁶¹ Weyrauch, Buch, S. 5.

⁵⁶² Hahn, Haus, S. 43.

⁵⁶³ Hausmutter, Bd. 2, S. 191.

anders als aus der Lectüre thun können?“⁵⁶⁴ Diese Argumentation ließe sich mit einer These verbinden, die Sven Dupré in seiner Untersuchung von Johannes Kunckels Buch über Glasmacherkunst von 1679 aufstellt: Kunckel wende sich zwar an die Glasmacher, Dupré geht aber davon aus, dass diese das Buch sicher nicht gelesen haben und auch gar nicht wirklich gemeint waren. Vielmehr etablierte sich Kunckel selbst als Experte. Außerdem stelle das Buch die Sprache über das Glasmachen reichen Käufern zur Verfügung, die sich dann darüber unterhalten könnten; schließlich war Glas ein Luxusprodukt.⁵⁶⁵ Dieses Argument taucht auch bei Germershausen auf: Das Wissen wird dem Nicht-Produzierenden zur Verfügung gestellt, um sich in Gesellschaft darüber unterhalten zu können und nicht dumm und unwissend dazustehen. Das ist hier allerdings die einzige Stelle, an der Germershausen so argumentiert. Interessant ist vor allem, dass die Leserin die Information ausschließlich „aus der Lectüre“ beziehen kann, und eben nicht aus der Praxis.

Geheimnisverrat

Germershausen führt einen weiteren Grund an, sein Buch zu kaufen: Wenn man an einem fremden Orte einen wohlschmeckenden Kuchen zum ersten Mal isst, und fragt, oder man lässt jemanden den Koch oder die Köchin nach dem Rezept fragen,

„so sind solche Personen auch gegen Verheißung eines Trinkgeldes nicht immer geneigt, uns das Verlangte zu offenbaren, oder sie unterrichten uns nicht vollständig genug, und halten gewisse Hauptumstände bey Bereitung eines Gebackenen aus Handwerksneid zurück, und freuen sich heimlich, wenn sie uns mit einer unvollkommenen Vorschrift abgefertiget haben. Man hat also einen sicherern Wegweiser an seiner eigenen Lectüre, und kann allenfalls damit vergleichen, was man von andern höret, um urtheilen zu können, ob man uns hintergehen wollte oder nicht.“⁵⁶⁶

Ein gelungenes Beispiel von Geheimnisverrat zeigt sein Blätterteigrezept. Er empfiehlt, die Butter nach dem Auswaschen (das für Geschmack und Haltbarkeit zugefügte Salz muss für den süßen Teig wieder ausgewaschen werden) für ein paar Stunden in kaltes Wasser einzulegen, damit sie wieder hart wird, denn „die Härte der Butter ist das Haupterforderniß zum Blätterteige.“⁵⁶⁷ Deswegen solle man die Hände immer wieder in kaltes Wasser halten, während man die Butter auswäscht. Die Wichtigkeit dieses Tipps unterstreicht er, indem er ihn zum Geheimtipp erklärt, da „die Köche gemeinlich den wahren Handgriff nicht offenbaren, um den vorzüglichen Ruhm zu behaupten, daß ihnen nur allein der Blätterteig gerathe.“⁵⁶⁸

Dieses Misstrauen gegenüber anderen (ausschließlich niedrigeren Schichten angehörigen) Menschen begegnet bei Germershausen immer wieder – jedoch nicht nur bei ihm, sondern in der gesamten Hausväterliteratur (ebenso wie anderen zeitgenössischen Publikationen). Es geht aber nicht nur um die übliche Gesinde-Schelte, sondern auch um einen Aspekt, der die Hausväterliteratur zum Verbraucherratgeber macht: die Warnung vor Betrügnern. Schlimmer noch, als wenn

⁵⁶⁴ Ebd.

⁵⁶⁵ So Dupré in einem Vortrag in der Vorlesungsreihe *Einführung in die Wissenschaftsgeschichte* von Anke te Heesen an der HU Berlin im WS 14/15. Siehe zu dieser These auch: Bernward Deneke: Anleitungsliteratur für Handwerker, in: Wolfgang Brückner, Peter Blickle, Dieter Breuer (Hrsg.): *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*, Teil 2, Wiesbaden 1985, S. 817–835, S. 823.

⁵⁶⁶ Hausmutter, Bd. 2, S. 192.

⁵⁶⁷ Ebd., S. 16. Der Zusatz, dass das Salz aus der Butter ausgewaschen werden muss, findet sich nur in sehr wenigen Rezepten. In angelsächsischen Backrezepten fehlt heutzutage bei keiner Zutatenliste der Hinweis, dass man ungesalzene Butter benutzen soll, da die normalerweise für Brotaufstriche genutzte Butter gesalzen ist.

⁵⁶⁸ Ebd.

der Müller zu seinem eigenen Vorteil bei der abgelieferten Menge Mehl schummelt ist der Handwerksneid: Die Wissenden halten ihr Wissen absichtlich zurück und freuen sich heimlich, dass sie ihr Wissen geheim halten konnten, ohne das offensichtlich werden zu lassen und das auch noch, wenn sie für die Information ein Trinkgeld bekommen. Auch Coler ist es wichtig zu betonen, dass er für seine Informationen Geld bezahlen musste. Doch selbst dieser Anreiz habe nicht immer funktioniert. Hahn findet bei Coler ein Plädoyer für den Geheimnisverrat als christliche Pflicht:

„Niemand anderen von ‚seiner Kunst‘ etwas wissen zu lassen sei ein ‚böß unchristlich Ding‘, denn jeder Christ sei ‚dem andern zu dienen/ und mitzutheilen schuldig ... alles was er weiß und kann.‘ Coler weiß davon zu berichten, dass missgünstige Leute ihre ‚Kunststücklein‘ lieber mit ‚in die Grube‘ genommen hätten, statt sie ihm zu offenbaren. Was er ‚mit Gelde überkauft‘ oder über Freunde ‚ausgekundschaftet/ und es mir warlich sauer werden lassen‘, wolle er nun seinem Nächsten ‚treulich mittheilen‘ [...]“.⁵⁶⁹

Coler bittet in der Folge seine Leser darum, das in seinem Buch gewonnene Wissen weiterzugeben – ein Anliegen, das wir bei auch Germershausen wiederfinden. Auf der anderen Seite soll aber auch nicht jeder am Wissen teilhaben – bestimmte Stellen hat Coler auf Latein geschrieben, damit sie nicht jeder versteht: um den Verwalter oder Gutsbesitzer vor einem Betrug der Schäfer zu warnen, und gleichzeitig den eventuell lesenden Schäfer nicht zur Nachahmung zu reizen.⁵⁷⁰ Dieses Problem hat Germershausen nicht – seine Zielgruppe ist standesgemäß sehr eingegrenzt. Nur zu Beginn des fünften Bandes gibt es eine Beschränkung: Seien die ersten vier Bände für den Unterricht von Mädchen geeignet, solle man den fünften Band erst Mädchen in „mannbarem“⁵⁷¹ Alter in die Hand geben. Neben der Tatsache, dass die Mädchen Erziehungsstricks auf die Schliche kommen könnten, liegt der Grund dafür vermutlich vor allem in einem kurzen Abschnitt, in dem es um Onanie geht. Zumindest für die Kochrezepte jedoch wird nach diesem Ethos der Weitergabe von Wissen die Vermutung, die Mengenangaben könnten aufgrund der Verschleierung von Kochgeheimnissen so vage gehalten sein, entkräftet.

Experten

Eine gängige Überzeugung in der Kochbuchforschung ist, dass sich Kochbücher bis ins 18. Jahrhundert hinein gar nicht an Anfänger, sondern an erfahrene Köchinnen und Köche wenden, und deshalb „die Berechnung der Zutatenmengen der Erfahrung und dem Fingerspitzengefühl des Rezipienten überlassen.“⁵⁷² Auch die oft in den Rezepten der *Hausmutter* auftauchende Angabe, etwas weiterzuverarbeiten, wenn es „halb gar“ ist, deutet darauf hin: Woher sonst soll man als Anfänger_in abschätzen können, wann etwas halb gar ist? Es scheint müßig, Germershausen ein zielgerichtetes Adressieren von Anfängerinnen oder professionellen Köchinnen zu unterstellen, da die Rezepte sich stark unterscheiden in der Weise, wie und was sie beschreiben und welche Informationen für nötig erachtet werden. Dass sie von verschiedenen Autoren stammen, wird nicht nur durch die unterschiedlichen Ansprachen augenfällig. Während sich das „man nehme“ durchzusetzen scheint, wird die Leserin aber auch noch oft mit „Nimm“ oder „Nehmet“ direkt angesprochen.⁵⁷³ Jedoch reiht Germershausen die verschiedenen Rezepte nicht einfach aneinander,

⁵⁶⁹ Hahn, Haus, S. 51f.: Coler, 1680, I, S. 358. Das Geld erwähnt Coler noch einmal im 6. Buch, 1598, S. 60.

⁵⁷⁰ Hahn, Haus, S. 63.

⁵⁷¹ Hausmutter, Bd. 5, Vorrede, o.S.

⁵⁷² Dose, Geschichte, S. 60.

⁵⁷³ Wiedemann schreibt es dem zunehmenden bürgerlichen Selbstbewusstsein zu, dass der Kochbuchautor seine Leser und Leserinnen nicht mehr duzt. Wiedemann, Herrin, S. 31. Die früher übliche Endfloskel „so wird es schön“ findet sich bei Germershausen nicht mehr.

sondern kommentiert jedes einzelne – seine Stimme (oder die seiner Frau) ist deutlich zu hören. Und er ist, wie wir gesehen haben, davon überzeugt, dass sein Buch als alleinige Anleitungsquelle für Anfängerinnen taugt.

Germershausens Quelle, seine erfahrene Expertin, habe ihm die Rezepte zukommen lassen, die sie und ihre Freundinnen nachgemacht und für richtig befunden hätten.⁵⁷⁴ Doch auch wenn diese Matrone, dieses Idealbild einer Hausmutter, wirklich existiert haben sollte und die Rezepte tatsächlich von ihr stammen und ausprobiert wurden, stellt man sie sich eher wie einen Anweisungen gebenden Feldweibel in der Küche vor. Es mutet seltsam an, dass die Hausmutter selbst das Backen und Kochen übernehmen soll. Die meisten der Gebäcke sollen explizit warm gegessen werden, und viele sind als „Gastspeise“ gekennzeichnet, d.h., Germershausen klassifiziert sie als so aufwendig oder exquisit, dass sie als Dessert bei einem Gastmahl vorgesehen sind. Das allein schließt schon aus, dass sich die Frau des Hauses selbst in die Küche stellt, während ihre Gäste sich mit der Hauptmahlzeit beschäftigen. Und die bloße Vorstellung, Eischnee mit einer aus Borke n zweigen geschnittenen Rute zu schlagen (Germershausen veranschlagt dazu eine Stunde, versehen mit dem Hinweis, immer in eine Richtung zu schlagen), verursacht heutzutage Muskelkater und Sehnenscheidenentzündung. Und doch scheint er auch den Fall vor Augen zu haben, dass die von ihm imaginierte Adressatin selbst in der Küche steht. Sie solle in diesem Fall ihre eigene Zeit gut einteilen, da die meisten Kuchen einen großen Aufwand bedeuten: „Die Frau des Hauses muß daher nicht ihre Zeit mit vielem Kuchenbacken verbringen, wenn sie keine Köchin, oder zugelernte Küchenmagd, halten kann.“⁵⁷⁵ Das scheint jedoch, wenn man aus dem Rest der Bücher auf den adressierten Stand der Hausmütter schließt, eine höchst unwahrscheinliche Ausnahme darzustellen. Die Matrone, die durch ihre Erfahrung und die ihrer Freundinnen für die Qualität der Rezepte steht, steht ebenso für den Topos der eigenen Erfahrung als Gütezeichen: Was verbürgt als „selbst ausprobiert und für gut befunden“ ist, zählt. Indem sich Germershausen auf Expertinnen beruft, garantiert er für die Qualität seiner Anweisungen und muss sich außerdem als Mann nicht schämen, über Frauendinge Bescheid zu wissen.

Und doch ist die näherliegende Vermutung, dass Germershausen der Hausmutter mit den Kochrezepten die Sprache der Küche zur Verfügung stellt, damit sie der Köchin oder dem Küchenmädchen bessere Anweisungen geben und bessere Entscheidungen für die Zusammensetzung des gewünschten Menüs treffen kann. Germershausens Tipps für Anfängerinnen und seine Überzeugung, sein Buch könne die einzige Lehrquelle sein, mutet etwas naiv an und ließe eher auf seine eigene Unerfahrenheit mit dem Kochen schließen.⁵⁷⁶ Es bleibt zu erkennen, dass sich schriftliche Koch- und Backrezepte in dieser Zeit noch nicht für Anfänger_innen eigneten. Coler übrigens schert sich weder um die Anfänger- noch um die Expertenfrage oder die Aufgabenverteilung nach Geschlecht, sondern geht davon aus, dass man im Kochen nie auslernt.⁵⁷⁷ Er hält sich selbst nach seinen Recherchen daher für den besten Experten:

„Nun hab ich mir auch ein Kochbuch zu schreiben vorgenommen/ davon ein guter Mann gesagt: als ers erstlich gesehen/ Ho/ das kann mir meine Köchin auch wol sagen: es ist wunder/ das ein solcher Mann mit solchen kindischen Possen umbgehen sol. Aber höre mein lieber guter Freund/ sey du in deinem Sinn

⁵⁷⁴ Hausmutter, Bd. 2, S. 2.

⁵⁷⁵ Ebd., S. 193.

⁵⁷⁶ Auch Münchhausen vertraut völlig auf die Praktikabilität der Rezepte: Er lobt Loofts Kochbuch und behauptet, man könne als Offizier im Felde durch Vorlesen seinem Stallknecht das Kochen beibringen. Vgl. Schmidlin, Arbeit, S. 27: Münchhausen, Hausvater, Bd. 2, S. 592.

⁵⁷⁷ Hahn, Haus, S. 78: Coler, 1680 I, S. 84.

so klug als du kanst/ so weis ich doch/ das du und deine Köchin so viel in dem Fall nicht wissen: als ich weis.“⁵⁷⁸

In Germershausens eigenen Kommentaren zeigt sich, dass für die Umsetzung der Rezepte eine erfahrene Person nötig ist: Kaum ein anderer Begriff kommt in seinem Werk so häufig vor wie die Ausdrücke ‚Augenmaß‘ und ‚Erfahrung‘, auch ‚nach Gutdünken‘ begegnet einem oft – also nicht objektivierbare Maßangaben, sondern geschätzte Mengen oder Zeiten, die auf Kompetenz und Urteilkraft der Adressatin abzielen. Auch wenn tatsächlich unerfahrene, angehende Hausmütter das Kochen und Backen mithilfe seines Buches lernen sollten, muss dieses Lernen jedoch immer von einer erfahrenen Person begleitet werden – ob das eine angestellte Köchin oder Küchenmagd, die Mutter, Tante, Großmutter oder Amme des anzulernenden Mädchens ist.

Mündliches im Schriftlichen

Zu dieser Schlussfolgerung kommt auch Giesecke in Bezug auf die im 16. Jahrhundert enthusiastisch formulierten Ansprüche der Fachbuchautoren, Fachliteratur für Laien schreiben zu wollen. Zwar konstatiert er eine generelle Entwicklung zum Primat der Schrift: „Diese abstrakte Kommunikationssituation dominiert zunehmend alle anderen kommunikativen Situationen und verändert sie. Von diesem Zeitpunkt an ist nicht mehr die face-to-face Situation die kommunikative Modellsituation, auf die hin sprachliche Mittel geschaffen und kodifiziert werden, sondern es ist die Situation schriftsprachlicher Kommunikation [...]“.⁵⁷⁹ Er kommt aber nicht umhin, zugeben zu müssen, dass die schriftliche Kommunikation die mündliche keineswegs ablöst, sondern Wissensvermittlung weiterhin auf die mündliche (und enactische) Vermittlung angewiesen ist. Giesecke macht das an den Beispielen der oben genannten Lese- und Rechenbücher fest. Wenn die Autoren davon schrieben, dass Lesen und Rechnen ohne Lehrer gelernt werden könnten, dann bedeute das höchstens, dass es ohne einen ausgebildeten Experten an einer Institution gelernt werden könne – man brauche nur jemanden, der es schon kann, der also das Buch versteht und es mithilfe des Buches weitervermitteln könne, z.B. Eltern ihren Kindern, oder ein Geselle in der Werkstatt den anderen.⁵⁸⁰ So würde durch die Verwendung des Buchdrucks möglich, dass ein einzelner Experte einen nahezu unbegrenzten Kreis von Laien belehren könne.⁵⁸¹ In dieser Art der Multiplikation funktioniert auch Brunschwygks Medizinbuch für Arme – sie müssen es nicht selbst besitzen, um davon profitieren zu können, und sie benötigen auch keinen Zugang zu einer Institution. Allerdings muss es einen Experten geben, der sie an diesem Wissen teilhaben lässt, ob gegen Geld oder aus Altruismus.

Es lässt sich festhalten, dass die Rezepte sich mitnichten aus dem Zeigfeld gelöst haben. Richard Sennett illustriert das hinreißend mit der Schilderung einer Kochanleitung für ein entbeintes Huhn (*Poulet à la d'Albufera*) in drei verschiedenen Variationen. Im Grunde lässt sich keine der Anleitungen ohne Hilfe in die Praxis umsetzen.⁵⁸² Im Hinblick auf Kochbücher tritt eine Vereinfachung der Anleitung in dem Moment ein, in dem einzelne Arbeitsschritte mit Abbildungen illustriert werden, also andere Medien als die Schrift hinzukommen.⁵⁸³ Trotzdem kann immer noch

⁵⁷⁸ Coler, Hausbuch, 1616, Vorwort zum 3. Buch, zit. in: Zotter, Wohl, S. 26.

⁵⁷⁹ Giesecke, Volkssprache, S. 66.

⁵⁸⁰ Giesecke, Buchdruck, S. 685.

⁵⁸¹ Giesecke, Volkssprache, S. 57.

⁵⁸² Sennett, Handwerk, S. 244–258.

⁵⁸³ Das völlige Fehlen von Abbildungen in der *Hausmutter* ist, im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Kochbüchern, auffällig. Weder die Bauanleitung für die Milchblasmaschine, noch der Vorgang wie man einen Knoten macht, werden illustriert. Die Illus-

vielen schiefgehen, ausschlaggebend ist die genauere Vorstellung des Rezipienten und seines Vorwissens. Auch der Wechsel zu einem ganz anderen Medium, der Kochshow im Fernsehen, macht es nicht besser; erst das Erklärvideo im Internet, das man anhalten und sich wieder und wieder ansehen kann, und die Möglichkeit der Nachfrage in Foren kommt dem Lernen durch eine physisch vorhandene Person näher.

Doch auch ganz grundsätzlich haben sich lange mündliche Elemente in der gedruckten Schrift gehalten, und das nicht nur in der Fachliteratur, wie Heinz Schlaffer ausführt. Denn nicht nur im Mittelalter hätten die Autoren von Heldenepen den Eindruck erwecken wollen, sie seien Sänger; bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein hätten Schriftsteller sich als Erzähler ausgegeben, indem sie den Ton mündlichen Erzählens nachgeahmt und den Aufbau von Romanen dem Erinnerungs- und Auffassungsvermögen der Leser angepasst hätten:

„Der Leser ist also – als wäre er ein Zuhörer – an jedem Punkt der Geschichte des richtigen Verständnisses sicher, ohne den ganzen Text erinnern zu müssen. Dieses der Oralität entlehnte Verhältnis von Erinnern und Vergessen änderte sich erst bei solchen Romanen wie Goethes *Wahlverwandtschaften*, Flauberts *Éducation sentimentale* oder Joyces *Ulysses*. Hier ist der Text so komponiert, daß sich die Fülle der intendierten Bedeutungen in jedem Detail des Werkes nur demjenigen Leser erschließt, der durch Grübeleien und Nachschlagen der Bezüge zu anderen Passagen (des Werks oder gar der übrigen Literatur) herstellt und damit die Vorteile der schriftlichen Fixierung von Texten endlich ausnützt.“⁵⁸⁴

Sybille Krämer hingegen geht davon aus, dass das Medium des gedruckten Buches sich seit der frühen Neuzeit den gedruckten Text als völlig neue Methode, Wissen zu vermitteln, zu eigen macht.⁵⁸⁵ Auch sie sieht den Text nicht als Verschriftlichung von gesprochener Sprache. Sie betrachtet die grafischen Zeichen als Bild, wodurch diese neuen Zeichen eine abstraktere Wissensvermittlung möglich machten. Sie bezieht sich aber vor allem auf die Mathematik, die zu den freien Künsten gehört, und der schon länger eine andere Art der Wissensvermittlung zugetraut wurde – so wie Alberti von der Architektur nur auf Latein schreiben kann, vom Hauswesen aber auf Italienisch. Hier muss stärker nach den einzelnen Textgattungen unterschieden werden. Auch wenn man Krämer und Giesecke darin folgt, dass das gedruckte Buch ein sehr viel größeres Potential birgt, als gesprochene Sprache zu verschriftlichen und ein ganz eigenes Medium darstellt, ist doch eine stärkere Verknüpfung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit der Fall. In Fach- wie Ratgeberliteratur wurden und werden bis heute mündliche Elemente strategisch eingesetzt, um eine Kommunikation mit Leserin und Leser herzustellen.⁵⁸⁶

Nicht nur implizit in den Rezepten, sondern in der ganzen *Hausmutter* lassen sich verschiedene explizite Elemente mündlicher Versatzstücke finden. Welche Formen diese annehmen und für welche Zwecke Germershausen sie einsetzt, wird im folgenden Kapitel untersucht.

2.4 Germershausens Kommunikation mit der Leserin

Wie schon gesehen, besteht Germershausens Ratgeber nicht ausschließlich aus einer Aneinanderreihung von Rezepten, sondern beinhaltet viele ausformulierte Textpassagen, in denen allgemei-

trationen in anderen Kochbüchern stellten allerdings weder Arbeitsschritte noch Gerichte, sondern Küchengeräte, Dekorelemente, Gerüste für Schaugerichte oder Gerichtanordnungen dar. Vgl. Fabian, Notizen.

⁵⁸⁴ Schlaffer, Einleitung, S. 22.

⁵⁸⁵ Sybille Krämer: Textualität, Visualität und Episteme. Über ihren Zusammenhang in der frühen Neuzeit, in: Renate Lachmann, Stefan Rieger: *Text und Wissen. Anthropologische und technologische Aspekte*, Tübingen 2003, S. 17–27.

⁵⁸⁶ Siehe Hahn, Haus, S. 35, der sich auf Luhmann bezieht.

nerer Hilfestellung zum Führen eines großen Haushalts geleistet wird, beispielsweise die „Allgemeinen Regeln“, die des Öfteren einem Kapitel vorangestellt werden. Diese ausformulierten Textpassagen sind zwar streckenweise ein wenig umständlich formuliert, größtenteils jedoch sehr flüssig zu lesen. Der Autor verwendet verschiedene Schreibstile und Strategien, um seine Leserin zu erreichen.

Strategie 1: Fiktive Beispiele

Völlig unvermittelt, ohne jegliche Einleitung oder Erklärung, geschweige denn einen Absatz, tauchen immer wieder mitten im Textfluss kurze fiktive Beispielgeschichten auf, in denen Germershausen anhand von überzeichneten Situationen meistens *worst-case-scenarios* im Haushalt veranschaulicht. Den einzigen Hinweis auf die Fiktivität der Geschichten geben die fantasievollen Namen der Figuren. In den Beispielen geht es fast immer um einen Mann, der Pech in der Ehewahl hatte und nun mit der Negativvorstellung einer Hausmutter verheiratet ist, wie z.B. ‚Mansuetus‘ in den Regeln zur Reinlichkeit in der Küche und bei Tisch.⁵⁸⁷ Die Sauberkeit des Essraumes wird angemaht:

„Keine Spinnweben an der Decke. Kein Koth oder Gassenunflath, auf dem Fußboden. Keine vom Schmuze [sic] dunkle Fensterscheiben. Keine weiß gewesene, aber von Fliegenkoth schwarz gewordene Fenstergardinen. Keine von Staub grauende Wände, Stühle und andere Geräthe. Sind die Meubles schon nicht prächtig, so ist es schon genug, wenn es ihnen nur an Reinlichkeit nicht abgeht. Mansuetus war in der Ehe eben nicht zum Besten berathen worden. Wenn man Ehren halber bey ihm seyn, und essen mußte, so verdarb man sich gemeiniglich bey ihm die Kleider. Stühle und Wände waren fast immer nicht frey von Talg, Schmalz oder Butter. Bey aller Vorsicht kam man nicht ohne Flecken in der Kleidung wieder von ihm weg. Der Kachelofen, entweder wegen zu vielen von oben angelegten Staubes, oder darauf gerathenen Fettes, dampfte bey starkem Heizen so sehr, daß man um die Eröffnung der Fenster bitten mußte. Der geduldige Mann mußte im Verborgenen sein Hauskreuz beseufzen.“⁵⁸⁸

Schlimmer noch als Unreinlichkeit ist es, wenn die Ehefrau ihren Mann zum Trinker macht, indem sie ihn aufs Essen warten lässt. Im Kapitel über die Wichtigkeit einer Ordnung für ein Tischsystem (in dem auch in Absprache mit dem Ehemann geklärt werden muss, wie viele Schüsseln, d.h., wie viele verschiedene Gerichte während einer Mahlzeit auf den Tisch kommen), häufen sich die Beispiele für die schlechten Charaktereigenschaften oder die Unfähigkeit der Frauen, sich an eine bestimmte Uhrzeit für das Mittagessen zu halten, was katastrophale Konsequenzen haben kann:

„Ich habe Männer gekannt, welche von der Unordnung in der Tageszeit zum Essen ordentliche Brandtweinstrinker [...] geworden sind. Vor ihrer Verheyrathung waren sie Muster der Enthaltbarkeit von starkem Getränke. Sie geriethen in der Ehe an Gattinnen, deren Eigensinn, Bequemlichkeitsliebe, und Mangel an Küchenwissenschaft, ihnen das Mittagsmahl bald früher bald später, aber immer so spät nach der täglichen Mittagsstunde finden ließ, daß der Hunger sie zwang, um aushalten zu können, ein Butterbrod zu essen. Um dabey etwas Warmes im Leibe zu haben, ward ein Glas Brandtwein oder Liqueur dazu getrunken.“⁵⁸⁹

⁵⁸⁷ Hausmutter, Bd. 1, S. 372.

⁵⁸⁸ Ebd., S. 378.

⁵⁸⁹ Ebd., S. 391. Harten Alkohol als tatsächlich wärmend zu empfinden will Germershausen gar nicht bestreiten, wie im Beispiel des Brantweins statt der Morgensuppe deutlich wird, siehe weiter oben, S. 72.

Das ist zumindest der erste Anlass, auch da es des Öfteren bei der Mittagsmahlzeit aus Brot und Brantwein bleibt; in der Folge wird der Brantwein bis zum Taumel getrunken und ein Säuer aus dem Ehemann. Die Ehefrau ist schuld, und die nächsten Geschichten schildern verschiedene Szenarien, aus welchen Gründen eine Hausmutter ihre Pflicht, das Essen pünktlich aufzutischen zu lassen, vernachlässigen kann: Pelargia ist eitel und faul, kommt vor 10 Uhr nicht aus dem Bett und beschäftigt sich anschließend bis 12 Uhr mit ihrer Frisur, sodass die Order für das Essen regelmäßig viel zu spät kommt (das Küchenmädchen muss ihr die Information abtrotzen und wird dafür noch beschimpft); Porphyria ist unorganisiert und schafft es nicht, die Vorratskammer ordentlich zu bestücken, sodass die Mägde gegen Mittagszeit immer im Dorf herumlaufen und Zutaten ausborgen müssen (was ein schlechtes Licht auf die Hausherrin wirft). Euphemia ist klatschsüchtig und verpasst deshalb nicht nur die Mittagszeit, sondern verschenkt auch reichlich Essen an Klatschweiber und Gesindel, die ihr Informationen zutragen, während „sehr arme, aber ehrliche Verwandte“⁵⁹⁰ darben müssen. Balbina ist Cholerikerin, die eigentlich auch komplizierte Mahlzeiten auf den Punkt koordinieren kann, aber nur, „wenn sie will“;⁵⁹¹ wenn der Zorn sie überkommt, lässt sie ihn an allen um sie herum aus. Selbst als Gäste ihres Mannes zum Essen kommen, lässt sie sich nicht beruhigen, sondern schlägt ihren Ehemann, der sich mit seinen Freunden und ein paar Flaschen Alkohol ins Gartenhaus zurückzieht, um das Gewitter im Haus abzuwarten.⁵⁹² Leukopila ist als Einzelkind so nachlässig erzogen worden, dass sie „zu viel Willen“⁵⁹³ hatte. „Sie erwuchs [...] mit zu weniger Biagsamkeit und mit desto mehrerm Eigensinn, den sie gemeiniglich durch ein ziemlich weit getriebenes lautes Widersprechen gegen die Aeltern ganz ohne Scheu zu Tage legte.“⁵⁹⁴ Ein Freund der Eltern, ein 60jähriger kinderloser Witwer, heiratet sie, um den Eltern einen Gefallen zu tun, als sie 19 ist. Germershausen findet, er habe wissen müssen, dass sie sich ihm gegenüber wie ihren Eltern benehmen würde. Sie lässt ihn nur nicht mit dem Essen warten, wenn er junge Freunde zum Essen einlädt.

In der folgenden Erzählung, einer Charakter-Studie ähnlich, vermischt Germershausen zwei Strategien: die Figuren behalten ihre Phantasienamen, er bringt sich aber auch selbst mit ein. Domitilla habe seinen Freund geheiratet, und ihr Stolz (sie kommt aus einem höheren Stand, konnte aber nicht viel Geld mit einbringen) lässt sie unfreundlich und harsch selbst gegen ihn, den Gast, werden. Denn dieses Mal sind Ehemann und Germershausen selbst daran schuld, dass das Essen sich verzögert, wodurch es ungenießbar geworden ist. Germershausen zeigt kein Verständnis und betont die Unfreundlichkeit der Gastgeberin; sie hätte es wissen können, dass die beiden zu spät kommen und sich danach richten müssen. In der abschließenden, strahlenden Vorbildgeschichte wird Germershausen mit der Ehefrau eines alten Schulfreundes bekannt gemacht (zufälligerweise Nachbarn des zuvor beschriebenen Ehepaares). Hier platziert er eine ideale Vorstellung von einem Ehepaar in jeder Hinsicht: nicht nur wird der Landwirt von allen Nachbarn als „ihr Apollo verehrt“,⁵⁹⁵ sondern auch schon das Äußere der Ehefrau macht bei ihm Eindruck: „so prognostizierte mir ihre glückliche Physiognomie [...] lauter Gutes.“⁵⁹⁶ Es treffen unerwartet noch zwei Gäste ein, was Benignen, so ihr sprechender Name, nicht aus der Fassung bringt, im Gegenteil, sie leistet den Männern in aller Ruhe Gesellschaft und gibt diskrete Anweisungen in die Küche. Ge-

⁵⁹⁰ Ebd., S. 395.

⁵⁹¹ Ebd., S. 396.

⁵⁹² Der typische Topos der Frau, die die Hosen anhat wird hier nicht weiter ausgewälzt sondern so stehen gelassen, wie auch die anderen Beispiele nicht moralisch kommentiert werden, sondern als humorvolles Beispiel dienen.

⁵⁹³ Ebd., S. 398.

⁵⁹⁴ Ebd.

⁵⁹⁵ Ebd., S. 402.

⁵⁹⁶ Ebd. Es wird nicht ganz deutlich, ob es um ein gelungenes Äußeres oder eine glückliche Ausstrahlung geht, gerade weil ihr Mann als Apollo bezeichnet wird.

schickt lotst sie die Männer aus dem Haus zu einem Spaziergang, um in Absprache mit ihrem Mann (wann seien sie ungefähr wieder da?) das Essen bereiten zu können. Es stellt sich heraus, dass Domitillas Mann, da sie das Essen unregelmäßig auf den Tisch kommen ließ, ein Hausgesetz gemacht hatte, nach dem immer um 12 Uhr gegessen werden sollte, und strikt daran festhielt. Seine Frau rächte sich nun an ihm, indem sie Dienst nach Vorschrift machte und ebenso strikt daran festhielt. Mit der leuchtenden Vorbildgeschichte der Nachbarn macht Germershausen eines seiner wichtigsten Anliegen deutlich: Das Ehepaar muss sich in gegenseitigem Verständnis miteinander absprechen. In diesem Falle allerdings muss eigentlich nur die Frau Verständnis für ihren Mann aufbringen und sich an ihn anpassen. Das Verständnis des Ehemanns für die Situation seiner Frau besteht darin, dass er Bescheid sagen lässt, wenn er länger unterwegs ist.

Die fiktiven Geschichten propagieren das Ideal der Hausmutter mit sehr anschaulichen Beispielen. Diese Idee übernimmt er von Münchhausen, der in seinem *Hausvater* ebenfalls eine leuchtende ‚Lucia‘ alles richtig machen lässt. Germershausen erwähnt dieses Vorbild allerdings nicht, sondern beruft sich auf seine humanistische Bildung: „Seneca saget, es sey ein kürzerer Weg zur Tugend durch Beyspiele, als durch Regeln.“⁵⁹⁷ An dieser Stelle spiegelt sich gewissermaßen das oben angerissene Verhältnis zwischen empirischem und theoretischem Wissen: Nicht die abstrakte Regel, sondern das anschauliche Beispiel, das in Rekurs auf Seneca herangezogen wird, wird hier zum moralisch-didaktischen Modell.

Es geht zwar um vorbildhafte Geschichten – Germershausen macht sich aber die Möglichkeit des Spottes zu eigen, um eine Identifikation zu erreichen. Diese Identifikation ist so gut möglich, weil es um überzogene Karikaturen von anderen geht; doch auch über die eigenen Fehler lässt es sich leichter lachen, wenn sie als stark übertriebene Karikatur vorgestellt werden.

Strategie 2: Humor

Der Spott wird in einer Szene auf die Spitze getrieben, die nicht nur in der Länge eine Ausnahme in der *Hausmutter* bildet. Germershausen stellt über 36 Seiten die Szene eines Gastmahls vor, deren Beschreibung an Slapstick grenzt.⁵⁹⁸ Hierfür bedient er sich der Form des Dialogs, der eine Theaterszene entstehen lässt und sich zwar auch Karikaturen der beteiligten Figuren bedient, aber eine viel subtilere Differenzierung der Charaktere zulässt als das in der Überzeichnung der kurzen Moralgeschichten möglich ist.

Der Text ist eine Art Neureichengeschichte. Geschildert wird eine Situation, in der eine Witwe und Kriegsgewinnlerin, Arnibalde, die aufgrund ihres Vermögens von einem sehr viel jüngeren Mann in einen höheren Stand, den Mittelstand, geheiratet wurde, ein Essen für die Nachbarn gibt und dabei in einer Mischung aus angewöhntem Geiz und fehlplatzierter Großzügigkeit, bzw. Verschwendung aus Unerfahrenheit alles falsch macht, was man falsch machen kann. Eine als vorlaut beschriebene junge Nachbarin mit dem sprechenden Namen Critippa führt sie in dem wiedergegebenen Dialog vor versammelter Gesellschaft vor und macht sie mit viel Ironie auf ihre Fehler aufmerksam. Am moralischen Ende greift eine gestandene Hausmutter ein, rügt die vorlaute für ihr Verhalten und wird zur Lehrerin der älteren, unerfahrenen Gastgeberin, die innerhalb eines Jahres so viel von dieser Frau lernt, dass sie ihren Nachbarinnen in nichts nachsteht.

⁵⁹⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 470.

⁵⁹⁸ Hausmutter, Bd. 1, S. 429–465.

Aber auch die Leserinnen können aus der Geschichte einiges lernen. Germershausen flicht verschiedene Lektionen ein, die in den vorhergegangenen Kapiteln trocken erörtert wurden und die hier exemplarische Anwendung finden.⁵⁹⁹ Schon der gedeckte Tisch ist eine Katastrophe: Das Tischtuch scheint vom Trödel zu kommen und ist nicht weiß, sondern gelblich und außerdem verknittert; Servietten, Geschirr und Besteck passen nicht zueinander und sind auch untereinander alle verschieden. Germershausen nimmt kein Blatt vor den Mund und zieht ordentlich über die Gastgeberin her. Er schildert die „lächerliche Mahlzeit“⁶⁰⁰: Die Bohnensuppe ist sehr dünn, die Bohnen kann man fast zählen. „Dieses konnte vielleicht Arnibaldens Festsuppe in der ersten Ehe gewesen seyn.“⁶⁰¹ Als zweites werden zwei alte Hühner mit „steif angekochtem Reis“⁶⁰² und Korinthen aufgetischt. Das Lustigste: Die Hühner waren „geformt wie eine gebratene Gans. Kopf, Hals, Flügel und Füße waren nicht daran.“⁶⁰³ Die dicken Erbsen des dritten Ganges sind mit Brühe übergossen, „dickhülsicht und kaum halb gebrochen“;⁶⁰⁴ was es mit der dazu servierten Rindskaldaune auf sich hat, erfahren wir im Dialog einige Seiten weiter. Zum nächsten Gang gibt es nur ein gebratenes Vorderviertel eines jungen Schweines, das für 24 Personen reichen soll. Statt mit Pflaumen oder Salat wird es mit gekochtem Meerrettich serviert. Zum Nachtsch gibt es einen hervorragenden Baumkuchen, der aus einer großen Stadt angeliefert wurde, außerdem Haselnüsse, verschiedene Sorten von Äpfeln und Birnen. Die Butter, die zum Käse gereicht wird, befindet sich in einer Butterbüchse, weder ganz, noch verziert, sondern in einzelnen Stückchen. Der Käse ist ganz weiß und hatte noch keine graue Haut ausgebildet, außerdem kommt er, wie die Butter, nicht in einem Stück auf den Tisch: „Es waren kleine vertrocknete Stückchen runder Handkäse, die das Ansehen hatten, als wären sie Ueberbleibsel von vielen gegessenen Käsen.“⁶⁰⁵

Dem heutigen Leser erschließt sich nicht auf den ersten Blick, welche Normen hier gebrochen werden; schließlich werden heutzutage nicht mehr unbedingt Kopf und Füße von Hühnern mit-serviert, und dass die Erbsen mit Brühe übergossen sind, scheint keine Katastrophe zu sein, ebenso der Meerrettich als Beilage zu Schweinefleisch. Der Baumkuchen wird sogar gelobt, und auch die Auswahl des Obstes scheint keinen Anlass zur Kritik zu geben. Germershausen gibt am Anfang dieser Aufzählung noch einen kleinen Tipp, nämlich zu welcher Jahreszeit die Mahlzeit stattfindet, „die man merken muß, um das lächerliche desto mehr zu empfinden.“⁶⁰⁶ Das Gastmahl findet acht Tage nach Michaelis statt, also am 7. Oktober. Aufmerksame Leserinnen sowie erfahrene Hausmütter wissen schon, welche der Nahrungsmittel zu diesem Zeitpunkt unangebracht sind. Unerfahrene werden es im Laufe des Dialoges herausfinden, dafür sorgt die Figur der Critippa: „Diese fiel alsbald mit einer launichten Kritik über die Mittagsmahlzeit her.“⁶⁰⁷

Auf die Frage, warum die Hausherrin den Hühnern, die standesgemäß und auch angesichts ihres Alters sowieso besser in die Suppe gepasst hätten als gebraten serviert zu werden, Hals, Kopf, Flügel und Füße nicht gelassen hat, kommt heraus, dass sie sonst nicht in den Topf gepasst hätten und sie nicht zwei Töpfe benutzen wollte. Die abgetrennten Gliedmaßen hat sie stattdessen in der Suppe für die Kutscher der Gäste kochen lassen. Diese Suppe wird zum Inbegriff für viele

⁵⁹⁹ Insofern ließe sich die Geschichte hervorragend als Prüfungsmaterial verwenden – die Komik ist nur verständlich, wenn die Fehler entdeckt werden.

⁶⁰⁰ Ebd., S. 431.

⁶⁰¹ Ebd.

⁶⁰² Ebd.

⁶⁰³ Ebd.

⁶⁰⁴ Ebd. Gebrochen bedeutet zu einem Brei gestampft, die übliche Form, Gemüse zu servieren.

⁶⁰⁵ Ebd., S. 432.

⁶⁰⁶ Ebd., S. 431.

⁶⁰⁷ Ebd., S. 432.

Fehler gleichzeitig: Die Kutscher bekommen die Fleischsuppe, die Gäste nur eine dünne Bohensuppe. Zur Hühnersuppe hat die Gastgeberin auch noch Wurstsuppe angießen lassen, da sie zwei Wochen zuvor ein Schwein habe schlachten lassen, und damit diese Wurstsuppe in der Wärme nicht kippt, diese wiederum mit Pökellake vom Pökelrindfleisch vom vorigen Frühjahr angegossen. Die Kutscher bekommen so eine Suppe, die auf der einen Seite mit drei verschiedenen Fleischsorten hochwertige Zutaten beinhaltet, gleichzeitig aber hygienisch fragwürdig ist und auf jeden Fall sehr salzig schmeckt, so dass die Zutaten im Grunde nicht nur an das Gesinde verschwendet, sondern auch noch nicht einmal mehr geschmeckt werden. Die Hühner für die Gäste sind allerdings auch mit zu viel Muskat überwürzt worden.

Ein weiterer Fall von Verschwendung folgt: Statt den Kutschern (die ja, wie Critippa bemerkt, sehr durstig sein müssen nach der salzigen Suppe) hauseigenes Gesindebier zu geben, hat Arnibalde ihrer Magd Geld gegeben, um die Kutscher in der örtlichen Schenke zum Bier einzuladen. Sie braut offensichtlich nur normales Bier, das stärker ist als das in der Schenke, und kommt nicht auf die Idee, das übliche Kosent, welches ein schwaches Bier ist, als übliches Getränk für das Gesinde herzustellen. Es kommt noch schlimmer: Sie hat ihrer Magd erlaubt, gleich in der Schenke zu bleiben, damit die Kutscher mit ihr tanzen können. Ihre Ursel sei die beste Tänzerin im Dorf, und die jungen Leute holen sie oft zum Tanzen ab; diese bringen ihr aus Erkenntlichkeit ein Bier aus der Schenke mit, wenn sie sie wieder zurück bringen. Aus anderen Stellen geht hervor, dass Germershausen absolut gegen diese Art von Vergnügen und gegen die Freizeitgestaltung des Gesindes ist; hier aber lässt er das einfach so stehen. Critippas einziger Kommentar ist, dass die Kutscher ihren Arbeitgebern, den geladenen Gästen, die Rechnung für das getrunkene Bier präsentieren werden.

Ein Höhepunkt des Gesprächs erfolgt während des dritten Ganges, der Kaldaune. Sie ist eigentlich kein Essen für Gäste, sondern wird in der Familie gegessen, wie wir von Critippa erfahren; sie wird normalerweise, da sie gepökelt ist, vorher in Wasser gelegt, um ihr das Salz wieder zu entziehen; sie wird nicht am Stück gelassen, sondern klein geschnitten und mit Rüben gekocht; wenn sie am Stück gelassen wird, dann mit Sauerkraut serviert, und vor allem immer mit viel Ingwer. Die salzige Kaldaune wird aber nicht wegen ihrer Verarbeitung von der Tischgesellschaft verschmäht. Critippa findet nämlich heraus, wo sie herkommt:

„Crit. Diese Pökelkaldaune ist doch wohl nicht von ihrem Hausschlachten aus vorigem Winter oder Herbste her?

Arnib. Nein, sie ist erst vier Wochen alt. Der größte Dorfbulle war unter die Ochsenherde von ohngefähr geraten, und hatte einen Ochsen darnieder gestoßen. Das Gebrülle des darnieder liegenden Ochsen rief die anderen herzu, dass sie auf den Bullen los giengen, und ihn dergestalt mit ihren Hörnern zerbohrten, daß er in drey Tagen nicht fressen noch aufstehen konnte. Da die Dorfgemeinde sahe, daß der Bulle nicht wieder genesen konnte, so ward er geschlachtet, und das Fleisch unter alle Einwohner vertheilet.

Crit. Ich wollte um alle Welt, ich hätte nichts von der Kaldaune gefragt, nun kann mir übel werden.

Arnib. Ist Ihnen Bullenkaldaune zuwider? Wir essen ja Hirschbullen, Rehböcke, wilde Schweine, alle ungeschnitten.

Crit. Nicht eben Bullenkaldaune oder Bullenfleisch, sondern deshalb wandelt mir eine Uebelkeit an, daß Sie mir gesaget haben, das Thier habe vor dem Schlachten drey Tage lang gelegen. Es ist also krank gewesen. O wie wird mir? (Sie geht heraus, um sich zu übergeben.)“⁶⁰⁸

⁶⁰⁸ Ebd., S. 437.

Die übrigen Gäste haben das Gespräch offenbar aufmerksam verfolgt und schweigen schockiert: „Arnib. Nun ist ja die ganze Gesellschaft todt, nun Critippa nicht hier ist.“⁶⁰⁹ Anschließend will niemand mehr von der Kaldaune essen, außer der Gastgeberin, die Critippas Bedenken wegen des kranken Tieres nicht versteht: „Sie können alle die Kaldaune ohne Widerwillen essen, sie war recht weiß und gar nicht blutrünstig, wie das meiste Fleisch, wo die Ochsen mit ihren Hörnern hatten ankommen können.“⁶¹⁰ Critippa geht anschließend nicht mehr auf die hygienischen Zustände des Fleisches ein und lässt sie essen („Folgen Sie Ihrem Appetite“⁶¹¹). Weder die mögliche Gesundheitsgefährdung für die Gastgeberin, noch für die Dorfbewohner wird thematisiert. Das könnte daran liegen, dass Germershausen, wie zu dieser Zeit üblich, dem Volk (aus dem die Gastgeberin ja ursprünglich kommt) einen stärkeren Magen zuspricht und dem gebildeten Mittelstand einen schwächeren.⁶¹² Vielleicht aber gehört es auch zu Critippas Charakterisierung, dass sie ihr Gegenüber ins offene Messer laufen lässt.

Um unwissentliche Verschwendung geht es auch in den weiteren Beispielen: Gewürze sollte man erst spät im Kochverlauf zum Essen geben, da sich sonst der Geschmack verkocht; das hochwertigere Fleisch, die Keulen des geschlachteten Schweins hat die Gastgeberin zerhauen und in Pökel einlegen lassen, wobei es sich geschickt hätte, die Vorderviertel stattdessen einzupökeln und den Gästen die Keulen vorzusetzen. Während auf die Verschwendung hingewiesen wird, darf das Gastmahl gleichzeitig nicht knauserig sein, sondern muss dem Stand der Gäste angemessen sein – in diesem Sinne erschließt sich der Hinweis auf den Meerrettich als Beilage zum Schweinefleisch nach einem Blick in das Kochbuch, in dem dieses Gericht bei den Rezepten für die Gesindeküche aufgeführt ist.⁶¹³ Außerdem muss grundsätzlich von allem zur Genüge da sein und den Gästen mit den verschiedenen Gerichten eine Auswahl angeboten werden. Von den einzelnen Gerichten muss genug vorhanden sein, um alle zufrieden zu stellen, auch wenn sich die Gäste alle an einem sattessen wollen und die anderen verschmähen. Das gilt natürlich auf keinen Fall für den Tisch des gemeinen Mannes, aus dessen Stand Arnibalde stammt. Der Baumkuchen für den Nachtschiff allerdings stammt von einem sehr teuren Konditor aus der Stadt, was Critippa dazu veranlasst, die gesamte Komposition des Essens zu kritisieren. Denn dieser Kuchen passe zu Anlässen wie einer Hochzeit, nicht aber mit den anderen Gängen zusammen, die bisher aufgetischt worden sind. Theoretisch sollte dies die Hauptaussage der Geschichte bilden, da sie unter dem folgenden Punkt eingegliedert ist: „Die Speisen werden sich nicht einander völlig gleich gehalten, weshalb der Unterschied derselben nicht aus der Acht zu lassen ist.“⁶¹⁴ Das ist jedoch bei Weitem nicht die einzige Lektion.

Einige Lebensmittel gehören nicht auf die Gasttafel, weil sie unzeitgemäß sind, was am Obst exemplifiziert wird. Arnibalde wollte, wie sie aus Gesprächen in anderen Häusern gelernt hat, brüchiges und schmelzendes Obst servieren. Critippa legt ihr dar, dass sie die Begriffe nicht verstanden hat, denn brüchig ist durchaus nicht mit hart, und schmelzend nicht mit fast faul zu verwechseln.⁶¹⁵ Andere Lebensmittel hingegen sind zu zeitgemäß und damit zu gewöhnlich für ein Gastmahl, hier macht die Seltenheit die Delikatesse aus. Die Hühner wären in jungem Alter zu einem früheren Zeitpunkt im Jahr sehr wohl eine Gastspeise gewesen. Die Haselnüsse werden

⁶⁰⁹ Ebd.

⁶¹⁰ Ebd., S. 438.

⁶¹¹ Ebd.

⁶¹² Vor allem wegen der „sitzenden Lebensart“, vgl. Hausmutter Bd. 2, S. 307.

⁶¹³ Hausmutter, Bd. 1, S. 136f.

⁶¹⁴ Ebd., S. 413.

⁶¹⁵ Ebd., S. 446.

ebenfalls verachtet, weil sie zu gewöhnlich sind – sie sollten Kindern und Gesinde überlassen werden, während den Gästen Lampertsnüssen hätten geboten werden sollen. Mit diesen aber hat die Hausherrin den Konditor für den Baumkuchen bezahlt. Und die Weintrauben, statt sie den Gästen vorzusetzen, einer Hökenfrau für sechs Groschen pro Korb verkauft. Critippa wird immer offener in ihrem Spott:

„Crit. Recht so! wenn man Geld sieht, so muß man es nehmen. Wir hätten es Ihnen gar nicht übel genommen, wenn Ihnen die Hökenfrau die Bohnensuppe und Bullenkaldane auch abgekauft hätte. Wir hätten doch wohl satt werden wollen. Wo man Gott Lob! nur Butter und Brod, nebst einem guten Trunke Bier findet, da brauchet man gar nicht hungrig vom Tische aufzustehen.“⁶¹⁶

Doch auch Butter, Käse, Brot und Bier bestehen vor ihr nicht. Abgesehen davon, dass die Butter wie schon erwähnt nicht in einem Stück präsentiert wird, ist sie auch noch voll von Haaren – Kuhhaaren, wie sich herausstellt, da Arnibalde ihre Mägde nicht anweist, die Milch vor dem Buttern durchzuseihen: „Ich weiß nicht, was meine Mägde thun, allein Kuhhaare find ich eben nichts unreines.“⁶¹⁷ Die Gesellschaft erfährt, dass sie selbst die Butter mit den Händen knetet, was Critippa dazu veranlasst, keine zu essen. Butter solle nicht mit der Hand geknetet werden, sondern mit einer hölzernen Kelle, und anschließend mit einem großen Messer durchzogen werden, um auch die letzten Haare noch herauszuholen. Beim Käse gibt es ebenfalls eine Menge Feinheiten zu lernen, wohingegen es beim Brot einfach ist: Es ist schimmelig und zu dunkel. Auch beim Bier macht Arnibalde alles falsch – sie bezieht es von einer Brauerei in großen Fässern, deren Inhalt sie aber nicht sofort in gläserne Flaschen umfüllt, so dass das Bier nach kurzer Zeit schal schmeckt.⁶¹⁸

Schließlich wirft Critippa Arnibalde unverhohlen Geiz vor. Arnibalde hat die Funktion eines Hofes missverstanden, sie scheint von Subsistenzwirtschaft auszugehen und will ihrem Mann keine ausländischen Weine gönnen:

„Arnib. Man muß mit dem Geldausgeben an sich halten. Es sind schlechte Zeiten, es geht bey aller Sparsamkeit doch genug darauf. Das hätte ich mir nimmermehr eingebildet, daß man zur Landwirthschaft auch so viel Geld ausgeben müsse. Ich vermeynte, man habe auf dem Lande fast alles umsonst.

Crit. Sie glauben also, daß der Landwirth ein Mensch sey, der nur Geld einnehmen und nicht ausgeben dürfe. Dieses muß man niemals wollen oder wünschen. Denn es wäre wider die Menschenliebe und Gerechtigkeit, oder soll ichs geradezu Geiz nennen? Denn dieser will alles nur allein haben, und seinem Nächsten nichts gönnen. Du sollst aber deinen Nächsten lieben, als dich selbst.“⁶¹⁹

Die Nächstenliebe, Menschenliebe und Gerechtigkeit beziehen sich hier ausschließlich auf Mitglieder des eigenen Standes, in diesem Falle Arnibaldes Ehemann und die eingeladenen Nachbarn. Hiermit wäre Brunners Gleichsetzung von landwirtschaftlichen Strukturen über die Stände hinweg widerlegt. Und hier macht Germershausen sein Credo über die Gratwanderung zwischen Geiz und Sparsamkeit deutlich: Am Essen für das Gesinde darf nichts verschwenderisch sein, am Essen für die Gäste darf nicht gespart werden, gleichzeitig darf man hier auch nicht großkotzig werden (was Arnibalde auch nur mit dem unangemessenen Baumkuchen passiert).

⁶¹⁶ Ebd., S. 449.

⁶¹⁷ Ebd., S. 450. Nicht nur der Unterschied zum Stand ihrer Herkunft wird hier an unterschiedlichen Hygienevorstellungen deutlich, sondern vor allem der Satz „Ich weiß nicht, was meine Mägde tun“ sagt alles über das Versagen der Gastgeberin aus.

⁶¹⁸ Um zwei verschiedene Fehler beim Umgang mit Bier darstellen zu können, widerspricht sich der Text hier – braut Arnibalde zunächst selbst, kauft sie hier.

⁶¹⁹ Ebd., S. 457. Das könnte als Beleg gegen Brunners These vom autarken Haushalt gelten.

Die fast beiläufige Information, „Sie geht heraus, um sich zu übergeben“ in Form einer knappen Regieanweisung gibt der Szene in dieser Trockenheit einen Anstrich von satirischer Groteske. Diese Form wird sparsam eingesetzt, und schon am Anfang des Essens etabliert. Arnibalde bemerkt zunächst die beißende Ironie Critippas nicht und bedankt sich stürmisch, grenzüberschreitend körperlich und unhygienisch für die angebotene Hilfe:

„Arnib. O allerliebste! Sie sind meine Freundin; was lehren Sie mich, Sie schönes junges Fräuchen? (Arnibalde springt auf, fällt Critippen um den Hals, küsst sie mit unabgewisstem Munde.)

Crit. (Sie wischt sich erst Arnibaldens Kuß von den Wangen, und entwickelt [sic] sich aus ihren mächtigen Armen.) Erlauben Sie mir, daß ich meinem Manne die Bohnen von meinem Teller abfische, und sie ihm gebe, er hat keine mehr.“⁶²⁰

Jean-Louis Flandrin hat in seiner Untersuchung über die soziale Rolle des Geschmacks herausgearbeitet, dass im Frankreich der Frühen Neuzeit zunehmend Wert auf die Übereinstimmung von Tischgästen in den Manieren und im Geschmack gelegt wurde und die Tischsitten in immer größerem Maße soziale Unterschiede markierten.⁶²¹ Tischsitten werden von Germershausen kaum erwähnt, er scheint sie als bekannt vorauszusetzen; ob das Gesinde mit Messer und Gabel isst, erfährt man nicht, nur, dass Knechte, die sich unverbesserlich immer wieder mit ungewaschenen Händen an den Tisch setzen, entlassen werden sollen. Arnibalde dient als Beispiel für viele Grenzübertretungen, sie alle beziehen sich aber auf falsch getroffene Entscheidungen das Essen betreffend sowie die Ausstattung des Tisches, nicht auf ihr Verhalten bei Tisch – bis auf diesen Einwurf, der von der Kritikerin unkommentiert gelassen wird, was die Komik der Situation erhöht. Die „mächtigen Arme“ der Gastgeberin sind der einzige Hinweis auf ihre Statur. Das ungestüme Verhalten gibt einen Hinweis auf den Standesunterschied. Critippa weist mit ihrer Bemerkung, sie wolle ihrem Mann ihre Bohnen geben, darauf hin, dass diese in der dünnen Suppe allzu spärlich sind. Das weist aber noch auf ein anderes Thema, das mit Abwesenheit glänzt und damit noch einmal Flandrins Thesen unterstützt: Die Verteilung der Speisen nach Stand und Rang. Fehlten im 17. Jahrhundert in keinem Anstands-, Koch- oder Tranchierbuch Hinweise darauf, welche Gerichte und Fleischstücke dem Hausherrn und hohen Persönlichkeiten vorzulegen seien, gliederte sich im 18. Jahrhundert die soziale Schicht der Tischgenossen an, sodass diese Hierarchien weniger zu beachten seien.⁶²² Vielleicht musste Germershausen die Verteilung auch nicht mehr erwähnen. Die Tatsache aber, dass mit keinem Wort die Rede davon ist, dass der Hausherr das beste Stück Fleisch vorgelegt bekommt, zeichnet ein gleichberechtigteres Bild von der Beziehung des Ehepaares als andere Haushaltsbücher, vor und nach der *Hausmutter*.

Die Episode endet in einer moralischen Ambivalenz: Zunächst wird Critippa von einer erfahreneren Hausmutter, Candide, für ihr Benehmen zurechtgewiesen, worauf Critippa noch einigermaßen frech reagiert: „Ich vermeynte, wenn man die Matrone ein wenig durchhechelte, so wäre solches für sie das beste Aenderungsmittel.“⁶²³ Dann aber entschuldigt sie sich doch (bzw. lässt Candide für sie sprechen), woraufhin sich Arnibalde plötzlich als edelmütig und einsichtig, und lange nicht mehr so plump wie im Dialog erweist. Sie erwählt sich Candide als Lehrmeisterin, was schon nach einem Jahr Wirkung zeigt, indem sie ein formvollendetes Essen gibt. Doch das leuchtende, moralisch einwandfreie Ende wird von Germershausen in seinem Abschlusskommentar

⁶²⁰ Ebd., S. 433f.

⁶²¹ Flandrin, Geschmack, S. 269 und 271.

⁶²² Ebd., S. 274.

⁶²³ Hausmutter, Bd. 1, S. 464.

noch einmal gebrochen: „Inmittelst muß man doch auch sagen, daß Critippens satyrische Geißel desto mehr Antrieb für Arnibalden gewesen war, forthin keine lächerlichen Mahlzeiten mehr zu geben. Wenn man kann, oder nicht ganz fühllos ist, so läßt man sich nicht gern auslachen.“⁶²⁴ Zum Spott der Nachbarn zu werden ist in jedem Fall zu vermeiden.

Strategie 3: Augenzeugenschaft

Einige der moralischen Beispiele werden mit der oben schon genannten Strategie noch untermauert: Germershausen setzt sich selbst als Garant für die Authentizität der Geschichte ein. Die Formel „ich habe Männer gekannt“ (die zu Trinkern geworden sind) soll für Glaubwürdigkeit sorgen, ebenso die Bezeichnung einiger Beispielfiguren als „alter Freund“ oder „Schulfreund“. Hier wird suggeriert, dass die Phantasienamen ausschließlich zur Anonymisierung dienen – was das Lesen in Germershausens Umfeld umso spannender gemacht haben dürfte, wenn ein fröhliches Rätselraten die verschiedenen Szenarien und Charaktereigenschaften bei den Nachbarn (oder nicht so fröhlich bei sich selbst) suchen lässt. Er unterstützt diese Vorstellung, indem er eine Leserin zitiert, die glaube, von den Schilderungen „manches Original gekannt zu haben, und noch zu kennen“.⁶²⁵

Doch nicht nur in den Ideal- und Antiidealschilderungen von Hausmuttereigenschaften setzt der Autor diese Strategie ein, auch äußerst spannend geschilderte Räuberpistolen mit lehrreichem Fazit werden als wahre Begebenheit präsentiert. So findet sich in einem Kapitel, in dem es darum geht, sich gegen Einbrecher zu wehren, Germershausens Schilderung eines Überfalls, dessen Opfer und Zeuge er in einer Herberge geworden sei. Einige Tipps zur Vorkehrung werden der Geschichte vorangestellt und anschließend anhand der Erzählung plastisch ausgeführt. Die wichtigste Lehre: feste Schuhe unters Bett stellen, und zwar so, dass man sie auch im Dunkeln sofort findet und anziehen kann. Denn: „Man ist nur gleichsam der halbe Mensch, wenn man mit bloßen Füßen furchtsam umhergehen muß, oder sich solche verwundet hat.“⁶²⁶ In der Erzählung des Überfalls stellt er einen eigenen Fehler in den Mittelpunkt, damit andere daraus lernen: Seine eigene Unfähigkeit, sich den Räubern entgegen stellen zu können, und sich stattdessen mit den Frauen in einem Zimmer verschanzen zu müssen, rechtfertigt er mit der Tatsache, dass er seine Schuhe nicht griffbereit hatte. Seine Heldentat besteht darin, dass er Hilfe holen konnte und zumindest zwei der Räuber verhaftet wurden. Ansonsten sollte man aber immer den Räubern geben, was sie wollen und froh sein, wenn sie einen am Leben lassen. Ich gebe einen längeren Teil der Episode wieder, um die Spannung der Kampfschilderung deutlich zu machen:

„[Mein Bekannter] bekam aber so fort einen Stich gegen die Brust, wovon er sehr aufschrie. Nun machte ich meine Thür nach dem Saale auf, und gab, meinen Freund zu retten, meine Beurse auch hin, behielt aber zur Vorsicht, die Thüre in der einen Hand. Gleich kamen ein Paar Kerls, die meinen Freund losließen, und bey mir ins Zimmer eindringen wollten. Ich stieß den ersten aber gleich zurück, da er schon mit mir gleich weit innerhalb der Thür war, und schloß sie wieder ab. Nun hatte mein erster Freund, der sich mit den Räubern herum gekämpft hatte, sich in ein höheres Stockwerk retiriret, wohin er von ihnen verfolgt ward. Ich öffnete meine Thür, gieng in die unterste Etage ganz wehrlos herab, schlug an die Thür der Domestiquen, derer an die sechse beysammen waren, und schrie, sie sollten herauskommen. Aber es kam keiner. Ein paar Damen aber kamen, und fleheten, ich möchte sie aus dem Hause heraus in Sicherheit

⁶²⁴ Ebd., S. 465.

⁶²⁵ Hausmutter, Bd. 2, Vorwort, o.S. Trotz verschiedener Erfahrungsberichte taucht seine Frau auch in diesen nie auf; er scheint sich immer alleine in den geschilderten Situationen zu befinden.

⁶²⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 752.

bringen. Die Vorderthür war verschlossen. Ich gieng mit ihnen zur Hinterthür, bey deren Oeffnung gleich ein Kerl, der dahin gestellet war, um den Ausgang zu verhindern, mit blossen Degen auf uns einhauen wollte. Ich hielt, da er ganz nahe war, ihm die rechte Hand unter seinen Arm, daß er den Streich nicht hernieder führen konnte, stieß ihn zurück, hielt die Thür so lange zu, bis die Damen wieder in ihr Zimmer waren, folgte ihnen hierauf nach, und verschloß die Thür, worauf der Kerl mit einer Axt, die aber ganz stumpf war, hinein hieb, sie aber nicht zerhauen konnte.“⁶²⁷

Man könnte sich fragen, warum Germershausen in einem Buch für Frauen so darauf pocht, Schuhe bereitzustellen für den Ernstfall, sollte das nicht eher im *Hausvater* stehen? Es folgt jedoch eine zweite exemplarische Geschichte, deren Echtheit er dieses Mal mit Hörensagen belegt, und in der die Hausmutter eine Heldenrolle übernimmt: Die Frau des Hauses kann mit der Pistole umgehen und verbarrikadiert sich mit ihrem Mann zusammen im Schlafzimmer; ihre Aufgaben bestehen im Fall eines Angriffes in der Verdunkelung des Zimmers, dem Bau einer Wagenburg aus Möbeln und dem Abfeuern und Nachladen der Pistole.⁶²⁸ Es wird nicht wirklich deutlich, ob er diese Geschichten zur Nacheiferung oder als Kuriosität erzählt. Auf jeden Fall bietet die Lektion der Räubergeschichte – man soll es geheim halten, wenn man eine größere Menge Geld im Haus aufbewahrt oder Kostbares auf der Reise mit sich führt – vor allem einen Vorwand um eine spannende Geschichte zu erzählen.

Leseanleitung

Was hat Germershausen mit diesen Einsprengseln von Geschichten, fiktiven wie angeblich erlebten, bezweckt, außer auf eine leichtere Weise seine Moralvorstellungen zu transportieren? Die Vermutung liegt nahe, dass die Geschichte von Arnibalde als Prüfungsgeschichte benutzt werden kann – die Töchter müssen die verschiedenen Fehler aufdecken und Alternativen benennen. Aber vor allem ist sie gerade mit ihrem trockenen Humor äußerst unterhaltsam und geeignet, in großer Runde vorgelesen zu werden. Mir scheinen die Geschichten mitten im informativen Textfluss das Lesen zu erleichtern, mehr noch das Zuhören. Hier zeigt sich die Berufserfahrung des Predigers, der die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerschaft aufrechterhalten muss.⁶²⁹ Für die Vorlesesituation zu Hause gibt Germershausen sogar eine Anleitung. Die Hausmutter soll nämlich eine ihrer Töchter abends, während die anderen spinnen, vorlesen lassen. Das Gelesene soll anschließend diskutiert werden:

„Wenig gelesen, und darüber gesprochen, hat unendlich mehr Nutzen, als Vieles hinter einander weglesen und desto weniger davon behalten. Eine neben ihren Töchtern spinnende Mutter kann ihre Spinnestunden zu den besten Lehrstunden in Ansehung ihrer Töchter machen, wenn sie ihnen darin gute Lehren des Christenthums, Maximen des Lebens und Principien der Haushaltungskunst beybringt.“⁶³⁰

Auf Germershausens *Hausmutter* bezogen klingt die Vorgabe, wenig zu lesen angesichts ihres Umfangs von 4.500 Seiten zunächst widersprüchlich. Man kann sich zwar einzelne Lektionen herauspicken, der Text ist aber über lange Strecken wie Prosa geschrieben und funktioniert als Nachschlagewerk nur bedingt. Viele Kapitel müssen von vorne bis hinten gelesen werden – darauf lassen verschiedene Stellen schließen, an denen wichtige Informationen zum Gelingen des Rezeptes oder der Anleitung nicht an den Anfang gestellt werden, sondern erst in einer der vielen

⁶²⁷ Ebd., S. 756–758.

⁶²⁸ Ebd., S. 758f.

⁶²⁹ Als eine Quellenüberlieferung für den Schwank wird die Predigt angesehen. Da möglichst viele Hörerschichten erreicht werden sollten, wurden unterhaltsame Geschichten eingebaut. Winfried Theiß: *Schwank*, Bamberg 1985, S. 20.

⁶³⁰ Hausmutter, Bd. 4, S. 426.

verschiedenen Versionen oder Möglichkeiten auftauchen.⁶³¹ Grundsätzlich zählt Germershausen oft mehrere unterschiedliche Verfahrensweisen auf, meistens regional oder international variierend, um abschließend in einem Kommentar die Versionen zu bewerten. Man muss also, um sich über den Flachsban zu informieren, 50 Seiten ganz durchlesen, um auch über die Praktiken des Flachsbaus in Schlesien, im Rheinland, im Lüneburgischen und in England informiert zu sein. Oder die neueste, beste Methode wird erst nach ausgiebiger Darstellung aller möglichen Zubereitungsarten ganz zum Schluss erwähnt, wie bei der Vorstellung des Papierfilters für die Zubereitung von Kaffee.⁶³² Germershausen möchte die Hauswirtschaft systematisch darstellen, also der Zeit gemäß leicht nachschlagbar, aber gleichzeitig sämtliche Informationen zur Verfügung stellen, als „ein Ganzes“. Die Ambivalenz des Textes ist symptomatisch für diese Zeit des Umbruchs und der Zerrissenheit des Autors zwischen den Zeiten: Er möchte aufklären und zum Fortschritt beitragen, wählt dafür nicht die zeitgemäßere Form des kurzteiligen und informativen Lexikons, sondern die überkommene Form der Hausväterliteratur, die streckenweise seinem Beruf als Prediger entgegen zu kommen scheint.

Trotzdem macht gerade auch die Prosastruktur des Textes auf das Vorlesen bezogen Sinn. Die narrativen Strategien des Autors lockern das Buch zusätzlich auf und unterscheiden es gerade in ihrem Humor von einem trockenen Anleitungsbuch ebenso wie von moralischer Erbauungsliteratur. Germershausen macht sich hier eventuell Erkenntnisse der Volksaufklärung zu eigen. Die Protagonisten der Volksaufklärung, die aus der gemeinnützig-ökonomischen Aufklärung hervorging, glaubten zu Anfang ihrer Publikationstätigkeiten, dass die bloße Verbreitung von aufklärerischen Schriften bessere Menschen aus dem ‚gemeinen Volk‘ machen würde. Nach dem Scheitern dieses Vorhabens änderten sie ihre Vermittlungsstrategien, indem sie die Texte an die Lesegeohnheiten des intendierten Zielpublikums anpassten, und sich verschiedenster Medien bedienten, beispielsweise Romane oder Volkskalender, die auch wegen der beliebten Mordgeschichten gekauft wurden.⁶³³ Auch in der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft* finden sich solche Beispiele: Eberhard von Rochow publizierte sogenannte „Bauerngespräche“, in denen sich zwei Bauern über die Vorteile des tiefen Pflügens unterhalten, in einem Volkskalender und im *Gemeinnützigen Volksblatt* der Gesellschaft.

Diese Dialogform, die von den Humanisten aus der griechischen Antike übernommen wurde, findet Giesecke auch in der frühen Fachprosa wieder, da mit ihr Sachverhalte für Autoren und Leser beiderseits einfacher dargestellt werden konnten.⁶³⁴ Der Dialog, den Germershausen präsentiert, gleicht jedoch eher einer Groteske. Sein Zielpublikum versteht den Humor; er spricht es intellektuell gleichwertig an, seinen Leserinnen einen Lehrdialog vorzusetzen wäre herablassend. Mit dieser Art von Humor schafft er bei der Leserschaft bzw. der zuhörenden Gruppe eine Art Komplizenschaft. Das Lachen funktioniert nur in der Gruppe und schafft dabei eine Gemeinschaft (und grenzt andere aus).⁶³⁵ Eckard Schörles These von der Verhöflichung des Lachens im

⁶³¹ Wenn man z.B. das Rezept für eine Mandeltorte ausprobieren möchte, sollte man noch elf Seiten und neun Rezepte mit verschiedenen Varianten weitergelesen haben, denn sonst verpasst man die folgende Information in der vierten Version von „Moscovitischen Mandelgebackenem“: „Hierbey ist ein für allemal zu bemerken, daß keine Mandeln ohne Rosenwasser, Ey und dergleichen zerstoßen werden. Ohne dergleichen Feuchtigkeiten gehen sie für sich allein leicht in ein ranzichtiges Oel über.“ Hausmutter, Bd. 2, S. 100. In keinem der anderen elf Rezepte und ihrer zahlreichen Varianten für Gebäck mit Mandeln ist dieser Hinweis zu finden.

⁶³² Ebd., S. 389.

⁶³³ Vgl. Holger Böning: Entgrenzte Aufklärung – Die Entwicklung der Volksaufklärung von der ökonomischen Reform zur Emanzipationsbewegung, in: Böning/Schmitt/Siegert, Volksaufklärung, S. 13–50, S. 23.

⁶³⁴ Vgl. Giesecke, Volkssprache, S. 51f.

⁶³⁵ Vgl. Henri Bergson, *Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen*, Hamburg 2011 [1900], S. 17.

Zeitalter der Aufklärung, die versuchte, den Spott als unfrein zu verbannen, trifft hier nicht zu – Gemershausen macht sich gerade den Spott zunutze, um von ihm gutgeheißene Normen zu bekräftigen.⁶³⁶

Eine Untersuchung von Erich Schön zur Veränderung von Lesepraktiken im 18. Jahrhundert unterstützt die These einer intendierten Vorleserezeption.⁶³⁷ Zwar wurde im Laufe der Jahrhunderte mit der Einführung von Spatien und der Verbesserung der Lesbarkeit der Texte durch den Druck stilles und individuelles Lesen möglich, es blieb aber aus vielfältigen Gründen trotz zunehmender Alphabetisierung noch bis ins 19. Jahrhundert hinein oft üblich, Bücher in Gemeinschaft zu lesen. Schön nennt zunächst einen ganz materiellen Grund, vom Vorlesen eine Gruppe profitieren zu lassen, anstatt dass jeder für sich allein liest: Das Licht, das das Lesen bei Dunkelheit ermöglicht, ist teuer. Einen weiteren Grund für gemeinschaftliches Lesen neben den materiellen Voraussetzungen für das Vorlesen (die in ärmeren Kreisen auch den Anschaffungspreis des Buches beinhalten) sieht Schön in gesellschaftlichen Strukturen. Je nach Situation finde dabei eine „auch von Autoritätsstrukturen bestimmte Rollenverteilung“⁶³⁸ statt, die einerseits das Vorlesen als Dienstleistung tradiere (von „den Vorlese-Sklaven der Antike“ über bezahlte Zeitungsvorleser_innen, Sekretäre und Bediente zu Ehefrauen von Handwerkern), und andererseits eine autoritativ bestimmte Vorlesesituation, in der der Hausvater seiner Frau oder Familie aus der Bibel oder anderen erbaulichen Schriften vorliest und auch die Interpretation des Gelesenen bestimmt. Eine weitere Vorlesesituation sieht Schön in der Arbeitsteilung: das Vorlesen von Zeitungen eines dafür abgestellten Arbeiters oder Gesellen während der Arbeit, bzw. Mädchen, die handarbeitenden Frauen vorlesen. Schön interessiert vor allem die Herausbildung von stillem, individuellem Lesen von Belletristik, und so kommt er zu folgender These:

„Für die Mentalitätsgeschichte des Lesens interessant ist hier vor allem die ‚Arbeitsteilung‘ zwischen Mann und Frau, die sich aber kaum in der Form des Vorlesens entwickelte: Sieht man von der Gewohnheit ab, Kindern vorzulesen, dürften sich für vorlesende Hausmütter und Ehefrauen nur wenige Beispiele finden. Vielmehr bedeutet dieses Arbeitsteilung: Der Mann liest zur Information [...], die Lektüre von Belletristik ist überhaupt im Wesentlichen Sache der Frauen.“⁶³⁹

Angesichts der reichen Gebrauchsliteratur, die sich auch an Frauen richtet, der Bibliotheksnachlässe von Frauen und seines eigenen Beispiels von vorlesenden Handwerkerhefrauen ist das in dieser Ausschließlichkeit eine nicht nachvollziehbare These.⁶⁴⁰ Tatsächlich lässt Gemershausen in seiner idealen Rezeptionssituation die Töchter statt der Mutter vorlesen, und er reiht sich in die üblichen Warnungen ein, die Mädchen sollten möglichst wenig Romane lesen. Aber die Leserin der *Hausmutter* wird, wie wir in ihrer Funktion als Multiplikatorin gesehen haben, immer wieder aufgefordert, ihr angelesenes Wissen zu teilen. Außerdem lädt die Vorgehensweise des Autors, viele verschiedene Varianten einer Verfahrensweise darzustellen und die Leserin in vorbildhafter aufklärerischer Weise zum selbst Denken anzuregen, geradezu dazu ein, die für den eigenen Haushalt passende Methode mit anderen zu diskutieren, und das ist ja auch sein Hauptanliegen in

⁶³⁶ Schörle allerdings bezieht sich vor allem auf Anstandsbücher, die die mündliche, direkte Verspottung einer Person nicht gutheißen. Er geht davon aus, dass Schwänke und Scherze in der Verschriftlichung ihren Witz verlieren, da sie aus ihrem sozialen Kontext genommen werden. Eckhart Schörle: *Die Verhöflichung des Lachens. Lachgeschichte im 18. Jahrhundert*, Bielefeld 2007, S. 89. Ich würde behaupten, dass der Humor in der Vorlesesituation mitnichten verloren geht, wie an Arnibaldes Geschichte zu sehen ist.

⁶³⁷ Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswechsel um 1800*, Stuttgart 1993.

⁶³⁸ Ebd., S. 177.

⁶³⁹ Ebd., S. 182.

⁶⁴⁰ Auch Weckel kritisiert Schöns These aufgrund von fehlenden Belegen; aufgrund von Bibliotheksnachlässen lässt sich sehen, dass sich der Buchbesitz von Frauen mitnichten auf Belletristik eingeschränkt habe. Weckel, Häuslichkeit, S. 316.

der Leseanleitung – man soll das Gelesene nicht passiv konsumieren, sondern miteinander darüber reden.⁶⁴¹

Für das Vorlesen als übliche Form der Buchrezeption spricht ebenfalls, dass Schön ganz im Sinne Gieseckes konstatiert: „Der wichtigste Grund für das Fortleben des Vorlesens war trotz der hohen Illiteralität in der Gesellschaft als ganzer nicht Notwendigkeit, sondern Gewohnheit: Die Vorstellung, die ‚eigentlich‘ angemessene Rezeptionsweise sei das Hören, war nicht äußerliche Norm, sondern Bestandteil der Mentalität.“⁶⁴² Dazu passt die Entstehung von zahlreichen geselligen Lesekreisen des Bürgertums im 18. Jahrhundert, und es widerspricht der These von der vorlesenden Hausmutter als Ausnahmefall. Ich vermute, dass Schön den Begriff ‚Hausmutter‘ im Sinne des 19. Jahrhunderts begreift und nicht als das, was Germershausen darunter versteht, nämlich die Herrin des Hauses eines von ihm so bezeichneten Mittelstandes, dem er landbesitzendes Bürgertum und den Landadel zurechnet. Außerdem zeigt Schön selbst, dass auch häufig Belletristik in der Gruppe gelesen und rezipiert wurde.

Fazit

Festhalten lässt sich, dass sich in Germershausens *Hausmutter* viele mündliche Elemente finden lassen, die didaktischen Zwecken dienen und auf eine zumindest intendierte Rezeptionssituation im größeren Kreis schließen lassen. So ist der Status der Leserin als Multiplikatorin im Text abzulesen. Doch abgesehen von den didaktischen Zwecken, die die Wissensvermittlung einerseits für die Leserin, andererseits für das Weitervermitteln an andere Personen einfacher macht, dienen die narrativen und mündlichen Elemente auch der Leserbeeinflussung. Hahn zeigt das an Colers *Hausbuch* auf, der ähnliche Strategien wie Germershausen eingesetzt hat: Er habe nicht nur eine undifferenzierte Öffentlichkeit ansprechen wollen, sondern einzelnen Lesergruppen eine direkte Kontaktaufnahme suggeriert.⁶⁴³ Colers selbstinszenierte Persönlichkeit sei im *Hausbuch* sehr präsent, außerdem ahmt sein Erzählstil unterschiedliche orale Kommunikationssituationen nach. Mittels dieser Strategie versuche er, seine Leser über die praktische Hilfe im häuslichen Alltag hinaus zu beeinflussen, und durch die Verteilung dieser Stellen im Buch mitten im Text finden die moralischen Inhalte, die Coler vertritt, einen Weg in die Haushalte hinein, wie Hahn es formuliert.⁶⁴⁴

Die mündliche Ansprache hat sich als Vereinfachung von Anleitungsliteratur bis heute gehalten. Wird Cynthia Barcomis Leserschaft in der deutschen Übersetzung gesiezt, wurde in der Ratgeberliteratur der 1970er Jahre gerne geduzt, z.B. in der deutschen Übersetzung von John Seymours *Leben auf dem Lande*.⁶⁴⁵ Bei den Rezepten hat sich grundsätzlich das neutralere ‚man nehme‘ durchgesetzt. Die direkte Ansprache suggeriert eine Nähe, die auch Germershausen mit seinen Geschichten herzustellen weiß.⁶⁴⁶ Er setzt sich in Szene, indem er aus dem Nähkästchen plaudert,

⁶⁴¹ Es sei denn, die Hausmutter war „bisher zu blöde [...], bey erfahrenen Hausmüttern in die Schule zu gehen“, denn dann kann sie das Buch heimlich lesen und muss ihr Unwissen in der Öffentlichkeit nicht zugeben, Hausmutter, Bd. 1, S. 283. Dieser Aspekt scheint zugenommen zu haben, seit das Vorlesen aus der Mode gekommen ist, vgl. Meerhoff, Read Me!, S. 97.

⁶⁴² Schön, Verlust, S. 184. Zwischen „äußerlicher Norm“ und „Bestandteil der Mentalität“ wird spätestens seit Foucault nicht mehr so scharf unterschieden.

⁶⁴³ Hahn, Haus, S. 72.

⁶⁴⁴ Hahn bezieht sich u.a. auf Luhmann, „dass der Einbau von ‚Formen der Darstellung von Gedanken, als seien sie gesprochen‘ seit der frühen Neuzeit dazu dient, aus ehemals lediglich Wissen speichernden Büchern Kommunikationsmedien zu machen.“ Hahn, Haus, S. 35.

⁶⁴⁵ John Seymour: *Das große Buch vom Leben auf dem Lande. Ein praktisches Handbuch für Realisten und Träumer*, Ravensburg 1978.

⁶⁴⁶ Meerhoff zeigt anhand von Gebrauchsanweisungen, dass hier die direkte Ansprache im Laufe der Zeit zurückgegangen ist, vgl. Meerhoff, Read Me!, S. 71. Gebrauchsanweisungen wollen aber auch keine Nähe herstellen, im Gegensatz zu Lebensratgebern.

Räuberpistolen erzählt oder sich im Predigtton über das unzuverlässige Gesinde beschwert. Klugerweise trifft dieser Beschwerdeton nie die Leserin – hier macht er sich augenzwinkernd gemein, oder weist mit den karikierten Figuren auf mögliche Charakterschwächen hin. Es ist einfacher, sich mit dem Inhalt zu identifizieren, wenn den heimlich für sich kochenden Mägden oder den verbotenerweise rauchenden Knechten die Schuld für die Brandgefahr gegeben wird, und nicht der Leserin selbst oder ihrer Familie. Die Dienstboten werden übrigens nicht Ziel des Spottes in den Karikaturen, sie bleiben gesichts- und namenlos. Sie werden von der offenen Moralpredigt und den Verhaltensanweisungen getroffen, die der Leserin erspart bleiben. Diese Taktik ändert sich im 5. Band, der auch einiges andere auf den Kopf stellt.

III Die Frau im Haus

Der Wandel von der Figur der Hausmutter als tatkräftiger, zum Vermögen des Hauses produktiv beitragender Hälfte des Arbeitspaares zur Figur der bürgerlichen Hausfrau, deren Aufgaben als durchweg reproduktiv angesehen werden, verläuft über die Schnittstelle der Figur der Mutter. Diese Schnittstelle tritt im fünften Band der *Hausmutter* deutlich zutage.

Zunächst beschäftigt sich der Autor mit grundlegenden Themen: Betriebsführung, Personalführung und Buchhaltung. Diese Auswahl bestätigt den Eindruck, den man beim Lesen der ersten vier Bände erhält – die Hausmutter ist kompetente und eigenständige Betriebsleiterin, die alles andere als von ihrem Ehemann abhängig ist. Tatsächlich wurde eine große Anzahl der Gutshöfe in Brandenburg von Witwen geführt.⁶⁴⁷ Dann aber geht es im weiteren Verlauf des fünften Bandes um das Familienleben der Leserin: Schwangerschaft, Erziehung und Ehe.

1. Die Bestimmung der Frau

Ich beginne den letzten Teil dieser Arbeit ebenso wie den ersten, mit Begriffsbestimmungen in *Zedlers Universallexikon*. Im Eintrag ‚Mann‘ findet sich eine Eheberatung, denn auch wenn es für den Ehemann einen eigenen Eintrag gibt, bezieht sich auch der Eintrag ‚Mann‘ auf den verheirateten Mann (für den unverheirateten wird auf den Eintrag ‚Ledig-Mann‘ verwiesen). Obwohl über 50% der Bevölkerung nicht verheiratet waren, ist die Ehe die als Norm vorgesehene Lebensform, und vor allem eine ökonomische Vereinbarung. Das gilt nach den Verfassern bis zur Zeugung von Kindern: Der Ehemann wird ermahnt, sich des Beischlafs mit seiner Frau, solange sie schwanger ist, zu enthalten, da es dann schließlich nur um die bloße Lust ginge, was dem Gesetz der Natur zuwider sei. Anschließend geht es um die Arbeitsteilung in der Ehe. Beide Eheleute sollten sich bemühen, so viel zu erwerben wie sie können. Die Frauen seien dabei durch die Umstände etwas eingeschränkt – einmal dadurch, dass sie schwanger werden, zum anderen sei es das Resultat ihrer Erziehung, dass sie mehr zu tun hätten als die Männer, was sie von anderer Arbeit abhielte. Außerdem seien die Männer „nach unseren Sitten [...] mehr als die Weiber im Stande etwas zu verdienen.“⁶⁴⁸ Die ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse werden hier einigermaßen nüchtern benannt. Es sind die Umstände, die Erziehung und die herrschenden Sitten, die eine Situation schaffen, in der der Mann mehr als die Frau für „den Erwerb“ zuständig ist – weder wird hier auf die Bibel, noch auf die ‚schwache Natur der Frau‘ verwiesen. Das heißt nicht, dass Zedler die herrschenden Verhältnisse kritisiert. Der Artikel macht klar, dass dem Mann in der Ehe „die Herrschaft“ gebührt, da es sonst nur Streit und Zank geben würde, wer „die Sache am besten verstünde“ – das sei bei den meisten Eheleuten, wenn nicht bei allen, schwer auszumachen. Und da der Mann in den meisten Fällen die Sache am besten verstehen „soll“, so sei es vernünftig, dass er das Sagen hat – das scheint eine sehr willkürliche Entscheidung zu sein.⁶⁴⁹ Er muss aber in den Fällen, in denen seine Frau die Sache besser versteht, auf ihren klugen Rat hören. Außerdem muss er ihr nichts „mit Ungestüm“ befehlen, „sondern alles mit glimpfflichen

⁶⁴⁷ Vgl. detaillierte Tabellen bei Müller, *Märkische Landwirtschaft*, S. 215–218: 1770 gehörten 881 Höfe Witwen, es gab 444 Höfe, auf denen die Gutsherren lebten, denen die Güter gehörten. Die Großzahl der Höfe, mehr als 1000, wurde von Unterpächtern und Verwaltern geleitet. Hinzu kommen 175 Höfe, die von Beamten geleitet wurden. 1780 hat sich diese Struktur noch verstärkt, es gab mehr Gutsherrinnen und Verwalter, und weniger Gutsherren, die auf dem eigenen Land lebten.

⁶⁴⁸ Zedler, Bd. 19 (1739), Sp. 985.

⁶⁴⁹ Vgl. ebd.

Worten, und einer guten Manier vorbringe[n], damit sie nicht die Liebe gegen ihn fahren lasse, oder auch wohl gar einen Haß gegen ihn bekomme; und dadurch alle Scheue für ihn verliehre.“⁶⁵⁰

Der Eintrag zum Begriff ‚Mann‘ umfasst im Zedler eine Seite, derjenige zum Begriff ‚Weib‘ hingegen 22 Seiten; weitere Einträge zu verschiedenen, meist negativen Eigenschaften des ‚Weibs‘ noch einmal neun Seiten, dazu das gleiche noch einmal mit dem Begriff ‚Weibs-Person‘ auf 17 Seiten. Hier nun finden sich sehr viele Zitate aus der Bibel, die als Beispiele für verschiedene Definitionen herhalten. Auch sonst scheint der Artikel von einem anderen Autor als dem über den Mann verfasst zu sein, denn hier findet sich die Begründung, dass das Weib von Gott dazu vorgesehen wurde, Kinder zu gebären, sich um sie zu kümmern und dem Haushalt vorzustehen, da der Mann außerhalb des Hauses beschäftigt sei.⁶⁵¹ Doch auf die Diskussion, ob Frauen überhaupt Menschen seien, hat der Artikel eine eindeutige Antwort: „Ob die Weiber Menschen sind? Diese alberne Meynung, daß die Weiber keine Menschen wären, hat schon gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts ein Bischoff auszubreiten sich unterstanden [...]“.⁶⁵² Die zeitgenössischen Autoren, die sich ebenfalls zu diesem Thema versuchten, seien vom Geiste der Bosheit getrieben, ihre Argumente ungereimt, im Wort Gottes, der wahren Historie und gesunden Vernunft nicht gegründet, nur zu dem Zweck, sich einen Namen zu machen und ihr Ingenium zu zeigen. Was Anlass zu allen möglichen Spöttereien wie auch Schriften gegeben habe, die diese Argumente widerlegten, welche der Artikel in der Folge aufzählt und zusammenfasst. Trotz dieser eindeutigen Positionierung zeigt schon die schiere Menge an Text, dass der Mann als Mensch, als die Norm angesehen wird, dessen Eintrag auf einer Seite abgehandelt werden kann, und die Frau als Ausnahme, die ausgiebig besprochen und definiert werden muss.⁶⁵³

1.1 Rollenbilder

Der Eintrag zum Begriff ‚Frauenzimmer‘ fällt etwas aus der Reihe: Der Begriff habe zunächst das Zimmer bezeichnet, in dem sich die „Weibes-Personen“ aufhielten, würde inzwischen aber auch für das Geschlecht selbst genommen, als das dem männlichen entgegengesetzte. Es folgt eine Beschreibung von Trachten und sehr kurzen, positiven wie negativen Charakterisierungen von weiblichen Angehörigen verschiedener Kulturen – die spanischen Frauen seien grundsätzlich sehr verliebt, hätten schlechte Zähne und parfümierten sich deshalb stark, die Engländerinnen liebten die Freiheit und machten den Männern die Herrschaft streitig, die Japanerinnen begingen lieber Selbstmord als ihre Keuschheit zu gefährden und die amerikanischen Frauen seien wild und von starker Natur, weswegen sie beherzt und glücklich gebären würden. Das Fazit lautet:

„So unterschieden findet man das weibliche Geschlechte von einander. Ob aber selbiges dem Männlichen vorzuziehen, ist eine andere Frage, inmittelst ist doch gewiß, daß man von diesem Geschlechte an allen Orten viel geschickte und herrliche Subjecta findet, welche es in denen Studiis und anderen stattlichen Wissenschaften und Künsten viel berühmten Männern, wo nicht zuvor, doch gleich gethan haben.“⁶⁵⁴

⁶⁵⁰ Ebd., Sp. 986.

⁶⁵¹ Ebd., Bd. 54, Sp. 1.

⁶⁵² Ebd., Sp. 23.

⁶⁵³ Siehe bspw. Pia Schmid: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Kleinau/Opitz, Frauenbildung, S. 327–345: Während Emile bei Rousseau zum Menschen erzogen wird, wird Sophie zur Ehefrau dieses Menschen erzogen, S. 329.

⁶⁵⁴ Zedler, Bd. 9, Sp. 1784.

Galant, gelehrt, haushältig

Diese Aussage reiht sich ein in die *Querelles des femmes*, die seit dem 15. Jahrhundert europaweit geführte Debatte über die Bildungsfähigkeit von Frauen.⁶⁵⁵ Der Eintrag im Zedler ist eine leichte Abwandlung des gleichnamigen Artikels im *Frauenzimmerlexikon* von 1715.⁶⁵⁶ Das *Frauenzimmerlexikon* ist ein deutschsprachiges Lexikon, das in den ersten beiden Auflagen 1715 und 1739 von Gottlieb Siegmund Corvinus unter dem Pseudonym Amaranthes herausgegeben wurde und großen Erfolg hatte. Es beinhaltet Artikel von ‚Aal‘ bis ‚Zwitter‘, eine der umfangreichsten Artikelgruppen bildet die ‚Akademie gelehrter Weibsbilder‘, die ca. 3.000 Biografien gelehrter Frauen und Künstlerinnen aus mehreren Jahrhunderten und verschiedenen Ländern beinhaltet. Die dritte Auflage von 1773 umfasst zweieinhalb Mal so viel Text, und wurde von drei anonymen Bearbeitern herausgegeben.

Bärbel Cöppicus-Wex zeigt an einem Vergleich der ersten mit der letzten Ausgabe den Wandel, den der aufklärerische Anspruch an die Frauenbildung im 18. Jahrhundert erfuhr. Das Lexikon war als Mittel zur Selbstbildung für Frauen der oberen Schichten gedacht. Cöppicus-Wex beschreibt drei Rollenmodelle für Frauen, die sich in den ersten beiden Auflagen finden lassen und die sie „ohne hierarchische Ordnung als Bildungsangebote für Frauen“⁶⁵⁷ vorfindet. Zum einen das ‚galante‘ und ‚curiöse‘ Frauenzimmer, diese Klassifizierung kommt aus dem Umgang mit dem höfischen Adel: Galant bedeutet weltgewandte Bildung, Urteilssicherheit und verfeinerte Umgangsformen, curiös die Haltung, sich Wissen aneignen und es situationsgerecht in Konversationen einsetzen zu wollen. Das sind nicht nur Anforderungen an die höfische Dame, sondern auch an Gesellschafter und Gesellschafterinnen. Ein weiteres Rollenmodell kommt dem ‚gelehrten Frauenzimmer‘ zu, das sich im deutschen Humanismus entwickelte und das in der weiblichen Gelehrtheit der italienischen Renaissance Vorbilder findet. Diese weibliche Gelehrtheit konnte sich nur außerhalb der Institutionen herausbilden und war, ebenso wie das galante Modell, auf Unterstützung aus dem männlichen Familienkreis wie auf materiellen Wohlstand angewiesen. Das dritte Modell ist standesübergreifend und steht in den ersten beiden Ausgaben des Lexikons noch gleichberechtigt neben den anderen beiden: das ‚haushältige und sorgfältige Frauenzimmer‘.

Im 18. Jahrhunderts wurde die Frauenbildung heftig diskutiert. Waren in der ersten Ausgabe des *Frauenzimmerlexikons* zahlreiche Literaturhinweise angegeben worden, um die Leserinnen zum eigenbestimmten Lernen zu ermutigen, „wurde in der dritten Ausgabe gerade die Bildung durch autonome Lektüre zum Problem.“⁶⁵⁸ So findet sich in dieser Ausgabe der Artikel ‚Frauenzimmer-

⁶⁵⁵ Über die Unterschiede in den einzelnen Ländern siehe Siegrid Westphal: Von der Gelehrten zur Hausmutter. Aufklärung als geschlechtsspezifischer Bildungsprozess?, in: Inken Schmidt-Voges (Hrsg.): *Ehe. Haus. Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750-1850*, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 49–69, S. 52–55.

⁶⁵⁶ Amaranthes, *Frauenzimmerlexikon*. Die leicht veränderte Einstellung gegenüber dem weiblichen Geschlecht lässt sich schon in kleinen Abänderungen, die Zedler bei der Übernahme des Artikels „Frauenzimmer“ von Corvinus vorgenommen hat, erkennen: Während Zedler die kulturgeschichtliche Herleitung des Begriffs hinzunimmt (die im *Frauenzimmerlexikon* einen eigenen Eintrag erhält) und anschließend neutral das Frauenzimmer als das dem männlichen entgegengesetzte nennt, wird es im *Frauenzimmerlexikon* noch ganz im Sinne des Frauenlobs als „schönes und edles Geschlecht“ bezeichnet. Die einzige größere Änderung im Zedler ist des Weiteren das Weglassen des folgenden Passus über die Frauen in Moskau: „die Moscovitischen Weiber erkennen die Affection der Männer durch öfters prügeln, je heftiger der Streich, je grösser ist die Liebe.“ *Frauenzimmerlexikon*, Sp. 756. Außerdem scheint es ein Missverständnis im Übertrag bei den türkischen Frauen gegeben zu haben, von denen im *Frauenzimmerlexikon* berichtet wird, dass sie das Haus nicht verlassen dürfen und von der Liebe „nicht viel Staat machen“ sollen. Im Zedler wird daraus, dass sie sich aus dem Haus nicht verlaufen dürfen und sich darum aus der Liebe wenig machen. Zedler, Sp. 1783f. Ebenso bei den afrikanischen Frauen: Im *Frauenzimmerlexikon* sind sie „sehr unflätig“, im Zedler „klebt ihnen viel Unflat an“.

⁶⁵⁷ Bärbel Cöppicus-Wex: Der Verlust der Alternative. Zur Disqualifizierung weiblicher Bildungsideale im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts am Beispiel zweier Ausgaben des *Nützlichen, galanten und curiösen Frauenzimmer-Lexicons*, in: Claudia Opitz, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hrsg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster/New York/München/Berlin 2000, S. 271–286, S. 276.

⁶⁵⁸ Ebd., S. 278.

bibliothek', der eine thematisch sehr eingeschränkte Leseliste vorgibt.⁶⁵⁹ Diese Leselisten waren im frühauflärerischen Streben nach gleichwertiger Bildung für beide Geschlechter von Moralischen Wochenschriften veröffentlicht worden, damit Frauen ihren Bildungsnachteil gegenüber den Männern aufholen konnten.⁶⁶⁰ Von den drei im *Frauenzimmerlexikon* vorgestellten Bildungsmodellen bleibt in der dritten Ausgabe nur noch eines übrig: Für die neuen Herausgeber der dritten Ausgabe zählt nur noch das Modell des haushältigen und sorgfältigen Frauenzimmers. „Vor allem die ‚gelehrte Frau‘, der in der ersten Ausgabe des *Frauenzimmerlexikons* als Ausnahmeerscheinung ausdrückliche Wertschätzung entgegengebracht wurde, verkommt in der dritten Ausgabe zum erklärten Feindbild der Lexikonverfasser.“⁶⁶¹ Im Vorwort betonen sie, das Lexikon sei eben nicht dazu da, gelehrte Frauen zu bilden. Diese seien für die Welt überflüssig, im Gegensatz zu guten Wirtinnen; gelehrte Frauen seien sogar schädlich für die Wirtschaft. Artikel über gelehrte Frauen wurden somit in der dritten Ausgabe gekürzt, stattdessen mehr Artikel über Kochrezepte, Zuckerbäckerei, Mode und Kosmetik hinzugefügt.⁶⁶² Schließt der Eintrag zum Stichwort ‚Frauenzimmer‘ in den ersten beiden Ausgaben wie oben zitiert, heißt es stattdessen im nämlichen Artikel der dritten Ausgabe: „Die unentbehrlichen weiblichen Wissenschaften schränken sich auf gute Kenntnisse in der Religion, Erziehungskunst der Kinder, und allem was zum häuslichen Leben gehöret vorzüglich ein.“⁶⁶³

Feindbild weibliche Gelehrsamkeit

Gelehrsamkeit an sich zog nicht nur zu Colers Zeiten Kritik auf sich, wie in seinem *Hausbuch* an den Bemühungen, sich von den Buchgelehrten abzusetzen, zu sehen ist. Auch im 18. Jahrhundert konnte sie eine Zielscheibe für Spott bieten: „Der pedantische Schulfuchs, der weltfremde, ungesellige, womöglich gar menschenfeindliche Bücherwurm wurden zu geläufigen Karikaturen.“⁶⁶⁴ Ulrike Weckel zeigt auf, dass diese Verachtung Frauen umso stärker traf, wobei ihnen im Gegensatz zu den Männern nicht Spezialisierung und Zurückgezogenheit, „sondern umgekehrt gerade die Breite und Zurschaustellung ihres Wissens zum Vorwurf“⁶⁶⁵ gemacht wurde. ‚Gelehrt‘ bedeutete bei Frauen etwas anderes als bei Männern, da ihnen der Zugang zu den Institutionen in den meisten Fällen verwehrt war – wenn Frauen ausnahmsweise zu akademischen Vorlesungen zugelassen wurden, mussten sie sich hinter Vorhängen oder Türen verstecken.⁶⁶⁶ Bildung konnten sich Frauen also fast ausschließlich privat aneignen. Weckel zitiert zahlreiche Dokumente aus der Zeit der Spätaufklärung, in denen der Topos des Blaustrumpfes, der in gesellschaftlicher Konversation sein Wissen zeigt, diskreditiert wird. „Angesichts der unpräzisen Definition wurde es für gebildete Frauen mit der im 18. Jahrhundert zunehmenden Diskreditierung weiblicher Gelehrsamkeit zu einer schwierigen Gratwanderung, ihr Wissen auf eine solche Art in die Konversation einfließen zu lassen, daß sie von ihren Gesprächspartnern als verständig, nicht aber als gelehrt angesehen wurden.“⁶⁶⁷

⁶⁵⁹ Frauenzimmerlexikon 1773, Sp. 412f. Vgl. auch Lemmer, Nachwort, S. 5, Fn. 10.

⁶⁶⁰ Ulrike Weckel: Lehrerinnen weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum, in: Kleinau/Opitz, Frauenbildung, S. 428–439, S. 428.

⁶⁶¹ Cöppicus-Wex, Frauenzimmerlexikon, S. 273.

⁶⁶² Vgl. Lemmer, Nachwort, S. 32.

⁶⁶³ Frauenzimmerlexikon, Sp. 1075, zit. in: Cöppicus-Wex, Frauenzimmerlexikon, S. 278.

⁶⁶⁴ Ulrike Weckel: Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter, in: Kleinau/Opitz, Frauenbildung, S. 360–372, S. 360. Der Titel ihres Artikels speist sich aus einem Zitat des Freiherrn von Knigge, den immer „eine Art von Fieberfrost“ überkomme, wenn er in Gesellschaft einer Frau begegne, die Anspruch auf Gelehrsamkeit mache. Ebd., S. 371.

⁶⁶⁵ Ebd., S. 360.

⁶⁶⁶ Ebd., S. 365.

⁶⁶⁷ Ebd., S. 364.

Weckel zeigt anhand von Ego-Dokumenten auf, dass der Diskurs die soziale Praxis durchaus beeinflusste. Gebildete Frauen beschreiben ihre Angst, in Gesellschaft als gelehrt zu gelten und verschweigen die Themen, mit denen sie sich beschäftigen. Weckel kommt aus Aussagen von männlichen Gelehrten, die sich über gebildete Frauen beschwerten, zu der These, dass die männliche Bildungselite die Frauen ausgrenzen musste, um selbst glänzen zu können. In zahlreichen Ratgebern der Zeit wird von Frauen verlangt, in Gesellschaft durch aufmunterndes Zuhören ihre Intelligenz zu zeigen, nicht durch das Zurschaustellen von Wissen; sie werden dafür gelobt, wenn sie ihrem Gesprächspartner nicht zu erkennen geben, dass sie mehr wissen als er. „Die Ausgrenzung von Frauen war dabei offensichtlich nicht nur der Preis, der gezahlt wurde, um ernsthafter über wissenschaftliche und politische Themen debattieren zu können, sondern geradezu der Weg, dem gemeinsamen Tun Bedeutung zu verleihen.“⁶⁶⁸ Henriette Herz, die in den 1780er und 90er Jahren einen renommierten Salon in Berlin führte, zeigte sich verwundert darüber, dass in den christlichen Häusern die Frauen nicht an gelehrten Gesprächen teilnahmen und konstatierte, dass deren Ehemänner das wohl als „Profanation ihres Heiligtums der Wissenschaft“ empfunden hätten.⁶⁶⁹ Siegrid Westphal deutet die Diskussion über Frauenbildung als Reaktion auf die gewachsenen Handlungsspielräume von Frauen. Die Widersprüchlichkeit des Diskurses zeige die zunehmende Instabilität der Geschlechterordnung.⁶⁷⁰

Krünitz nämlich hält in seinem Eintrag über die ‚Frau‘ ein geradezu flammendes Plädoyer für einen entspannten und offenen Umgang der Geschlechter. Körper- und Geistesstärke seien in der Anlage bei Frauen und Männern gleich. Durch die „Civilisirung“⁶⁷¹ sei der Frau die körperliche Stärke abhanden gekommen, wie er an der Geschichte eines im Wald aufgewachsenen Mädchens deutlich macht. Sein zweites Beispiel sind die kraftzehrenden Tätigkeiten der „Weiber des gemeinen Mannes“.⁶⁷² Frauen aus gehobenerem Stand aber werde die Bildung verweigert, sodass sie auch in diesem Bereich nicht mit den Männern mithalten können, was er scharf kritisiert. Bezeichnend für die weitere Entwicklung ist, dass der Artikel ‚Weib‘ die natürliche Bestimmung der Frau als Hausfrau und Mutter behauptet. Dieser Artikel erschien unter der Herausgabe eines Nachfolgers von Krünitz 1856.⁶⁷³

1.2 Bestimmung zur Hausmutter

Auch wenn Germershausen mit Krünitz bekannt war – er diente als Pate für den 29. Band des Lexikons, außerdem sollte Krünitz später Mitglied der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft* werden – teilt er nicht dessen Auffassung für eine gleiche Bildung von Mädchen und Jungen. Stattdessen bedient er den Topos der in der Gesellschaft verachteten weiblichen Gelehrten: Auch wenn ein Mädchen nicht schon voll im Betrieb eingespannt sei und das Glück habe, viel Zeit zum Lesen zu haben, solle „die Lesende immerhin den wahren Zweck ihres Lesens für Augen haben“⁶⁷⁴ und sich prüfen, ob sie es nicht aus der Eitelkeit heraus tue, in Gesellschaft mit ihrem Wissen prahlen zu können. Germershausen wendet hier eine subtile Drohung an: Hinter ihrem Rücken würde

⁶⁶⁸ Ebd., S. 372.

⁶⁶⁹ Ebd.

⁶⁷⁰ Westphal, Von der Gelehrten, S. 64 und 66.

⁶⁷¹ Krünitz, Lexikon, Bd. 14, 1778, Sp. 808.

⁶⁷² Ebd. Die Frauen aus den unteren Ständen müssten oft auch Aufgaben der Männer übernehmen und sich um die Familie kümmern. Diese Anerkennung der alltäglichen Arbeitsleistung der unteren Schicht ist nicht selbstverständlich in den Schriften der Aufklärer. Des Weiteren dienen Krünitz exotische Geschichten von Amazonen als Beleg, diese finden sich schon häufiger.

⁶⁷³ Krünitz, Lexikon, Bd. 235, 1856, Sp. 549. Dieser Nachfolger war der letzte Herausgeber des Lexikons, Carl Otto Hoffmann.

⁶⁷⁴ Hausmutter, Bd. 5, S. 626.

über die Schwätzerin (zu Recht) schlecht geredet, sie werde von den Frauen verachtet und die Männer machten sich über sie lustig. Wie schon in anderen Fällen gesehen versucht er hier, mit der Angst, von der Gesellschaft verspottet zu werden, Druck auszuüben.⁶⁷⁵ Das Hauptaugenmerk liegt aber wie immer auf der ökonomischen Begründung: Eine gelehrte Frau könne keine Wirtin sein.

Diese Argumentation nimmt auch in anderen zeitgenössischen Schriften zu, wie am Beispiel der dritten Ausgabe des *Frauenzimmerlexikons* exemplarisch gesehen. Eine Hausmutter habe zu viel zu tun, um Zeit zum Lesen erübrigen zu können. Denn, wie schon gesehen, wenn sie zu viel Zeit auf das Lesen verschwendet, vernachlässigt sie ihre Pflichten und kann dadurch ihren Mann zum Trinker werden lassen (vgl. weiter oben, S. 117). Aber auch grundsätzlich trägt die Lektüre nicht zu ihrer Aufgabe bei, das Vermögen des Haushalts zu vergrößern: „Denn es dienet gar nichts zum Erwerb, vieles gelesen zu haben und noch lesen. Viele Hausväter wären viel weiter gekommen, wenn ihre Gattinnen weniger Geschmack an Lectüre, und desto mehr an Wirthschaft und häuslichen Tugenden gehabt hätten.“⁶⁷⁶ Einer These der Geschichtsforschung zufolge war der Anteil der häuslichen Arbeit am Vermögen des Haushaltes ökonomisch so bedeutsam, dass die Frauen deshalb explizit von Bildung abgehalten werden sollten, die nicht den häuslichen Bereich betraf.⁶⁷⁷ Weckel argumentiert allerdings zu Recht, dass eine rein ökonomische Kalkulation den Mehrwert einer gebildeten Ehefrau oder der Töchter, die einen akademischen Mann in seiner Arbeit unterstützen können, vernachlässigt. Ganz abgesehen davon beantwortet die ökonomische Argumentation grundsätzlich nicht, warum es zahlreiche männliche Verwalter und ebenso an diese gerichtete Literatur für größere Höfe gab, Verwalterinnen aber sehr selten erwähnt werden, und sich die haushälterische Literatur ab Ende des 18. Jahrhunderts immer an die Frau des Hauses, nie an die Verwalterin richtet.⁶⁷⁸

Germershausens Begründung gegen zu viel Gelehrsamkeit ist zunächst keine biologische, im Gegensatz zu so vielen Autoren der nachfolgenden Jahre, die mit der angeblichen Natur der Frau argumentieren.⁶⁷⁹ Eine richtige Gelehrte zu sein, setzt seines Erachtens außerordentliche Geistesfähigkeiten sowie einen unersättlichen Durst nach Wissenschaften voraus, was er zwar nur einer Frau unter Tausenden zutraut, aber immerhin nicht kategorisch ausschließt. Eine solche Frau brauche aber auch einen passenden Ehemann, für den es kein Problem sei, dass sie ihm den Haushalt nicht führen könne. Tatsächlich waren die Bildungsmöglichkeiten von Frauen eben wegen des ihnen verwehrten Zugangs zu den Institutionen stark von ihrem familiären Umfeld und dessen Unterstützung abhängig, neben der Tatsache, dass der Zugang zu Bildung grundsätzlich von finanziellen Mitteln abhing. Darum geht es Germershausen aber bei der Erwähnung des passenden Ehemannes nicht, sondern ausschließlich darum, dass die Ehefrau ihre Aufgabe als Hausmutter wahrzunehmen hat, auch hier wird die Möglichkeit einer Verwalterin nicht erwähnt. Insofern könnte im Grunde also doch von einer biologischen Begründung gesprochen werden, da ihr Geschlecht sie vor allem im Verband mit ihrem Stand durch Geburt zu ihrem Beruf bestimmt und die heterosexuelle, monogame Ehe das erklärte Ziel ist (abgesehen von der katholischen Möglichkeit, in ein Kloster zu gehen).

⁶⁷⁵ Die gleiche Strategie wendet der Autor des Artikels ‚Belesenheit‘ im *Frauenzimmerlexikon* der dritten Ausgabe an. Vgl. Cöppicus-Wex, *Frauenzimmerlexikon*, S. 278.

⁶⁷⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 625f. Ausnahmsweise ist es hier der Hausvater, der vorankommen muss, nicht das Ehepaar gemeinsam.

⁶⁷⁷ Weckel, Fieberfrost, S. 366.

⁶⁷⁸ Nach Schmidlin wurden in früherer Hausväterliteratur Meier und Meierin als Hausvater und Hausmutter bezeichnet, also das Verwalterehepaar. Bei Hohberg, Münchhausen und Germershausen seien dagegen immer die leitenden herrschaftlichen Personen mit der Bezeichnung gemeint. Schmidlin, *Arbeit*, S. 77.

⁶⁷⁹ Vgl. Hausen, *Geschlechtscharaktere*.

Schon von allgemeiner Bildung für Mädchen rät Germershausen ab: Das Erziehungsziel ist die Hausmutter, nicht die in Gesellschaft in allen Konversationsthemen bewandte galante Dame. Germershausen will die Leserin davon überzeugen, ihre Töchter nicht in die Obhut von Gouvernanten und Mädcheninternaten zu geben, wo sie nur verzogen würden, indem sie so unnütze Dinge wie Französisch lernten. Bildung hat das Ziel der Ausbildung, gelehrte Bücher sollten sich ausschließlich mit dem zukünftigen Beruf befassen: „**Ein Pfund weiblicher Haushaltungswissenschaft ist mehr werth, als ein Zentner weiblicher schöner Wissenschaften.**“⁶⁸⁰ Gute deutsche Schriftsteller sind allerdings zur Lektüre erlaubt, mit dem Ziel, sich in der Muttersprache fein und schicklich ausdrücken zu können, und auch einen „guten deutschen Brief“ schreiben zu können, den „Richtigkeit, Leichtigkeit und edle Einfalt auszeichnet.“⁶⁸¹ Welche Bildung zu welchem Zweck einem Mädchen zuteil werden soll ist also streng definiert. Da Germershausen auch für landadelige Frauen schreibt, bedeutet das, dass sich diese Frauen in Richtung der bürgerlichen Schicht orientieren sollen, und nicht mehr am Hochadel.

Pia Schmid zeichnet die Entwicklung der Argumentation für die Beschränkung weiblicher Bildung exemplarisch anhand der Schriften von Rousseau, Campe und Pestalozzi nach, in denen sich die vorgesehene Rolle der Ehefrau im Laufe des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts von der Geliebten bei Rousseau über die Hausmutter bei Campe zur Mutterfigur bei Pestalozzi verschob. Während Sophies Bestimmung die einer attraktiven Ehefrau für Emile ist, sieht Campe in seinem stark rezipierten ‚Rat an seine Tochter‘ zwar ebenfalls den Zweck des Daseins der Frau im Dienen für ihren Ehemann, aber nicht als anmutige und verführerische Ehefrau die zugleich Geliebte ist (Rousseaus Forderung nach einer Liebesheirat war etwas Neues), sondern vor allem als Hausmutter.⁶⁸² Campe allerdings begründet diese Notwendigkeit nicht ökonomisch, wie Germershausen noch acht Jahre zuvor, sondern biologisch. Er greift auf den alten Topos der körperlichen Schwäche zurück, den schon Xenophon in seinem *Oikonomikus* anführt (von Campe stammt der bekannte Vergleich von Eiche und Efeu).⁶⁸³ Frauen könnten sich aber einen ‚Gemütscharakter‘ aneignen, der ihnen helfe, sich in ihre Bestimmung zu fügen. Darunter versteht er u.a.:

„Anhänglichkeit an Mann, Kind und Haus, ein gänzliches, freies und freudiges Verzichtthun auf die zerstreuten und berauschenden Vergnügungen des herrschenden üppigen Lebens, und endlich ein liebevolles Hingeben ihres eigenen Willens in den Willen des Mannes, woraus denn nach und nach ein gänzliches süßes Zusammenschmelzen ihrer eigenen Wesenheit (Existenz) mit der seinigen entsteht.“⁶⁸⁴

Schmid konstatiert, dass Campe eine realistische Einschätzung der Situation bürgerlicher Mädchen gebe, indem er die Abhängigkeitsverhältnisse und den Heiratszwang benennt. Sein Rat, damit umzugehen, besteht in Unterordnung und Selbstverleugnung.

⁶⁸⁰ Hausmutter, Bd. 5, S. 626. Hervorhebung im Original.

⁶⁸¹ Ebd.

⁶⁸² Johann Heinrich Campes *Väterlicher Rath für meine Tochter* wurde zehnmal aufgelegt und war das populärste zeitgenössische Buch über Mädchenbildung, Schmid, Weib, S. 331.

⁶⁸³ Schmid zitiert auch Amalia Holst, Tochter des Kameralisten Justi, die sich gegen dieses Argument wehrt, indem sie den Kulturzustand anführt, in dem das Recht des Stärkeren gerade außer Kraft gesetzt ist – schließlich müsse Friedrich II. sonst hinter jedem beliebigen Lastträger zurückstehen. Ebd., S. 340.

⁶⁸⁴ Zit. ebd., S. 332.

Abrichtung des Körpers

Für Germershausen steht zunächst noch das effektive Arbeitspaar im Vordergrund. Hausmutter zu sein bedeutet für ihn eben nicht, nur in Abhängigkeit des Ehemanns handeln zu können, sondern Verantwortung zu übernehmen und im Notfall den Hof allein zu führen. Dazu benötigt sie vor allem eine robuste Gesundheit und eine stabile psychische Konstitution. Das fängt mit einer funktionstüchtigen Nase an: Eine Hausmutter kann Schaden durch das Gesinde in ihrer Wirtschaft abwenden, wenn sie gut riechen kann. Nicht nur verdorbene Nahrung lässt sich so bestimmen, sondern auch ob die Gefäße für Milch und Brauerei schimmelig oder sauer riechen, ob das Gesinde in der Küche heimlich etwas für sich selbst gekocht hat, ob die Knechte im Stall Tabak geraucht haben oder verbotenerweise bei den Mägden waren, ebenso wie ein Brand verhindert werden kann: „Schon manche Hausmutter hat sich mit einer gesunden Nase Haus, Hof und Vermögen gerettet. Sie empfand einen Geruch von Angesengten, gieng ihm nach, und tilgte die Funken, die ein nachlässiges oder zu sorgloses Gesinde hatte entstehen lassen.“⁶⁸⁵ Die Argumentation begründet eine Warnung vor dem exzessiven Gebrauch von Schnupftabak, der den Geruchssinn der Hausmutter beeinträchtigen könnte.

Mit dem Training für einen robusten Körper müssen Kinder so früh wie möglich anfangen. Manuel Frey hat der Diskussion des 18. Jahrhunderts um das Baden in kaltem Wasser und entsprechenden Hygieneanleitungen eine intendierte Erziehung zum leistungs- und arbeitsfähigen bürgerlichen Subjekt entnommen.⁶⁸⁶ Das Baden erlebte im 18. Jahrhundert eine Renaissance. Die bis ins 15. Jahrhundert existierende Badekultur mit öffentlichen Badestuben verschwand in Pestzeiten aus Angst vor Ansteckung.⁶⁸⁷ Diese, so wurde vermutet, verlief über ‚giftige Luft‘, die durch die Poren der Haut in den menschlichen Körper eindringe. Wasser, vor allem warmes, öffne die Poren und mache die Haut poröser, Schweiß hingegen verstarke die Schutzfunktion der Haut, so dass Parfums, Puder und gewechselte Wäsche eher als das Waschen mit Wasser als hygienisch galten.⁶⁸⁸ Auch im Umgang mit Neugeborenen findet diese Theorie eine Anwendung: Nach der Geburt wird das Kind mit Öl behandelt, damit sich die Poren schließen und der Körper so durch die zurückgehaltenen Säfte Kräftigung erfährt.⁶⁸⁹

Im 18. Jahrhundert ändert sich diese Vorstellung: Dem Körper wurden nun von vornherein natürliche Widerstandskräfte zugesprochen, die durch das Baden in kaltem Wasser geweckt und gestärkt werden sollen. Georges Vigarello bringt diesen Gedanken, ebenso wie Frey, mit dem erstarkenden Bürgertum zusammen: „Es entsteht der Glaube an eine autonome, dem Körper innewohnende Kraft. Er entspringt dem Denken einer Bourgeoisie, die auf ihre eigenen physischen Kräfte vertraut und vor allem an eine Lebenstüchtigkeit glaubt, die völlig unabhängig von Abstammung und Blutsverwandtschaft existiert.“⁶⁹⁰ Nun wird der Austritt des Schweißes, der durch Arbeit oder Bewegung entsteht, als Reinigung des Körpers gesehen, er darf aber nicht

⁶⁸⁵ Hausmutter, Bd. 5, S. 460. Hier wendet Germershausen wieder seinen üblichen Trick an, es ist natürlich die Schuld des Gesindes, wenn Feuer entsteht; so macht er es der Leserin einfach, sich mit dem Gelesenen zu identifizieren, dem Autor Recht zu geben und so auch in anderen Argumenten zu folgen.

⁶⁸⁶ Manuel Frey: *Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760–1860*, Göttingen 1997.

⁶⁸⁷ Hinzu kamen gestiegene Holzpreise bei zunehmendem Holzverbrauch und eine Diffamierung der öffentlichen Badestuben durch bürgerliche Gruppen als unsittlich. Vgl. Wolfgang Kaschuba: „Deutsche Sauberkeit“ – Zivilisierung der Körper und der Köpfe. Nachwort, in: Georges Vigarello: *Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*, Frankfurt am Main/New York 1992, S. 292–326, S. 308.

⁶⁸⁸ Kaschuba betont, dass dies vor allem für die Oberschichten galt. In den Unterschichten gab es, sofern es historische Quellen gibt, auch im 16. und 17. Jahrhundert keine so ausgeprägte Scheu vor Wasser. Vgl. ebd., S. 305.

⁶⁸⁹ Vigarello, Wasser, S. 155f.

⁶⁹⁰ Ebd., S. 158. Vigarello wie Frey setzen diesen Wechsel um 1760 an.

mehr die Poren verkleben und muss abgewaschen werden. Das kalte Baden des ganzen Körpers konnte sich, vermutlich schon aufgrund der Witterungsverhältnisse in Mittel- und Nordeuropa, bei Erwachsenen nicht durchsetzen. Hufeland schließlich empfiehlt in einem Artikel im *Journal des Luxus und der Moden* 1790 das warme Baden zur Reinigung und das kalte zur medizinischen Stärkung.⁶⁹¹ Kleinkinder mussten allerdings für allerlei Experimente herhalten, wie z.B. der im Detail vom Vater dokumentierte Umgang mit seiner neugeborenen Tochter, die von Anfang an immer bei offenem Fenster unter dünner Baumwolle schläft (nicht in den „so schädlichen Federbetten“⁶⁹²), täglich bei jedem Wetter am Brunnen mit kaltem Wasser gewaschen wird, und im Winter wie im Sommer der Witterung teilweise unbedeckt ausgesetzt wird. Der Vater präsentiert stolz die robuste Gesundheit seiner inzwischen einjährigen Tochter.

Die Kräftigung des kindlichen Körpers beschäftigt Germershausen ebenfalls, wenn auch nicht in diesem extremen Maße. Nicht nur das kalte Wasser soll zur Abhärtung des Körpers beitragen, auch Bewegung an der frischen Luft wird angeraten – die Erziehung zur Sanftheit darf nicht in Faulheit münden. Das führt aber nicht, wie man erwarten könnte, zu militärischem Drill, sondern liest sich eher wie ein Gegenprogramm zum pädagogischen Ziel des erzwungenen Gehorsams. Die Eltern sollten die Lebhaftigkeit ihrer Kinder (auch der Töchter) nicht unterdrücken, sie sollen nicht lange stehen müssen, ebenso nicht lange sitzen, und wenn sie sitzen, sich anlehnen dürfen und so oft wie möglich ihre Körperhaltung verändern; am besten sollen sie während des Unterrichts oft herumgehen dürfen. Das führe zu einer besseren Körperhaltung – diese Einsicht predigen heute noch Orthopäden, während die allgemeine Auffassung bis in die Hälfte des 20. Jahrhunderts eine andere war.



Abb. 8 Die Apparatur um den Hals soll eine gerade Körperhaltung beim Schreiben erzwingen
2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Der Rat, Kindern viel Bewegung zu erlauben, wird von Germershausen letztendlich wieder ökonomisch begründet: Der Zwang zum Stillsitzen von Kindern führe dazu, dass „unthätige, faule, dumme, plumpe, und ungesunde und den Müßiggang liebende Menschen entstehen müssen. [...] **Die Kinder und der Jüngling müssen den Müßiggang und die Ruhe meiden, weil sie dadurch aus wirksamen Menschen in todte und unthätige Götzen verwandelt werden.**“⁶⁹³ Mehrfach preist Germershausen zu diesem Ziel das Ballspielen an, das den Mädchen erlaubt werden solle – allerdings nicht mit Jungen, außer ihren Brüdern. In Ermangelung einer Spielge-

⁶⁹¹ Siehe Frey, Bürger, S. 118.

⁶⁹² C. L. Lenz: Ein Experiment (1792), in: Rutschky, Schwarze Pädagogik, S. 293.

⁶⁹³ Hausmutter, Bd. 5, S. 423f. Das ist vermutlich ein Zitat von Zückert, was erklären würde, warum hier „Jüngling“ steht, da es für Germershausen gerade wichtig ist, dass die zukünftige Hausmutter nicht immobil ist.

fährtin sollte der Vater mit ihr üben (ausnahmsweise nicht die Mutter). Das Spiel soll der „Abhärtung des Leibes“⁶⁹⁴ dienen. Das Ballspiel, das ihm vorschwebt, scheint eine Art Völkerball zu sein – es geht nicht darum, den Ball zu fangen, sondern ausschließlich, im Stehen oder Rennen nicht von ihm getroffen zu werden.⁶⁹⁵ Neben dem Effekt, dass das Ausweichen eine bewegliche Hüfte mache, was später beim Reiten und Tanzen von Vorteil sei, sieht Germershausen den größten Vorteil des Ballspiels im Fallen lernen, mit Anstand und Geschicklichkeit. Dass das Fallen fatale Konsequenzen haben kann, muss er nicht extra erwähnen. Stattdessen liegt der Schwerpunkt darauf, keine lächerliche Figur abzugeben: „Die wenigsten Menschen können es sich enthalten zu lachen, wenn sie einen andern fallen sehen. Wenn ein Erwachsener fällt, dass er die Beine gen Himmel kehret, ein Frauenzimmer dabey an den Untertheilen bloß wird, oder den Kopfaufsatz verlieret, u.s.f. so wird man dadurch andern [...] lächerlich.“⁶⁹⁶ Die darauf folgenden detaillierten Anweisungen, in welcher Situation man sich zu welcher Seite fallen lassen soll, mit welchen Körperteilen zuerst, welche Gegenstände man in der Hand lassen (die Bettwäsche, wenn man nach vorne fällt), welche fallen lassen soll und in welche Richtung (alles andere, vor allem heiße Suppe, und die zur Seite weg) nehmen mehr als sechs Seiten in Anspruch.

Germershausen erhofft sich von dieser Lektion die Einübung einer Körpertechnik mithilfe des Ballspiels in jungem Alter, die man nicht wieder verlernt; sie soll durch die Übungen „gleichsam mechanisch“⁶⁹⁷ werden. Er geht davon aus, dass die Hüfte, einmal so beweglich gemacht, immer so bleibt: „Leichtbeweglich gewordene Hüften von der Kindheit her verschaffen uns eine gewisse Gemüthsicherheit, dass wir bey jeder körperlichen Lage nicht aus der Fassung kommen.“⁶⁹⁸ Außerdem solle man den Töchtern nicht erlauben, Pantoffeln zu tragen, da sie sich einen schwerfälligen und unsicheren Gang angewöhnen und nicht vernünftig fallen lernen könnten (wie schon gesehen, sind Pantoffeln auch bei einem Überfall in der Nacht hinderlich).⁶⁹⁹

Das größte Hindernis für ein sanftes Abrollen beim Fallen ebenso wie für ein selbständiges Wiederaufstehen scheint mir allerdings eher im Korsett zu liegen. Korsetts und Schnürleiber erwähnt Germershausen in diesem Zusammenhang nicht, lehnt sie aber an anderer Stelle vehement ab. Sie verursachen seiner Meinung nach nicht nur alle möglichen Krankheiten wie Bleichsucht, Schwindsucht und Unfruchtbarkeit, sondern auch Skoliose. Buckel und schiefe Wirbelsäulen seien bei Bauernkindern, die keine Schnürleiber trügen, sehr viel seltener als bei vornehmen Kindern zu sehen – die Körperkultur der Unterschichten sowie von fremden Völkern wird von den Aufklärern als fortschrittlich deklariert, „soweit sie mit den neuen Wertmaßstäben übereinstimmen.“⁷⁰⁰ Wenn eine Fehlstellung der Wirbelsäule korrigiert werden müsse, solle aber lieber Fischbein als Eisen benutzt werden.⁷⁰¹ Die Abkehr von Korsetts und Korsagen für Frauen konnte sich

⁶⁹⁴ Ebd., S. 560.

⁶⁹⁵ Bei Elias und Dunning kann man die Brutalität früher Ballspiele nachlesen: Norbert Elias, Eric Dunning: Volkstümliche Fußballspiele im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen England, in: dies.: *Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie*, Münster o.J., S. 85–104.

⁶⁹⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 592. Das Ballspiel muss zunächst im Sand stattfinden, damit die Töchter ohne Gefahr das Fallen lernen können.

⁶⁹⁷ Ebd., S. 554.

⁶⁹⁸ Ebd., S. 594. In diesem Zusammenhang betont er übrigens die Notwendigkeit, auch das linke Knie zum Aufstehen zu trainieren, wie er schon die Wichtigkeit, die linke Hand ebenso zu nutzen wie die rechte erwähnt hat; man habe sonst nur eine Hälfte von sich in seiner Gewalt. Vgl. ebd., S. 597.

⁶⁹⁹ Vgl. ebd., S. 557. Das lässt sofort an Marcel Mauss' Studie des Gangs der von ihm beobachteten Krankenschwestern denken – auch wenn er das amerikanische Kino für ihren Gang verantwortlich macht, wird die Form der Schuhe sicherlich auch eine Rolle gespielt haben.

⁷⁰⁰ Frey, Bürger, S. 113. Siehe auch Germershausens Plädoyer für Mäßigkeit als Lebensart, um möglichst ein möglichst hohes Alter zu erreichen, zu dem er außer antiken Autoren u.a. „Indianer“ und „Esquimauer“ heranzieht. Vgl. Hausmutter, Bd. 2, S. 425–429.

⁷⁰¹ Hausmutter, Bd. 5, S. 378.

erst mit der Reformbewegung und vor allem durch den Ersten Weltkrieg über hundert Jahre später durchsetzen.

Alle von Germershausen angepriesenen Maßnahmen, die den Körper der Tochter betreffen, werden mit ihrer Bestimmung als Hausmutter, Mutter oder Ehefrau begründet. So muss er seine Begeisterung für das Singen in angemessene Argumente verpacken: Eine angenehme Stimme entlocke empfindsamen Männern die innigste Zärtlichkeit; schöne Frauen, die eine unangenehme Stimme haben, sollten lieber nicht reden, und hässliche werden durch eine angenehme Stimme schön, vor allem, wenn sie singen können.⁷⁰²

Weiblich sein muss also eingeübt werden. Weibliche Schönheit zeige sich in Demut und Bescheidenheit, dazu solle der Tochter nicht beigebracht werden zu gestikulieren: „Man verlangt also hiemit den Contrast eines schüchternen, blöden, peinlichen und kriechenden Kindes. Man verfällt aber hiebey, um einen Fehler zu vermeiden, in einen andern, und vielleicht noch größern. Das Gesticuliren der Kinder weiblichen Geschlechts ist vielmals Nachahmung der Theaterprinzessinnen.“⁷⁰³ Das gehört sich für Mädchen noch weniger als für Jungen; die Schönheit des Mädchens ist gefährdet, wenn sie sich im Ausdruck zu männlich verhält: „Man zerstöret also diesen Begriff von weiblicher Schönheit durch eine sogar allzu männliche äußerliche Stellung, Gebärden und Anstand.“⁷⁰⁴ Bei der idealen weiblichen Charakterbeschreibung sind auf einmal die Worte schmachtend, Schwachheit und Zartheit positiv besetzt, ganz entgegen Germershausens sonstigen Überzeugungen. Er zitiert oder paraphrasiert hier einen christlichen Autor, dessen Überzeugung er zu teilen scheint, der sich aber mit seinen sonstigen Äußerungen völlig widerspricht, da die körperlich und emotional stabile, aktive und leistungsfähige Hausmutter ansonsten immer das Ziel ist. Hier zeigen sich die widersprüchlichen Anforderungen, die in dieser Zeit an das Idealbild der Hausmutter gestellt werden: Durchsetzungsfähigkeit und Führungsqualitäten gegenüber dem Gesinde, Zurückhaltung und Anpassung in Gesellschaft.

Im Haus bleiben

Wie in den ersten vier Bänden gesehen, ist die Hausmutter für Germershausen ein Beruf, zu dem ausgebildet werden muss, wobei er Hilfestellung leisten möchte. Ein großer Teil des fünften Bandes dreht sich um die Erziehung der Kinder – bis zum 6. Lebensjahr betrifft das die Kinder beiderlei Geschlechts, danach nur noch die Töchter.⁷⁰⁵ Wie gesehen, ist das Erziehungsziel der Beruf der Hausmutter. Wieder gibt Germershausen der Leserin pädagogische Tricks an die Hand; es kann nicht früh genug angefangen werden. Die Aufgaben, die den Töchtern im Haushalt aufgetragen werden, sollten nicht zu schwer sein, damit die Kinder nicht entmutigt werden.⁷⁰⁶ Auch Spielzeug wird eingesetzt: „Das Spielzeug muß etwas Beziehung auf die künftige Lebensart und

⁷⁰² Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 455f. Bei stotternden Kindern helfe das Singen lernen, eine bis heute praktizierte Technik. Wiedemann zitiert Johanna Kinkel, singende und klavierspielende Mädchen würden eher geheiratet, weil sie im Rampenlicht stehen (ansonsten dürfen sie ja nicht viel sagen in Gesellschaft): „Mädchen von kaltem Gemüt erscheinen oft seelenvoller als andere, weil sie wohlinstudierte Empfindungen mit einer melodischen Stimme ausdrücken, zu denen sie selbst gar nicht befähigt sind. Andere, die sich nicht mit diesem Blendwerk umgeben können, haben vielleicht tiefes Gefühl, aber ihre unmusikalischen Laute lassen es wie eine bittere Ironie erscheinen.“ Kinkel in Wiedemann, Herrin, S. 57.

⁷⁰³ Hausmutter, Bd. 5, S. 464.

⁷⁰⁴ Ebd., S. 465.

⁷⁰⁵ Beatrix Häusler bezeichnet die *Hausmutter* als „paradoxiertweise innovatorisch“, weil das Thema der Erziehung (zumindest so ausführlich) bisher nicht in der Hausväterliteratur behandelt wurde. Beatrix Häusler: Von der Hausmutter zur Mutter. Geschlechtermodelle in der Hausväterliteratur Christian Friedrich Germershausens, in: *LA MAMMA! Beiträge zur sozialen Institution Mutter-schaft*, hrsg. von: Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, Köln 1989, S. 27–35, S. 28. Die Entdeckung der frühkindlichen Erziehung ist jedenfalls hochaktuell zu dieser Zeit.

⁷⁰⁶ Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 553.

Stand des Kindes haben; es muß auf die Geschäfte der Mutter in ihrer Haushaltung hinzielen, indem Nachahmung das erste und liebste der Kinder ist.⁷⁰⁷ Mit dem Spielzeug, das aus Kochutensilien, Geschirr und Puppen besteht, soll das Mädchen Ordnung und Sauberkeit lernen, wobei es hilft, dass jedes Kind auch eigenes Spielzeug besitzt, „denn wenn kein Kind sein Eigenthum hat, so kann es nicht zur Ordnung angewiesen, oder ihm Lust dazu angebracht werden.“⁷⁰⁸



Abb. 9 Puppenstube (um 1800)

Wenn die Ordnung nicht von Anfang an gelernt wird, ist es im Erwachsenenalter zu spät. Die Ordnung muss also wie eine Art Körpertechnik von früh an eingeübt werden. Das gilt nicht nur für die Mädchen, auch die Jungen sollen beispielsweise auf ihre Wäsche achten, damit sie im Internat ordentlich damit umgehen. Die Mutter muss sich „zuweilen [...] herablassen, mit den Kindern zu spielen, und das Spiel anzuordnen.“⁷⁰⁹ Und sie sollte so vertraut mit den Kindern sein, dass diese ihr ohne Furcht Fragen stellen können. Das pädagogische aufklärerische Credo, zum Nachdenken zu erziehen, findet hier Eingang: „Es machet kluge und nachdenkende Kinder, wenn die Mutter nicht bloß sagt und zeigt was und wie? sie dieses oder jenes, sondern auch warum sie es thun sollen.“⁷¹⁰ Nachdenken sollen die Mädchen aber nur im ihnen zugestandenen Rahmen.

In der Abgrenzung nach oben (und das bezieht sich auch auf den niederen Adel) poltert Germershausen gegen Pensionen und Mädcheninternate, weil die Töchter dort zu putzsüchtigen Frauenzimmern verzogen würden, was auf der einen Seite an den französischen oder den ihnen ähnlichen deutschen Erzieherinnen läge, auf der anderen Seite an den gleichaltrigen Mädchen, die einen schlechten Einfluss ausüben.⁷¹¹ Als Beispiel dient ihm eine Rezension von Pariser Frisuren im Wittenbergischen Wochenblatt von 1779:

„Wenn man die Kopfputze von 1589 bis auf unsre itzigen Zeiten durchgeht, so findet man, wie das Frauenzimmer, in den mancherley Abänderungen des Aufsatzes vom Natürlichen, Einfachen und Sittsamen, nach und nach zum Gekünstelten, zum lächerlich Unnatürlichen und völlig Wilden übergegangen ist. –

⁷⁰⁷ Ebd., S. 484. Es ist bezeichnend für den Wandel der Zeit, dass Germershausen hier den Stand noch erwähnt, und trotzdem Dinge aufzählt, mit dem eigentlich das Personal und nicht die Mutter hantiert – das Kind soll das Putzen von Metallen lernen und das Instand- und Sauberhalten von Kleidung einüben.

⁷⁰⁸ Ebd., S. 485.

⁷⁰⁹ Ebd.

⁷¹⁰ Ebd., S. 488.

⁷¹¹ Putzsucht ist hier nicht das, was heute darunter verstanden wird – es bezieht sich auf den Begriff ‚sich herausputzen‘.

Die Zeit von 1740 bis 1770 hat fast den wohlständigsten und gefälligsten Haarputz gehabt; zu den Seiten gelockert, vorn eine sanft sich erhebene aufgestrichene Vergette, hinten der Kopf mit den bekannten Kantenflügeln, herabhängend oder heraufgestrichen, gezieret. Noch erhielt sich dieser natürliche und doch kostbare Schmuck, mit einer geringen, fast immer sittsamen, Abänderung, bis fast 1774; ein paar schief liegende Locken zu den Seiten, ein nicht zu hoch liegendes Toupet von eigenem Haar, und auf dem Kopfe noch wohl eine kleine Haube; zum Theil auch von mancherley Bande und seidenem Geflechte umwunden. Von dieser Zeit aber fangen nun die Federn an, die Haare thürmen sich auf, werden durch Unterlagen von falschen Haaren, Wülsten und Bündeln in die Höhe, Breite und Tiefe ausgebaut, um mit Schwänzen, Locken und Puffen, mit großen Aufsätzen und Federn so aufgestutzt, dass sie endlich das scheußliche Gerüste ausmachen, welches man auf den Köpfen des Frauenzimmers, **mehr im Mittel= als beym hohen Stande**, am meisten auf den Köpfen der Putzmachermädels, alle Tage erblicken kann. [...] Da hergegen das Flattergerüste auf den Köpfen unsrer Modepuppen ganz gegen die Natur und gute Sitten anstößt, ganz den Abdruck von Ueppigkeit und Leichtsinn an sich hat, **und im Grunde das Geschäft einer niedrigen Seele ist** –“.⁷¹²

Auch die als natürlich und sittsam definierte Frisur ist nur mit großem Aufwand herzurichten und klingt für heutige Ohren sehr gekünstelt. Immer wieder ist es das erklärte Anliegen der Autoren, dem ‚Mittelstand‘ Demut beizubringen und nicht nach (äußerlich) Höherem zu streben. Die Protagonisten (hier die Frauen) sollen nicht dem Hof nacheifern, sondern dem bürgerlichen Vorbild der Schlichtheit folgen, und sich selbstbewusst dem eigenen, also dem von Germershausen propagierten Stand des ‚Mittelmanns‘ zuordnen, wie schon an den Rezepten der ersten zwei Bände gesehen.

Schlimmer aber als die Putzsucht ist die Gefahr, dass die Mädchen sich nach ihrer Zeit im Internat mit ihrer Bestimmung nicht mehr zufrieden geben. Die Schulen in der Stadt vertauschten die ländliche Unschuld, die von der Mutter eingepflanzten religiösen „Gesinnungen der Neigung und Lust zur Häuslichkeit mit Weltsinn, Pracht und Kleiderstolz, mit Weichlichkeit und Gemächlichkeitsliebe.“⁷¹³ Das hört sich fast an wie Riehl, der davor warnt, dass die Frauen nach draußen streben. Die Mütter hätten alle Hände voll zu tun, „das aus der Stadt mitgebrachte Unkraut wieder auszurotten, und die Liebe zur Häuslichkeit, die Ertragung der Einsamkeit des stillen Landlebens, wieder hervorzubringen, und die mit der Häuslichkeit unvertragsame, in der Stadt angewöhnte, Putzsucht zu mäßigen.“⁷¹⁴ Dagegen sei es besser, die Tochter im Alter von 13 Jahren in eine befreundete Familie zu geben, damit sie dort die Hauswirtschaft lernen kann. Diese Praxis ist offenbar nicht so verbreitet: es sei in manchen Familien alter Brauch.⁷¹⁵ Dies zeugt wieder vom höheren Stand des intendierten Zielpublikums. Einige Zeit als Dienstmädchen in einem anderen Haushalt zur Ausbildung zu verbringen, war in den niedrigeren Ständen Usus. Germershausen macht entsprechend keine große Sache daraus, sondern merkt es (entgegen seinen sonstigen Lieblingsthemen) nur einmal kurz an.

Die Einsamkeit des stillen Landlebens muss ertragen werden – das hört sich nicht besonders idyllisch an. Im Grunde werden auf den Schulen den Mädchen nur Dinge beigebracht, die ihnen später nichts nutzen wie fremde Sprachen, oder die sie „mit der Zeit als Frau aufgeben muß“, wie

⁷¹² Ebd., S. 473f., Hervorhebungen von Germershausen. Männerfrisuren werden in diesem Zitat nicht erwähnt, obwohl sich die männliche Perückenmode bis ins 19. Jahrhundert gehalten hat. Vgl. Ulrike Sippel: Von Kardätschen, Puderquasten und Papilloten. Das Göttinger Perückenmacherhandwerk im Dienst von Mode, Schönheit und Standesbewußtsein, in: Regina Löneke, Ira Spieker (Hrsg.): *Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte. Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten*, Göttingen 1996, S. 141–159.

⁷¹³ Hausmutter, Bd. 5, S. 564.

⁷¹⁴ Ebd.

⁷¹⁵ Ebd., S. 642.

Zeichnen, Musik und Tanzen.⁷¹⁶ Denn um an einem Instrument wie dem Klavier zu sitzen, Laute oder Cymbel oft in der Hand zu halten, wird sie keine Zeit haben. Dagegen kann Germershausen hier wieder sein Faible für das Singen propagieren, denn damit kann sie die Arbeit „überall in den Wirtschaftsgeschäften, die beschwerlichsten [...], oder wegen ihrer zu großen Einförmigkeit ermüdenden, sich und andern mit Singen erleichtern; bey der gemeinsten Beschäftigung in der Spinnstube ihre Töchter und Mägde mit gesungenen Liedern ermuntern, sie selbige lehren, und religiöse Empfindungen beybringen“.⁷¹⁷ Neben dem erzieherischen Effekt (und dem der Überwachung, wie wir am Beispiel der Milchmägde gesehen haben) soll das Singen die eintönige Arbeit erleichtern – das erinnert an Sklavengesänge und mutet zynisch an. Das Singen wird, im Gegensatz zum Erlernen von Instrumenten, als ‚natürlich‘ deklariert und so eine abenteuerliche Konstruktion geschaffen: „Es ist ein sehr schändliches Vorurtheil, nach welchem man die jungen Schönen Instrumentisten, aber keine Sängerinnen, werden lässt. Man verlässt hierbey völlig die Bahn der Natur, und machet Nebensachen zur Hauptsache.“⁷¹⁸ Die Einteilung und Bewertung von Kategorien scheint hier sehr wichtig. Des weiteren hätten Frauen (ebenfalls von Natur aus) schönere Stimmen als Männer; der Höhepunkt des Zynismus: „Die einsamen und stillen Verrichtungen, die das Frauenzimmer hat, sind ihnen zum Singen so bequem, dass man glauben sollte, der Schöpfer hätte ihnen darum eine so schöne Stimme gegeben, weil sie die Bequemlichkeit haben, sie zu üben und zu nutzen.“⁷¹⁹

1.3 Bestimmung zur Mutter

An den Einträgen im *Zedler* fällt auf, dass sich die Definition der Geschlechterrollen hauptsächlich um das Verhältnis der Ehepartner dreht. In späteren Definitionen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wird ein anderer Schwerpunkt deutlich: Die Rolle der Frau wird sehr viel stärker durch die Mutterschaft bestimmt.⁷²⁰ Germershausen greift diese Tendenz auf. Zunächst lässt sich sehen, dass auch hier Standesnormen eingeübt werden müssen. Selbst das Material der Windeln zeugt vom Stand des Hauses: Wenn es nicht das Schlesische Leinen sein muss, dann zumindest das feine Hausleinen. Ebenso wird der Grad der Sauberkeit ein Indiz für den Stand der Mutter: „es ist einer Mutter vom Mittelstande nicht zu verzeihen, wenn ein Uringeruch denjenigen entgegen fliegt, welche sich der Wiege nähern.“⁷²¹ Es wird allerdings nicht erwartet, dass die Mutter selbst sich des Wickelns annimmt. Sie muss das Kindermädchen richtig anleiten und überwachen, dass den Kindern sofort die Windeln gewechselt werden, wenn sie nass sind. Das Kind wird dann zum Aushängeschild für „Fähigkeit, Ordnung und Geschmack der Mutter.“⁷²² Die Definition des Standes läuft immer wieder über die ‚richtigen‘ Verhaltensweisen, auch hier lässt sich die Abgrenzung nach oben und unten finden: Vom festen Einwickeln wird abgeraten, vornehme Mütter würden diese Methode benutzen (lassen), um ihren Töchtern von vornherein eine schmale Taille anzulegen, was zum Tod führen könne;⁷²³ eine frühe Form des Schnullers, des sogenann-

⁷¹⁶ Diesen Abschnitt zitiert Germershausen von „einem Engländer“, um in Klammern eine Ausnahme für das Singen machen zu können und zwischen Instrumenten und der Stimme zu unterscheiden. Germershausen widerspricht wieder seinen eigenen Argumenten, an anderer Stelle schreibt er äußerst positiv über das Tanzen und Zeichnen. Ebd., S. 565.

⁷¹⁷ Ebd., S. 566.

⁷¹⁸ Ebd., S. 572.

⁷¹⁹ Ebd., S. 575.

⁷²⁰ Vgl. Hausen, *Polarisierung*, S. 370.

⁷²¹ Hausmutter, Bd. 5, S. 261.

⁷²² Ebd., S. 263.

⁷²³ Das sogenannte Pucken ist bis heute eine umstrittene Technik. Der Säugling wird dabei so fest in Tücher gewickelt, dass er sich nicht mehr bewegen kann. Heutige Verfechter_innen dieser Technik gehen davon aus, dass der Säugling so Geborgenheit erfahre, weil das die Situation im Mutterleib nachahme. Früher wurde die Technik nicht nur angewandt, um, wie Germershausen behauptet, eine schmale Taille zu formen, sondern war für arbeitende Mütter eine Möglichkeit, das Kind ablegen zu können ohne

ten Nutschbeutels, der sich nur bei armen Leuten finden ließe, wird ebenfalls abgelehnt. Das Kind lutscht dabei an einem Beutel, in dem sich in Wasser getauchte Zwieback- und Semmelbrösel befinden. Germershausen befindet das für unappetitlich und unhygienisch.⁷²⁴

Dass die Versorgung von Säuglingen und Kleinkindern durch Kindermädchen geschieht, ist eine Selbstverständlichkeit. Auch hier ist es zunächst eher die richtige Anleitung und die Kontrolle durch die Hausmutter, die die richtige Außenwirkung erzielt, wenn die Sauberkeit des Säuglings auf die Mutter zurückfällt. Es taucht aber noch ein anderes Thema auf: die frühkindliche Erziehung, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anfang, eine Rolle zu spielen. Forderungen werden laut, dass die Kinder nicht mehr wie zuvor dem Gesinde überlassen werden dürften, die Mutter soll sich selbst um sie kümmern. Auch diese Entwicklung ist an den verschiedenen Ausgaben des *Frauenzimmerlexikons* zu beobachten: Ist es in der ersten Ausgabe normal, dass sich die Erziehung in den Händen der Dienstboten befindet, wird das in der letzten als „Ausdruck verfehlter und degenerierter Weiblichkeit“⁷²⁵ bezeichnet. Germershausen weiß, dass ein vollständiges Fernhalten der Kinder vom Gesinde eine realitätsferne Vorstellung ist.⁷²⁶ Jedoch: Der moralische Charakter eines Kindes werde in den ersten sechs Jahren anerzogen, deshalb sei es von großer Wichtigkeit, die Erziehung in dieser Zeit nicht schleifen zu lassen, und vor allem nicht dem Personal zu überlassen. Denn wenn die Erziehung erst den Erziehungsinstituten überlassen werden soll, in die die Kinder im jugendlichen Alter geschickt werden, haben sie keine Chance mehr:

„[...] wenn Kinder nach den bösen Exempeln alter Personen, meistens der Bedienten oder des Hausgesindes, aus dem berauschenden Becher der Unarten und grober Lüste täglich getrunken, und die Aeltern an solchem Taumel ihrer Kinder kein Misfallen, sondern Scherz und Vergnügung gehabt, an ihnen die üppigen kleinen Lustigmacher oder Lustigmacherinnen des Hauses, der Familie, der Bedienten haben wollen.“⁷²⁷

Kindliches Quatschmachen verurteilt Germershausen als Erwachsenen-induzierte Clownerei, in seiner Sicht wirkt es sich unwiderruflich auf die Charakterbildung aus. Kinder (beiderlei Geschlechts) seien auf die Fähigkeiten der Mutter angewiesen, und nicht nur auf ihre Fähigkeiten, sondern auch ihre Charaktereigenschaften; die Bildung des Menschen hängt von einer Gemengelage von Tugenden, Eigenschaften und Verhaltensweisen der Mütter ab:

„Von klugen Müttern kluge Kinder, von trägen unempfindlichen Müttern dumme und stumpfe Kinder, von tugendhaften weisen Müttern fromme Kinder, von lasterhaften Müttern lasterhafte Kinder. Von leichtsinnigen, verbuhten, niederträchtigen, tändelnden, naschhaften, unreinlichen, verschwenderischen, aufgeblasenen, störrigen, unfreundlichen, hartherzigen, neidischen, falschen, verläumderischen Müttern leichtsinnige, zur Unzucht stark geneigte, niederträchtige, tändelnde, naschhafte, unreinliche, verschwenderische, aufgeblasene, störrige, unfreundliche, hartherzige, neidische, falsche, verläumderische Kinder; mit mehr oder weniger Modification, je nachdem der Vater mehr oder weniger von seinem eigenen Charakter in die erste Gesinnungsanlage des Kindes mit einfließen lassen [sic].“⁷²⁸

Der Vater kann also auch ein wenig beitragen, aber nur gradweise. Die Verantwortung für die Charakterbildung des Kindes liegt fast ausschließlich am Charakter der Mutter, bzw. an ihren Tu-

dass es sich verletzen kann, siehe Bock/Duden, Arbeit, S. 133. Außerdem war man der Auffassung, es helfe gegen Rachitis, vgl. Sabine Seichter: *Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens*, Weinheim/Basel 2014, S. 63.

⁷²⁴ Hausmutter, Bd. 5, S. 318. Mehr zu Hygiene und Ersatznahrung siehe weiter unten.

⁷²⁵ Cöppicus-Wex, *Frauenzimmerlexikon*, S. 281.

⁷²⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 496: Die Kinder sollen so erzogen werden, dass sie dem bösen Einfluss des Gesindes widerstehen.

⁷²⁷ Ebd., S. 443f. Zum Lachen siehe weiter unten, S. 159.

⁷²⁸ Ebd., S. 445.

genden und Unsitten. Es gebe allerdings auch Kinder, die eine bösertige Veranlagung haben und nicht gehorchen wollen, egal, wie viel Mühe sich die Mutter gegeben hat. Mit gutartigen Kindern könne man im Alter von sechs bis zwölf machen was man wolle, mit bösertigen Kindern käme man mit zehnfacher Mühe kaum halb so weit. „Unfreundliche und gegen die Mutter auch im mindern Grade kaltsinnige, oder weinerliche, und zum Aergerniß aufgelegte Kinder sind keine gute Vorbedeutung.“⁷²⁹ Das Ziel ist es, das Kind so zu erziehen, dass es zu einem gehorsamen, für die Gesellschaft brauchbaren Menschen wird. Germershausen ist nicht allein mit seinem Appell an die Mutter, eine bessere Nachwelt und „edle Bürger“⁷³⁰ zu schaffen.

Die gute Staatsbürgerin

Die Notwendigkeit, Mütter zu guten Müttern zu erziehen, damit sie gute Staatsbürger produzieren, ist im letzten Drittel des Jahrhunderts Teil der bevölkerungspolitischen Überlegungen vor allem des preußischen Staates. Die Diskussion äußerte sich ebenso wie die Anstrengungen der Ökonomischen Aufklärung in zahlreichen Publikationen. Neben medizinischer und pädagogischer Ratgeberliteratur, die sich direkt an die Mütter wendete, entstand auch medizinapolizeyliche Literatur, die sich an die Obrigkeit richtete.⁷³¹ Sabine Toppe untersucht in ihrer Studie *Polizey und Geschlecht* diese Literatur auf die Propagierung einer neuen Norm von Mütterlichkeit und die daraus resultierende Umformulierung der Geschlechterverhältnisse.⁷³² Sie bezeichnet die ‚Entdeckung der Kindheit‘ im Zeitalter der Aufklärung eher als „Entdeckung der jungen Generation als Hoffnung auf eine bessere Zukunft“.⁷³³ Im Zuge dessen wurde Erziehung zu einem Thema, dem Auswirkungen auf die Weltgeschichte zugeschrieben wurden. Insofern lagen Schwangerschaft, Geburt, Pflege und Erziehung der Kinder plötzlich im Interesse des Staates. Die neu formulierten Richtlinien für die Mutterrolle waren im Grunde für alle Stände konzipiert. Die Maßnahmen richteten sich bei den niederen Ständen vor allem darauf, Kindsmord und Abtreibungen zu verhindern und sich um Waisen- und Findelkinder zu kümmern. So wurden neben Waisenhäusern auch Entbindungshäuser für arme ledige Frauen eingerichtet, wodurch nicht mehr so viele dieser Frauen und Kinder während oder nach der Geburt starben. Die Frauen konnten sich in diesen Häusern der Kirchenbuße entziehen, bekamen finanzielle und medizinische Unterstützung, Kost und Logis auch vor der Geburt. In den meisten Häusern wurden sie, je nach gesundheitlichem Zustand, zu Handarbeiten wie Spinnen, Stricken, Nähen etc. verpflichtet, bezahlt oder unbezahlt. Wenn sie nach der Geburt genug Milch für ein weiteres Kind hatten, konnten sie als Amme Geld verdienen. In Göttingen, wo 1751 der erste Lehrstuhl für Geburtshilfe eingerichtet worden war, dienten sie außerdem als Lehrmaterial für Medizinstudenten und Hebammenschülerinnen, was offenbar nicht unbedingt angenehm für die Gebärenden war – Schwangere versuchten, die nahende Geburt so lange wie möglich vor den Hebammen geheim zu halten, damit die unerfahrenen Studenten nicht mehr rechtzeitig gerufen werden konnten.⁷³⁴

1794 verbesserte das preußische Allgemeine Landrecht auch die rechtliche Situation von ledigen Müttern und unehelichen Kindern, ebenfalls mit dem Ziel, Abtreibungen und Kindsmord zu

⁷²⁹ Ebd., S. 452.

⁷³⁰ Ebd., S. 448. Siehe auch S. 452.

⁷³¹ Der Begriff Polizey steht für die gesamte innere Staatsverwaltung mit den entsprechenden Abteilungen. Literatur mit Anweisungen für ‚gute Mütter‘ gab es schon seit Erasmus, der staatswissenschaftliche Diskurs mit den entsprechenden vorgeschlagenen konkreten Maßnahmen findet vor allem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts statt.

⁷³² Sabine Toppe: *Polizey und Geschlecht. Der obrigkeitsstaatliche Mutterschafts-Diskurs in der Aufklärung*, Weinheim 1999.

⁷³³ Ebd., S. 14.

⁷³⁴ Ebd., S. 226

verhindern und so die demografische Entwicklung zu beeinflussen.⁷³⁵ Frauen sollten in zahlreichen Ratgebern über Schwangerschaftsfürsorge, Kinderkrankheiten und Kindererziehung aufgeklärt und zu ‚guten Müttern‘ erzogen werden.

Gebärmachine

In Germershausens Ratgeber lassen sich diese Tendenzen ebenfalls finden. Körper und Seele der Leserin bzw. noch viel mehr der Töchter sollen in Hinblick auf die zukünftigen Aufgaben der Hausmutter als Managerin des Betriebes, als gute Partie für einen zukünftigen Ehemann und als Gebärerin gesunder Kinder vorbereitet, sowie Erziehungskompetenzen angelernt werden. Germershausen bemüht in diesem Zusammenhang sogar einen Vergleich mit Gott, der schließlich auch lauter gute Menschen schaffen wolle. Um überhaupt gebärfähig zu sein muss die Tochter einen robusten Körper besitzen, auch zu diesem Zweck sollen die Mädchen sich viel bewegen: „Die sitzende Lebensart, wozu die jungen Töchter [...] aus Vorurtheil meistens gewöhnet werden, verursacht schwächliches und kränkliches Frauenzimmer von welchem der Staat eben nicht die beste Zeugung hoffen darf.“⁷³⁶ Diese Auffassung spiegelt sich auch noch in Gymnastikbüchern, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erscheinen und in denen den Mädchen das Turnen als körperliche Ertüchtigung für ihre Gebärfähigkeit vorgeschrieben wird.⁷³⁷ Außerdem wirbt Germershausen mit Nachdruck dafür, dass Mädchen erst heiraten, wenn sie älter als 20 Jahre sind. Wer jung heirate, werde früh alt und kraftlos (das könne man an den Einwohnern warmer Länder beobachten, und an den Juden).⁷³⁸ Das liege nicht nur am frühen Kinderkriegen, sondern vor allem am viel praktizierten Sex, weswegen auch die Männer nicht vor ihrem 25. Lebensjahr heiraten sollten:

„Wenn man hiebey ferner bedenket, daß sehr junge Leute im Ehestande sich unmäßig in der Liebeslust herumwelzen, weil sie ihrer Sinnlichkeit etwas neues ist, so muß der Körper seiner Lebenskraft desto eher beraubt werden. Deswegen wird der noch unbärtige Ehemann alsdenn schon ein Skelet, wenn der Staat mit Recht Opfer seiner Mannbarkeit und Stärke von ihm fordert; und er geht mit schnellen Schritten seinem Grabe zu.“⁷³⁹

Germershausen bezeichnet den Beischlaf als Angriff auf den jungen weiblichen Körper; dies sei die wahre Ursache, warum so viele junge Frauen so schwere Geburten ausstünden und dabei sterben, oder schwache Kinder zur Welt brächten. Der Samen des Jünglings sei noch nicht „geistig“ genug, der „Schleim der Mutter noch zu wäßrig“, außerdem sei ihre Milch noch nicht gut genug, so dass das Kind krank werde und sterbe, und auch die Mutter werde krank. „Ich will nicht einmal dessen gedenken, **daß Personen, die zu früh miteinander verheyrathet werden, auch früh aufhören, Kinder zu zeugen.** Ich eile, mich von dieser Tragödie zu entfernen; sie hat auf

⁷³⁵ Vgl. Sabine Toppe: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Kleinau/Opitz, *Frauenbildung*, S. 346–359, S. 355f.

⁷³⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 559f.

⁷³⁷ Vgl. Rudolf Helmstetter: Popularisierungen. Wissen für Frauen zwischen ‚Fortpflanzungszwecken und Schönheitsidealen‘, in: Renate Lachmann, Stefan Rieger (Hrsg.): *Text und Wissen. Technologische und anthropologische Aspekte*, Tübingen 2003, S. 181–195, S. 189f.

⁷³⁸ Auch die weite Verbreitung der Epilepsie unter den Juden habe hier ihren Ursprung. In dieser Quelle findet sich ansonsten erstaunlich wenig Rassistisches oder Antisemitisches. Im Gegenteil, Germershausen plädiert an anderer Stelle dafür, Kindern die Angst vor Leuten in anderen Trachten – Schornsteinfegern, Zigeunern, bärtigen Juden – abzugewöhnen, denn es bliebe in späteren Jahren eine Art Misstrauen gegen Fremde hängen, was oft eher schade. Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 505.

⁷³⁹ Ebd., S. 614.

mein Gemüth zu heftige und zu rührende Eindrücke.“⁷⁴⁰ Sex ist in dieser Vorstellung nicht etwas, das Energie gibt, sondern Energie raubt.⁷⁴¹

Die Bestimmung zu einer erfolgreichen Hausmutter und Mutter setzt zudem eine robuste seelische Konstitution voraus, weswegen die Töchter zwar zu gutherzigen und freundlichen Menschen erzogen werden sollen, aber nicht zu weichherzig: „Das weibliche Geschlecht hat ohnehin mehr natürliche Anlage dazu.“⁷⁴² Eine Beispielgeschichte erzählt von der Erziehung eines Mädchens zur Empfindsamkeit, was er spöttisch als ‚Modernisierung ihrer Seele‘ bezeichnet. Als Hausmutter taugt sie später nicht, weil sie noch nicht einmal das Schlachten von Tieren mit ansehen kann, geschweige denn Schweißtropfen auf den Gesichtern ihres Personals. Der Grund dafür liegt im Tod ihres ersten Kindes im Alter von sechs Monaten. Die Ursache dafür wiederum erfindet Germershausen in der Muttermilch, die durch Trauerfälle in der Familie durch die empfindsame Mutter dem Kind nicht gedeihlich sein konnte.⁷⁴³

Die Stilldebatte

Auch an anderen Stellen taucht die Zurichtung des Körpers der Tochter zum Kinderkriegen auf. Die Ablehnung der Schnürleiber wird mit der Deformierung des Körpers begründet, die nicht nur Skoliose, sondern auch Unfruchtbarkeit und kleine Brüste ohne Fähigkeit, Milch zu produzieren zur Folge haben kann. Dieser Hinweis, dass sie ‚gute‘ Milch geben müssen, ist zu dieser Zeit in diesem Stand nicht unbedingt selbstverständlich. Der am emotionalsten und rigorosesten verfolgte Punkt der Kampagne zur Erziehung der Mütter ist der Versuch, sie davon zu überzeugen, dass sie selbst stillen sollen. Das preußische Allgemeine Landrecht bemüht sich, die Pflichten der Ehefrau als Mutter festzulegen und nimmt einen Paragraphen mit auf, der den Müttern vorschreibt, ihre Kinder selbst zu stillen: „Eine gesunde Mutter ist ihr Kind selbst zu säugen verpflichtet.“⁷⁴⁴ Der Ehemann sollte bestimmen, wie lange sie stillen soll. Dieser Paragraph scheint zwar kritisiert worden zu sein,⁷⁴⁵ gibt jedoch eine oft formulierte Forderung zeitgenössischer Schriften wieder.

Die Kritik an der Anstellung von Ammen hat eine lange Geschichte – in griechischer wie römischer Antike beklagten sich Politiker über die „Stillmüdigkeit“ der Frauen.⁷⁴⁶ Die Skepsis gegenüber Ammen war groß, es wurde vermutet, dass sich Charaktereigenschaften mit der Milch übertragen und deshalb zu verschiedenen Zeiten verschiedene, oft realitätsferne Ansprüche an die Ammen gestellt: in Rom die gute Beherrschung der Sprache und eine philosophische Ausbildung (die meisten Ammen waren Sklavinnen), in der christlichen Welt ihre Tugendhaftigkeit; es gab auch Forderungen das Alter betreffend, den Körperbau, die Haarfarbe, die Form der Brüste, gesunde Zähne und eine deutliche Aussprache.⁷⁴⁷ Sprache, philosophische Bildung und Tugendhaf-

⁷⁴⁰ Ebd., S. 615. Hervorhebung im Original.

⁷⁴¹ Tissot geht zumindest davon aus, dass ein Energieaustausch stattfindet (deswegen ist Masturbation seiner Theorie nach so verwerflich, da dabei Energie tatsächlich verschwendet würde). Vgl. Thomas Laqueur: *Die einsame Lust. Eine Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung*, Berlin 2008, S. 176.

⁷⁴² Hausmutter, Bd. 5, S. 498.

⁷⁴³ Ebd., S. 499f. Auch dieser Topos taucht öfters auf, siehe Ulrike Weckel: *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum*, Tübingen 1998, S. 447, Fn. 66.

⁷⁴⁴ Landrecht, Theil II, Titel 2, § 67.

⁷⁴⁵ Koselleck schreibt: „oft belacht“, Koselleck, *Auflösung*, S. 471

⁷⁴⁶ Seichter, *Erziehung*, S. 22.

⁷⁴⁷ Diese letzten von 1785, ebd., S. 64. Das Wort ‚Ammenmärchen‘ wird von Pseudo-Plutarch benutzt: Eine Amme solle man nur im Notfall einstellen, und dann solle sie von ‚griechischer Sitte‘ sein und keine moralisch fragwürdigen Märchen erzählen. Ebd., S. 18. In Rom gab es von Männern organisierte, staatliche Ammenmärkte. Ebd., S. 20.

tigkeit wären nachvollziehbare Forderungen, wenn es um die frühkindliche Erziehung ginge, diese wurde aber erst im 18. Jahrhundert als relevant wahrgenommen.⁷⁴⁸ Der Vorstellung nach fand die Beeinflussung durch die Milch statt.

Für Germershausen muss die Amme, wenn die Mutter aus gesundheitlichen Gründen nicht stillen kann, eine ehrliche Frau sein, deren eigenes Kind innerhalb von 6 Wochen gestorben ist. Und wenn eine solche (zufälligerweise) nicht zu bekommen ist, muss es eine Frau sein, die unter falschen Heiratsversprechungen geschwängert wurde und die daran „keinen Gefallen sonst gehabt, oder nicht geil gewesen“ ist.⁷⁴⁹ Was in dieser Situation mit dem unehelichen, vaterlosen Kind der Amme passiert, das sowieso schon unter prekären Umständen aufwächst, ist kein weiteres Thema für Germershausen. Diese Kinder wurden in Deutschland meistens an Ziehmütter abgegeben, in deren Obhut sie oft nicht lange überlebten.⁷⁵⁰ Die historischen Quellen sind allerdings spärlich gesät. Während es in anderen Ländern den Begriff ‚Milchgeschwister‘ gab, die Amme also das fremde zusätzlich zu ihrem eigenen Kind stillte, ist das in den deutschen Ländern kein Begriff. In Frankreich war es üblich, Kinder aus wohlhabenden Familien direkt nach der Geburt zu Ammen auf das Land zu schicken. Deswegen wurden die Ammen für die hohe Säuglingssterblichkeit verantwortlich gemacht: Sie nahmen mehrere Kinder an, um mehr Geld zu verdienen und kümmerten sich nicht genügend. Tatsächlich war die Verschickung auf das Land schon lebensgefährlich: Viele Säuglinge starben auf der beschwerlichen Reise, da sie in dieser Zeit nicht versorgt werden konnten.⁷⁵¹ In den deutschen Ländern wurden die Kinder nicht aus dem Haus gegeben, sondern üblicherweise im Haus von Amme und Kindermädchen betreut.

Sozialhistorisch gesehen lassen sich Ammen in Deutschland in drei Gruppen einteilen: zum einen arme, meist ledige Frauen, die sich in Kranken- oder Waisenhäusern verdingten und kommunal registriert waren. Außerdem gab es Nachbarinnen, die ohne Bezahlung halfen, wenn die Mutter nicht stillen konnte oder die Waisen oder Findelkindern das Leben retteten. Diese Gruppe ist historisch bisher wenig beachtet worden.⁷⁵² Die dritte Gruppe besteht in einer Figur, die durch literarische Verklärung am geläufigsten ist: die hoch geachtete Familienamme, die als Versorgerin des Kindes quasi zum Teil der Familie wurde. Sicherlich gab es große Überschneidungen zwischen diesen Gruppen. Dafür sprechen Erkenntnisse aus Egodokumenten von wohlhabenden Frauen: Das Pflegepersonal wechselte in den ersten Lebensjahren häufig, manche Mütter stillten in den ersten Monaten selbst und gaben an eine Amme ab, wenn sie eine Reise antreten mussten, oder sie stillten zwar tagsüber, gaben aber nachts an eine Amme ab;⁷⁵³ auf der anderen Seite blieben Ammen teilweise auch nach dem Abstillen als Kinderfrau angestellt und verbrachten so einen längeren Zeitraum in einer Familie.

⁷⁴⁸ Selbst 1794 schreibt Hufeland noch, dass die Vorschläge zur Verbesserung der Erziehung sich nur auf die späteren Jahre der Kinder bezögen und „das Reich der Ammen und Kindswiber“ nicht berücksichtigt worden sei. Vgl. Johanna-Luise Brockmann: Ammentätigkeit in Deutschland (1750–1925). Problemskizze zu einem vernachlässigten Thema der Sozialgeschichte, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 28/5 (1982), S. 695–714, S. 695; Christoph Wilhelm Hufeland: *Erinnerungen an alle Mütter, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt*, Ausgabe 1803, S. 6.

⁷⁴⁹ Hausmutter, Bd. 5, S. 251. Krankheiten wie Syphilis, die die Amme haben könnte, wurden erst im 19. Jahrhundert thematisiert. Elisabeth zu Waldeck und Pyrmont: *Die Rolle der Ziegenmilch in der Säuglingsernährung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2000, S. 258.

⁷⁵⁰ Brockmann, Ammentätigkeit, S. 707: Die Sterblichkeitsrate im ersten Lebensjahr war bei unehelichen Kindern doppelt so hoch wie bei ehelich geborenen.

⁷⁵¹ Eine zeitgenössische Schätzung für Paris im Jahr 1780 geht davon aus, dass von 21.000 Säuglingen 17.000 zu Ammen aufs Land verschickt wurden, 2–3.000 in Kinderheime kamen, 700 von einer im Haus wohnenden Amme und 700 von den eigenen Müttern gestillt und gepflegt wurden. Vgl. Seichter, Erziehung, S. 64.

⁷⁵² Brockmann, Ammentätigkeit, S. 705.

⁷⁵³ Siehe ebd., S. 698 und Toppe, Polizey, S. 203f. Manche Frauen schildern in diesen Briefen, dass sie das Stillen nach ein paar Monaten aufgeben mussten, weil sie sonst nicht hätten reisen können, was bei den beschwerlichen Kutschenfahrten nicht schwer vorstellbar ist.

Der Hauptgrund für die Säuglingssterblichkeit lag in mangelnder Hygiene und den Versuchen mit Nahrungersatz. In den ärmeren Schichten war für viele Frauen das Stillen aufgrund der hohen Arbeitsbelastung zu zeitaufwendig.⁷⁵⁴ So wurde schon früh mit künstlicher Nahrung experimentiert. Aus der Antike stammen Sauggefäße aus Ton. Vom späten Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert fand in ländlichen Gegenden das ‚Saughorn‘ Verwendung, durch das Kuh- oder Ziegenmilch gefüttert wurde. Als Nuckelaufsatz diente die abgeschnittene Zitze eines Kuheuters, die selten ausgetauscht wurde und durch ihre Verwesung fatale hygienische Verunreinigungen der Milch verursachte. Aber auch das Horn selbst war schwierig zu reinigen und beherbergte vielzählige Bakterienkulturen.



Abb. 10 Keramische Saugflasche, Spätbronzezeit

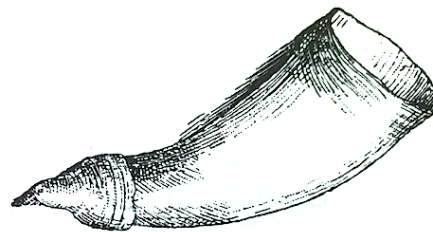


Fig. 42. Saughorn.
(Nach Auvard und Pingat.)

Abb. 11 Saughorn für Säuglingsernährung

Der Verweis Germershausens auf eine Milchpumpe, mit der überschüssige Milch abgepumpt werden könne, bezieht sich ausschließlich auf die Erleichterung für die Mutter.⁷⁵⁵ Die Milch kann nicht für das Kind verwendet werden, in Ermangelung einer Nuckelflasche ebenso wie der Aufbewahrungsmöglichkeiten; bei Germershausen wird der weitere Verbleib der Milch jedenfalls gar nicht thematisiert. Wenn im Haushalt keine Milchpumpe vorhanden ist (Germershausen schildert sie als technische Neuerung aus England), sollte ein Erwachsener die Milch absaugen, und das möglichst schnell. Weitere Versuche des Nahrungersatzes für Säuglinge mit Mehlbrei oder vorgekauter Nahrung waren ebenfalls nicht optimal, wegen der mangelnden Mundhygiene der Erwachsenen oder der fehlenden Nährstoffe des Breis. Die enthusiastische Schrift Konrad Anton Zwierleins von 1816, *Die Ziege als beste und wohlfeilste Amme*, wurde zunächst in Kranken- und Findelkinderhäusern in der Hoffnung auf eine Verringerung der Säuglingssterblichkeit umgesetzt, bis 1916 die Ziegenmilchanämie entdeckt wurde.⁷⁵⁶ Auch der von Germershausen erwähnte Nutsbeutel zählt zu diesen Versuchen mit Ersatznahrung. Seine Kritik, dass dieser unhygienisch sei, ist berechtigt, die ökonomischen Umstände, unter denen die Ersatznahrung gegeben werden muss, lässt er außer acht.

⁷⁵⁴ Untersuchungen zu süddeutschen Dörfern im 19. Jahrhundert haben ergeben, dass während der Erntemonate wesentlich mehr Säuglinge starben als im Winter. Vgl. Andreas Gestrich: *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999, S. 35.

⁷⁵⁵ Hausmutter, Bd. 5, S. 254.

⁷⁵⁶ Vgl. Seichter, *Erziehung*, S. 69, außerdem Waldeck, *Ziegenmilch*. Die Ziege wurde vor allem in Notsituationen eingesetzt, nie in solch flächendeckender Weise, wie Zwierlein es sich erhoffte. Die Umsetzung erwies sich als kostenaufwendig, da die Methode zwei bis drei Menschen benötigte, um den Säugling und die Ziege festzuhalten.



Abb. 12 Die Ziege als Amme (1817)



Abb. 13 Die Ziege als Amme (1904)

In wohlhabenderen Schichten konnten Frauen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen teilweise nicht stillen, sich aber eine Amme leisten. Diese Mütter sind es, die die Autoren der ammenkritischen Schriften angreifen. Dass sie als ‚Rabenmütter‘ bezeichnet wurden, liegt an einer Fehlinterpretation von Luthers Übersetzung einer Stelle aus dem Buch Hiob, die dazu führte, dass man glaubte, die Raben würden ihre Kinder aus dem Nest.⁷⁵⁷ Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts nimmt die Literatur, die das Selbststillen anpreist, im Zuge der schon erwähnten neuen Richtlinien für Mütterlichkeit stark zu. Auch Germershausen macht sich die Forderung nach dem Selbststillen zu eigen und verweist dabei auf die Natur: „Die Natur fordert jede Mutter zu der Pflicht auf, ihr Kind selbst zu säugen, und selbiges nicht einer Amme zu überlassen.“⁷⁵⁸ In der nächsten Begründung ist sie es „Gott und ihrem eigenen Fleische schuldig“, ⁷⁵⁹ um danach wieder mit der Natur und sogar mit sexueller Befriedigung zu argumentieren:

„[...] eine Pflicht, wozu sie so wohl ein unschuldiges und ganz ausnehmendes Vergnügen, (da nämlich das Heraussaugen der Milch aus der Brust ein so sanftes, lange andauerndes Kitzeln verursacht, um dessentwillen auch die Thiere ihren Jungen so gern und willig ihre Euter überlassen, und erstere als Werkzeuge einer sie belohnenden Wollust fühlen und lieben,) als auch einer der stärksten natürlichen Triebe verbindet.“⁷⁶⁰

Die Triebbefriedigung wird ausschließlich in den Dienst der Sache gestellt. Auch Germershausen geht noch davon aus, dass mit der Muttermilch „Gemüthseigenschaften“⁷⁶¹ an den Säugling weitergegeben würden, weshalb die Amme nicht dumm sein sollte und nicht weiter herumhuren darf (weswegen sie am einmaligen Geschlechtsverkehr auch keinen Gefallen gefunden haben darf).

Johanna-Luise Brockmann zitiert den Arzt eines Findel- und Gebärhause, der 1787 von zwei Gründen warum bürgerliche Frauen inzwischen selbst stillten erzählt, die er in seiner Umgebung wahrgenommen habe: zum einen aus ökonomischen Gründen, Ammen sind für eine bestimmte bürgerliche Schicht offenbar zu teuer; zum anderen sei es Mode geworden – so wie es früher Mode gewesen sei, sich wie in Frankreich eine Amme zu nehmen, so sei es nun Mode, sich auf-

⁷⁵⁷ Barbara Vinken: Rabenmütter, in: *Rabenmütter. Zwischen Kraft und Krise: Mütterbilder von 1900 bis heute*, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, LENTOS Kunstmuseum, Linz 2015, S. 25–31, S. 25. Das Wort ‚Rabenmutter‘ hat sich im Deutschen bis heute gehalten, während es in anderen Sprachen dafür kein Äquivalent gibt. Toppe vermutet, dass die spezifisch deutsche Vorstellung der ‚Rabenmutter‘ ihre Ursache in der staatspolitischen Kampagne der 1790er Jahre zur Prägung des Mütterlichkeitsbegriffes hat. Diese Kampagne war in Europa einzigartig. Toppe, Polizey, S. 15.

⁷⁵⁸ Hausmutter, Bd. 5, S. 246.

⁷⁵⁹ Ebd., S. 248.

⁷⁶⁰ Ebd.

⁷⁶¹ Ebd., S. 250.

geklärt zu zeigen und selbst zu stillen. Außerdem scheint der gesellschaftliche Druck ebenfalls eine Rolle zu spielen, Frauen stillten selbst, weil sie Angst hätten, dass sonst schlecht über sie geredet würde.⁷⁶² Das entspricht Sabine Toppes Untersuchung von Egodokumenten bürgerlicher und adeliger Frauen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, aus denen hervorgeht, dass viele dieser Frauen selbst gestillt haben oder es gerne hätten. Wenn auf eine Amme zurückgegriffen wurde, dann aus gesundheitlichen Gründen, weil es die gesellschaftlichen Verpflichtungen erforderten oder der Ehemann es so wollte, nicht, weil es als unfein galt.⁷⁶³ Das Schreckbild der Mutter, die ihr Kind aus Bequemlichkeit nicht selbst stillen will, scheint also in dem von Germershausen so genannten Mittelstand nicht der Realität entsprochen zu haben. Hier zeigt sich wieder die bemühte Abgrenzung zum Hochadel, die allerdings offenbar hauptsächlich noch auf dem Papier ausgedrückt werden musste. Die Ammentätigkeit ging in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg zurück, als die ersten funktionierenden Ersatznahrungen auf den Markt kamen, ebenso wie hygienisch einfacher zu handhabende Nuckelflaschen. Auch die ersten Glasflaschen um 1900 wurden noch als „Killerflaschen“ bezeichnet, da sie schwierig zu säubern waren; die Sauger bestanden aus Metall, Horn oder Elfenbein, manchmal verbunden durch einen Korken, der ebenfalls Bakterien sammelte, ab dem Ende des 19. Jahrhunderts gab es die ersten Sauger aus Gummi. Erst ein Glasexemplar, das von beiden Seiten zu öffnen war, brachte in den 1920er Jahren hygienischen Fortschritt. In der Zeit des Nationalsozialismus propagierte der Staatsapparat das Stillen mit großer Vehemenz, danach wurden zu unterschiedlichen Zeiten jeweils Ersatznahrung oder Muttermilch als gesünder dargestellt.⁷⁶⁴



Abb. 14 *The Allenbury Feeder*, die sogenannte Bananenflasche, die sich von beiden Seiten öffnen und damit leichter säubern ließ.

1.4 Prioritätenwechsel

Zu lange stillen sollte die Mutter aber nach Germershausens Meinung auch nicht. Die Bestimmung zur Mutter spricht er dann doch einmal sehr deutlich aus, und dieses Mal ohne ökonomisch rationale Begründung, und mit auf einmal sehr blumigen Worten. Wenn die Mutter zu lange stillt, länger als die von Germershausen veranschlagten 18 Monate, scheint das den Grund haben zu können, dass sie die nächste Schwangerschaft etwas weiter hinauszögern möchte. Der Irrglauben, Frauen könnten nicht schwanger werden, solange sie stillen, ist auch heute noch verbreitet;⁷⁶⁵ gleichzeitig war als Usus deklariert, in dieser Zeit den Beischlaf nicht zu vollziehen. Das taucht sogar im ALR auf, in dem der Frau rechtlich zugestanden wird, den Beischlaf in der Zeit

⁷⁶² Brockmann, Ammentätigkeit, S. 704f.: Friedrich Benjamin Osiander: *Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauen und Kinder und die Entbindungswissenschaften betreffen*, Tübingen 1787, S. 161f.

⁷⁶³ Toppe, Polizey, S. 204. Zu den gesellschaftlichen Verpflichtungen gehörte z.B. das Reisen zu Anlässen, die nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft stattfanden. Die beschwerlichen und langwierigen Transportmöglichkeiten machten die Mitnahme von Säuglingen und Kleinkindern offensichtlich äußerst schwierig, so dass bei einer anstehenden Reise das Stillen einer Amme übergeben wurde.

⁷⁶⁴ Vgl. Seichter, Erziehung, S. 82. Heutzutage wird in Deutschland das Stillen als besser angesehen, was teilweise mit enormem gesellschaftlichen Druck verbunden ist. In sogenannten ‚stillfreundlichen‘ Krankenhäusern wird das Stillen gegen medizinische Widrigkeiten wie Entzündungen oder Schlupfwarzen mit allen Mitteln durchgesetzt, sodass für die Krankenschwestern inzwischen Bezeichnungen wie ‚Stillnazis‘ oder ‚Stilltaliban‘ kursieren.

⁷⁶⁵ Vgl. bspw. Toppe, Polizey, S. 203. Nach Toppe stillten die Frauen in der Regel mindestens zwei Jahre, weil Ersatznahrung schwierig herzustellen war.

des Stillens zu verweigern.⁷⁶⁶ Jean-Louis Flandrin bemerkt für Frankreich, dass städtische Frauen viel öfter schwanger waren als Frauen auf dem Land, weil die Säuglinge an Ammen auf dem Land abgegeben wurden und die Ehefrau dadurch wieder sehr schnell schwanger werden konnte (und oft wurde).⁷⁶⁷ Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das zum Thema für Ärzte, die kritisierten, dass das ständige Schwangersein und Kindergebären Raubbau am Körper der Frauen betriebe, die dadurch eine schwache Konstitution erhielten und ebenso schwache Kinder zur Welt brächten.⁷⁶⁸ Bei Germershausen aber ist das absichtliche Herauszögern einer erneuten Schwangerschaft ein Verstoß gegen die Bestimmung der Frau:

„Wenn aber Mütter darum über die Zeit ihre Kinder säugen wollen, um sich gegen abermalige Schwangerschaften zu sichern, so machen sie dem Geschlechte wenig Ehre. Sie sind darum da, dass sie das Kinderzeugen, aber nicht die bloß thierische Lust vom Beyschlaf, dem Buche Gottes und der Vernunft gemäß, sich zu einer Quelle von Seeligkeiten machen; bey jedem neuen Kinde, das Vergnügen Mutter zu heißen, Freuden der Engel zu fühlen; die damit vermehrte Erziehungssorgen aber mit den süßesten Hoffnungen vom Kinderglück sich vermehren sollen.“⁷⁶⁹

„Sie sind darum da“ – die Existenzberechtigung der Frauen besteht darin, durch das Kinderkriegen glücklich zu sein, und zwar am laufenden Band.⁷⁷⁰ Hier spricht Germershausen seine Leserin in einem Tonfall an, den er in den übrigen Bänden seinen Ausfällen gegenüber dem Gesinde vorbehalten hatte. Diesen moralischen Tonfall im Duktus einer Predigt hatte er bis dahin nur gegenüber der Leserin unterstehenden Menschen angewandt, so dass sie sich mit dem Geschriebenen identifizieren konnte; nun richtet er sich gegen sie selbst. Das Thema scheint hochgradig emotional besetzt zu sein. Beatrix Häusler beschreibt diesen Wechsel im Tonfall als Wechsel von einem sachlichen zu einem suggestiven Text: „Die Selbstverständlichkeit, mit der die sonstigen Haushaltsangelegenheiten dargeboten werden, weicht einem anscheinend als notwendig empfundenen Bedürfnis, zu überzeugen oder zumindest zu überreden. Dadurch entsteht der Eindruck, daß neben dem Kind auch die Leserin erzogen werden soll, und zwar zur möglichst perfekten Mutter.“⁷⁷¹ Ich würde die Sprache der ersten vier Bände u.a. schon wegen der moralischen Beispielgeschichten und der predigtähnlichen Absätze nicht als sachlich bezeichnen, auch in diesen wird schon „argumentiert, begründet, gelobt und auch gedroht“.⁷⁷² Jedoch ändern sich Argumentation, Zielrichtung (vom Gesinde zur Leserin) und die Art der Drohung (vom Spott zum schlechten Gewissen).

Hier wird das Credo der bisherigen Bände verworfen: Nun ist es nicht mehr die Aufsicht über die Geschäfte des Hauses, über alle Verrichtungen, die das Gesinde zu tun hat und einiges mehr, sondern die Mutterpflichten, die die höchste Aufmerksamkeit erfordern. Sogar selbst zu stillen ist nicht genug: Mit den Kindern Zeit zu verbringen sei eine Hauptlektion, die er besonders Müttern in großen Wirtschaften anpreisen möchte, die „mit kriechendem Athem aus dem Gedränge ihres

⁷⁶⁶ Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten, Zweiter Theil, erster Titel, vierter Abschnitt, § 180: „Auch säugende Ehefrauen verweigern die Beiwohnung mit Recht.“

⁷⁶⁷ Die städtische „Überfruchtbarkeit“ geht mit einer „Übersterblichkeit“ der Kinder einher, wegen der erwähnten Verschickung aufs Land. Jean-Louis Flandrin: *Familien. Soziologie – Ökonomie – Sexualität*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1978, S. 233.

⁷⁶⁸ Brockmann, Ammentätigkeit, S. 705. Auch wenn sich hier die Argumentation ändert, scheint das Ziel das gleiche zu bleiben: kräftige, gesunde Staatsbürger zu schaffen.

⁷⁶⁹ Hausmutter, Bd. 5, S. 399.

⁷⁷⁰ Dass das Kinderkriegen glücklich machen soll, ist heute immer noch ein geltender Imperativ, der postnatale Depression oder auch nur eine späte Bonding-Phase bei Müttern zu Tabuthemen macht. Das zeigt auch die hochemotionale Diskussion, die vor allem in Deutschland auf die Studie der Soziologin Orna Donath über Mütter, die ihre Mutterschaft bereuen, folgte. Orna Donath, *#regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen*, München 2016.

⁷⁷¹ Häusler, Hausmutter, S. 32.

⁷⁷² Häusler in Bezug auf die Sprache des 5. Bandes, ebd., S. 31. Diese Strategien spricht sie allein dem Thema Mutterschaft und Erziehung zu.

Hauses herzu-eilen, um das Kind mit Darreichung der Muttermilch [...] aufs schnellste abzufertigen, und es hierauf ungesäumt, voll fremder Gedanken oder Nahrungssorgen, der Wärterinn oder Kindermuhme wieder zu überliefern.“⁷⁷³ Mit diesem Satz wird das Bild der Hausmutter aus den ersten vier Bänden, das die absolute Kontrolle über alle Arbeitsabläufe beinhaltete, über den Haufen geworfen. Die Beschäftigung mit der Betriebsleitung wird zu ‚fremden Gedanken‘ erklärt und ebenso wie ‚Nahrungssorgen‘ zur unwichtigen Nebentätigkeit. Die Kontrolle über das Geschehen in der Wirtschaft schien schon bei der Beschreibung der verschiedenen Tätigkeiten in den ersten Bänden unmöglich von einer Person durchführbar. Nun aber wird die Anforderung vollends überladen. Denn wenn es nach Germershausens Vorstellung geht, ist die Frau durchgehend entweder schwanger oder sie stillt und kümmert sich außerdem um die Erziehung der Kinder.

Es gibt noch eine weitere Begründung bei Germershausen für das Selbststillen, und diese klingt zunächst einfühlsam psychologisch, um danach wieder in ein rationales Argument zu münden: Es sei zu beobachten, dass die Kinder durch das Gestillt-Werden eine Neigung zu ihren Ammen entwickelten. Um das zu vermeiden und damit diese Zuneigung der Mutter zukommt, sollten auch diejenigen, die aus körperlichen Gründen nicht stillen können, sich umso mehr darum kümmern, das Herz des Kindes zu gewinnen. Das könne durch körperliche Nähe geschehen, vor allem direkt nach dem Stillen durch die Amme.⁷⁷⁴ Das Argument für die der Mutter geschenkte Zuneigung ist wieder Kontrolle. Die Mutter kann damit das Kind später nach ihrem Willen formen: damit sie die Kinder „in Zeiten zum Gehorsam, und zu nöthigen Lebenspflichten [...] gewöhnen“⁷⁷⁵ kann – sie also zu einem gehorsamen Staatsbürger oder zu einer die Einsamkeit des Landlebens ertragenden Hausmutter erzieht.

Cöppicus-Wex begründet den Wechsel von den drei zur Auswahl stehenden Bildungsmöglichkeiten und Rollenmodellen für Frauen der Frühaufklärung im *Frauenzimmerlexikon* zum einzigen Vorbild der Hausmutter in der Spätaufklärung mit der Veränderung der Zielgruppe des Lexikons: Richtete es sich 1715 in der Tradition des Frauenlobs an eine kleine Gruppe adeliger Frauen oder Stadtpatrizierinnen, in der Frauen die gleichen intellektuellen Fähigkeiten wie Männern zugeschrieben wurden, und denen Geld, freie Zeit und das gesellschaftliche Umfeld eine intellektuelle Betätigung erlaubten, sei die dritte Ausgabe an eine gewachsene bürgerliche Zielgruppe gerichtet, die sich gegen den Adel abgrenze.⁷⁷⁶ Auch Toppe bezeichnet zunächst die Zielgruppe der vorgeschlagenen polizeylichen Maßnahmen als den relativ kleinen Kreis des Bildungs- und Besitzbürgertums.⁷⁷⁷ Wie aber bei Germershausen zu sehen (und von Dülmen beschrieben), ist die Unterscheidung Bürgertum – Adel keine so einfache. Der Mittelstand, an den sich diese Literatur richtet, besteht nicht nur aus dem Bürgertum, sondern auch aus dem Landadel, den diese Forderungen nach weiblicher Zurückhaltung, häuslicher Geschäftigkeit und Mutterglück ebenso treffen; die Abgrenzung ist gegen den Hochadel gerichtet. So stammen die von Toppe untersuchten Briefe, Tagebücher und Lebensbeschreibungen auch von Frauen aus dem niedrigen Adel. Sie geht davon aus, dass die propagierte Rolle der neuen Mutter vor allem in Beamten- und Akademikerkreisen durchgesetzt werden konnte, Berufsgruppen, in denen der Beruf des Mannes vom Haus und der Arbeit der Ehefrau getrennt war. Aus diesen Kreisen kommen auch die Autoren

⁷⁷³ Hausmutter, Bd. 5, S. 450.

⁷⁷⁴ Ebd.

⁷⁷⁵ Ebd., S. 249.

⁷⁷⁶ Cöppicus-Wex, *Frauenzimmerlexikon*, S. 282.

⁷⁷⁷ Sabine Toppe: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Kleinau/Opitz, *Frauenbildung*, S. 346–359, S. 348.

der polizeywissenschaftlichen Schriften zur Stilledebatte, und sie vermutet, dass sie in ihren Ehefrauen ein Vorbild für ihre Vorstellungen von Mutterschaft fanden.

Thomas Macho hat in der Geschichte der Beratung zwei Grundtypen von Ratgebern unterschieden: den pragmatischen und den charismatischen Ratgeber. Während der charismatische Ratgeber seinen Rat mit suggestiver Gewissheit vertrete, stütze der Pragmatiker sich auf Kenntnisse und Erfahrungen.⁷⁷⁸ Germershausen wäre sehr gerne Pragmatiker, wie seinen Versuchen, möglichst viel rational oder ökonomisch zu begründen, anzusehen ist. Der schwungvolle Prioritätenwechsel von der Betriebsleiterin zur Bestimmung zur Mutter im fünften Band aber ist eklatant und gleicht einem Wechsel vom pragmatischen zum charismatischen Ratgeber – was die Land- und Hauswirtschaft angeht, lässt sich Germershausen gern belehren, bei der Bestimmung zur Mutterschaft jedoch gibt es nichts zu diskutieren. Die Historiker_innen, die sich mit diesem Thema befassen, legen Wert darauf, zu betonen, dass es Mutterliebe auch vor Rousseau gegeben habe; in den Schriften der Aufklärer werde sie nun aber zu einem „kulturellen Imperativ“,⁷⁷⁹ der die Geschlechterverhältnisse neu formulierte. Dieser Imperativ sollte über die folgenden 200 Jahre eine Präsenz entwickeln, der sich kaum noch jemand entziehen kann. Ebenso konstatieren viele der Autor_innen das Paradox, dass dafür, dass die Mutterliebe in den Texten als ‚natürliche Bestimmung‘ dargestellt wird, die Mütter nach Ansicht der (männlichen) Autoren sehr viel von ihnen lernen müssen: „Die Frauen konnten nicht Mütter sein, sie mußten Mütter sein. Dafür, daß Mutterliebe und Mütterlichkeit als ‚Naturgesetzmäßigkeiten‘ galten, wurde von den Polizeywissenschaftlern erstaunlich viel Lehrmaterial aufgelegt und ein erstaunlicher Druck aufgebaut, damit die Frauen sich ihrer eigentlich selbstverständlichen ‚Natur‘ entsprechend verhielten.“⁷⁸⁰

2. Von der Fremdbestimmung zur Selbstdisziplinierung

In den ersten vier Bänden der *Hausmutter* setzt Germershausen zwei Druckmittel ein, um Frauen dazu zu bewegen, sich der Gesellschaft anzupassen. Zum einen ist dies die Karikatur des negativen Beispiels, über das sich die Leserin lustig machen kann und durch das sie sich mit dem Ideal des Autors identifizieren kann, wie am Beispiel von Arnibalde am besten zu sehen ist. Das zweite Mittel ist der Spott, der die Leserin selbst treffen kann. Diese Art Spott wird auch noch im letzten Band eingesetzt: Wer beim Hinfallen die Kopfbedeckung verliert oder sich in Gesellschaft als gebildet zu erkennen gibt, wird ausgelacht. Beide Strategien funktionieren über Fremdbestimmung, gesellschaftliche Normen, die von außen gesetzt sind (bzw. von Germershausen imaginiert werden) und zu denen man sich verhalten muss. Beim Thema Mutterschaft allerdings ändert sich die Strategie: Der Leserin wird eingebläut, sie sei keine gute Mutter, wenn sie sich nicht selbst um ihr Kind kümmere. Bestimmte Rhetoriken zielen auf eine Implementierung von schlechtem Gewissen, was das Druckmittel zu einem internen, eigenbestimmten macht. Wer sich z.B. nicht um seine eigene Gesundheit (oder die seiner Töchter) kümmert, dem drohen die schrecklichsten Konsequenzen, was Germershausen an dem Verhalten von Mädchen während der Menstruation illustriert. In dieser Zeit sollten Brot, Kuchen, Stockfisch und Erkältungen vermieden werden, gegen letztere empfiehlt er lauwarme Fußbäder und wollene Socken.⁷⁸¹ Mäßigkeit, Zerstreuung der Gedanken und ein aufgeräumtes Wesen helfen neben der Vermeidung von Schreck und Zorn

⁷⁷⁸ Macho, Ideengeschichte, S. 22.

⁷⁷⁹ Helmstetter, Popularisierungen, S. 185.

⁷⁸⁰ Toppe, Polizey, S. 227.

⁷⁸¹ Hausmutter, Bd. 5, S. 558f. Der Hinweis, für warme Füße während der Menstruation zu sorgen, findet sich auch noch Ende des 19. Jahrhunderts, vgl. Birgit Ohlsen: Weibliche Praxis und ärztlicher Diskurs. Zur Geschichte der Menstruationshygiene, in: Löneke/Spicker, Reinliche Leiber, S. 236–257, S. 246.

auch beim ordentlichen Abfluss der Menstruation. Stockt das Blut, prophezeit Germershausen den frühen körperlichen Verfall: „Welche nun diese Regeln übertreten, sind selbst Schuld, wenn die Blume, die kaum aufgegangen, wieder verwelkt und abfällt.“⁷⁸² Der fünfte Band ist durchzogen von solchen drastischen Bildern. Falsches, unmäßiges Verhalten kann schnell zum Tod führen, vor allem bei allem, was mit Sexualität zu tun hat. Der Predigtton kommt der Leserin gegenüber nur in diesen Themen zum Tragen, teilweise wird Germershausen selbst hochemotional („ich entferne mich von dieser Tragödie“).

Rudolf Helmstetter liest die Ratgeber der Zeit, in der das Selbststillen propagiert wurde, gegen die Folie von Foucaults These der Gouvernementalität. Die in diesen Texten propagierte Mutterliebe markiere einen exemplarischen Übergang von Mechanismen der Steuerung zu Mechanismen der Selbststeuerung und bilde damit ein Scharnier zwischen pastoralem und polizeylichem Wissen.⁷⁸³ In stärkerem Maße werden die im 19. Jahrhundert erfolgreichen Manierenbücher und in deren Folge Lebenshilferatgeber als auf dieser Mischung basierende Medien rezipiert: Sabine Maasen beschreibt sie als „Ensembles aus Verstehensformen, Zurichtungsstrategien und SelbstTechnologien, die aus Menschen Subjekte und mit denen sie sich selbst zu Subjekten machen: Es sind Vehikel der Selbstführung und der Fremdführung.“⁷⁸⁴ Foucaults Begriff der Gouvernementalität formuliere dabei die Verbindung abstrakter politischer Rationalität mit den Mikrotechniken des Alltags. Helmstetter merkt an, dass die Anstandsliteratur nicht so sehr den Umgang mit Menschen als soziale Kompetenz lehre, „sondern vielmehr eine normkonforme Selbstmodellierung“,⁷⁸⁵ die er ganz konkret bei der Entstehung des Bildes von Weiblichkeit ansiedelt. Er geht so weit, den Schriften, die sich mit der Durchsetzung von Bevölkerungspolitik beschäftigten, eine textuelle Erzeugung von Menschen nicht im metaphorischen, sondern im ganz konkreten Sinn zuzuschreiben, da die Säuglingssterblichkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts tatsächlich zurückgegangen ist.⁷⁸⁶

2.1 Affektbeherrschung

An der *Hausmutter* lässt sich dieser Wechsel von der Fremdbestimmung zur Selbstdisziplinierung mithilfe der Implementierung des schlechten Gewissens gut beobachten: Diese Strategie kommt ausschließlich bei der Mutterschaftsthematik zum Tragen. Mit Anstandsbüchern hat die Hausmutter nicht viel gemein; es geht eher selten um das richtige Verhalten in Gesellschaft; Germershausen gibt keine Hinweise darauf, wie eine gelungene Konversation auszusehen hat, wie die Körperhaltung bei Tisch sein muss oder wie Messer und Gabel zu halten sind. Einzelne Hinweise zeugen von einem sehr pragmatischen Zugang: Gästen wird geraten, das Messer nicht in der Serviette sondern in einem Stück Brot abzustreichen, da man sie sonst aus Versehen zerschneiden könnte;⁷⁸⁷ eine gute Körperhaltung kommt nicht von Korsetts und erzwungenem Stillsitzen, sondern im Gegenteil von viel Bewegung; und warum sollten Frauen in der kalten Jahreszeit zum Schutz vor Erkältungen eigentlich keine Hosen tragen?⁷⁸⁸

⁷⁸² Hausmutter, Bd. 5, S. 608.

⁷⁸³ Helmstetter, Popularisierungen, S. 182.

⁷⁸⁴ Sabine Maasen: „Es ist Ihre Entscheidung!“ Die Hypostasierung der Wahl in Ratgeberbüchern, in: Friedrich Balke, Gregor Schwing, Urs Stäheli (Hrsg.): *Paradoxien der Entscheidung, Wahl/ Selektion in Kunst, Literatur und Medien*, Bielefeld 2004, S. 213–241, S. 234.

⁷⁸⁵ Helmstetter, Popularisierungen, S. 189.

⁷⁸⁶ Ebd., S. 181.

⁷⁸⁷ Hausmutter, Bd. 1, S. 377.

⁷⁸⁸ Diese Argumentation entwickelt sich aus der Problematik von ungesunden Dämpfen in der Kirche, die von mitgebrachten Kohlestövchen für die Füße ausgehen. Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 181.

Foucault und Elias haben in ihren Untersuchungen der Entwicklung des bürgerlichen Subjekts den Aspekt der Disziplinierung ebenso wie den der Selbstdisziplinierung hervorgehoben. Die Affektbeherrschung, die der Knecht angesichts des Bratens beim Tischgebet lernen soll, thematisiert Germershausen im fünften Band für die Kinder, die Eltern und die Leserin selbst am Beispiel des Verhaltens von Schwangeren, der Erziehung der Kinder, der Warnung vor zu viel Fantasie und einer (sehr knappen) Eheberatung. Sie wird aber nicht unbedingt, wie in der Folgezeit bei anderen Autoren, als Tugendeigenschaft der Frauen angemahnt und eingefordert, sondern jeweils unterschiedlich und ausführlich begründet.

Verschzauber

Schon in der Schwangerschaft ist es wichtig, seine Affekte zu beherrschen, ansonsten kann das verheerende Folgen haben. Um ihre Gesundheit und die des ungeborenen Kindes nicht zu gefährden, soll die Schwangere nicht laufen, springen, schreien oder lachen, keine Mittel einnehmen, die vorsätzlich zum Niesen führen (wie auch sonst keine Arzneien), und vor allem darf sie nicht tanzen, denn wenn sie schwitzt und anschließend etwas Kaltes trinkt, „kann sie sich augenblicklich ums Leben bringen.“⁷⁸⁹ Nicht gleich der erste Tanz würde sie umbringen – aber Germershausen (oder der zitierte Arzt Samuel Morgenstern) weiß genau, wie sich der erste Tanz auswirkt: sie kann sich nicht zurückhalten und tanzt doch mehr, als sie eigentlich vorhatte.

Anders als lachen, niesen oder unmäßiges Tanzen wirkt sich Schreckhaftigkeit auf den Fötus aus. Wenn eine Schwangere sich in den ersten Monaten der Schwangerschaft erschreckt, erhalte das Kind die Merkmale, vor denen die Mutter sich erschreckt hat: Bei Schreck vor einer Maus bekommt es ein behaartes Muttermal, im Anblick einer Magd mit 12 Zehen und doppelten Daumen überträgt sich das auf das Kind; eine aus England kolportierte Geschichte berichtet von einer Schwangeren, die mit Entsetzen eine Hinrichtung angesehen hatte – das anschließend frühzeitig geborene Kind sei mit abgetrenntem Kopf zur Welt gekommen.⁷⁹⁰ Germershausens Rat für empfindsame Schwangere ist einigermaßen umständlich: Sie soll jede Gelegenheit vermeiden, in der „ihre Einbildungskraft in Bewegung kommen könnte.“⁷⁹¹ Eine Vertraute sollte alles auskundschaften und aus dem Weg räumen, was sie erschrecken könnte; im Notfall sollte sie sich antrainieren, schnell die Hände vor die Augen zu halten. Die Empfehlung, zu Hause zu bleiben, wird nicht ausgesprochen, ist aber bei dieser Drohung, die Gestalt ihres Kindes zu beeinflussen, naheliegend.

Besser aber ist die Vorsorge, Töchter im Hinblick auf diese Gefahr von vornherein so zu erziehen, dass sie sich gar nicht erst erschrecken. Die Mutter sollte möglichst früh anfangen, ihre Töchter nicht zu verzärteln, sondern an die Schrecken des Lebens zu gewöhnen, indem sie ihnen beispielsweise gefangene Mäuse in die Hand gibt. Die Schuld an der anerzogenen Schreckhaftigkeit schreibt er vor allem den Kindermädchen zu, die die Kinder mit Fröschen, Mäusen und Würmern quälten. Ebenso muss kleinen Kindern beigebracht werden, den Anblick von Krüppeln, hässlichen oder verstümmelten Menschen mit Mitleid, aber „ohne sonderliche Gemüthsun-

⁷⁸⁹ Ebd., S. 188. Diese Warnung, erhitzt etwas Kaltes zu trinken führe zum sicheren Tod, wiederholt Germershausen des Öfteren.

⁷⁹⁰ Germershausen zitiert noch viele weitere, sehr abschreckende Beispiele. Seine Quelle ist wieder einmal das *Wittenbergische Wochenblatt*, dem er offenbar rückhaltlos vertraut. Die Geschichte der doppelten Zehen und Daumen habe er selbst von der betroffenen Frau erzählt bekommen. Vgl. ebd., S. 212–215.

⁷⁹¹ Ebd., S. 216.

ruhe“⁷⁹² hinzunehmen; die Kinder müssen Blut sehen können und sollten dazu Aderlasse und das Schlachten von Tieren ebenso wie „Executionen der Missethäter“⁷⁹³ mit ansehen. Zu dieser Absicht möchte Germershausen auch die bildende Kunst eingesetzt wissen: „Um nun Töchter traurige Anblicke ertragen zu lernen, [...] so gebe man ihnen schon in der Kindheit schreckliche Gemälde, Bilder, die Todtengerippe, verstümmelte Menschen, Karrikaturen u.s.f. vorstellen, und erkläre ihnen solche.“⁷⁹⁴ Die Kinder sollen die Bilder nachzeichnen, damit sie durch den Umgang mit den Kopien anschließend die Originale „mit dreisten unverwandten Augen und Herzen und mit einer Art des Studiums so gut anschauen können, als solches von Mahlern, Kupferstechern, Bildhauern u.s.f. geschehen muß [...]“.⁷⁹⁵ Die Bühne mit ihren Trauerspielen könne ebensolche Dienste leisten. Die Kinder sollen aber auch nicht zur Gefühllosigkeit erzogen werden, sondern „zur Standhaftigkeit aus Vernunft und Religion vorbereitet werden, um dadurch dereinst die Uebel dieses Lebens sich erträglich zu machen.“⁷⁹⁶

Die bildende Kunst kann einen ebensolchen Einfluss auf den Embryo im Positiven ausüben. Denn wenn die Einbildungskraft der Schwangeren schon so ausgeprägt ist, kann sie sich diese zunutze machen, indem sie „Gemälde einer sehr schönen Menschengestalt“⁷⁹⁷ in ihren Zimmern aufstellt zur öfteren Betrachtung. Diese Überzeugung der Übertragung des Gesehenen auf das Ungeborene stammt aus der griechischen Antike. Schwangere sollten schöne Statuen betrachten, um schöne Kinder zu bekommen. Im Mittelalter kam die negative Variante hinzu, um Fehlbildungen bei Säuglingen erklären zu können. Aufgewühlte Emotionen der Frau während der Empfängnis oder der Schwangerschaft wurden für das Aussehen des Kindes verantwortlich gemacht, daher auch der Begriff des Muttermals.⁷⁹⁸ In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen britische Ärzte die *imaginatio gravidarum* zu hinterfragen, trotzdem hielt sich der Glaube noch bis ins 19. Jahrhundert.⁷⁹⁹ Die Argumentation, ein „missgestaltetes“ Kind habe seinen Ursprung in der zu großen Schreckhaftigkeit der Schwangeren (nicht im göttlichen Willen), legt die Verantwortung in die Hände der Mutter – sie hat es selbst in der Hand, ob sie sich die entsprechenden Vorbilder angesehen hat oder sich von ihrer Empfindsamkeit zu Schrecken hinreißen lässt.⁸⁰⁰ Germershausens Ansatz ist es aber, die Töchter gegen diesen Schrecken abzuhärten; er macht aus einer verbreiteten medizinischen Ansicht ein Argument für sein Plädoyer für die Selbstdisziplinierung.

Erziehung

Ansonsten geht es bei Germershausen in Hinblick auf Affektbeherrschung von Kindern zunächst um die Affektbeherrschung der Eltern, die allerdings zu einer Erziehung zur Affektbe-

⁷⁹² Ebd., S. 217.

⁷⁹³ Ebd., S. 502. Auch die Schüssel, in der das Blut aufgefangen wird, sollen sie beim Aderlass halten. Expliziter beschreibt Christian Friedrich Weisse den pädagogischen Wert einer Hinrichtung in seinem *Kinderfreund*, 3. Auflage 1791, S. 37ff., zit. in: Rutschky, Schwarze Pädagogik, S. 6–9.

⁷⁹⁴ Hausmutter, Bd. 5, S. 217.

⁷⁹⁵ Ebd., S. 217f.

⁷⁹⁶ Ebd., S. 503.

⁷⁹⁷ Ebd., S. 216.

⁷⁹⁸ Vgl. Susanne Zahrt: *Infantile Hämangiome. Therapieoptionen, Outcome und Vergleiche mit der Literatur*, Gießen 2012, S. 1.

⁷⁹⁹ Vgl. Paul Michel: Ursachen von Missgeburten, in: ders. (Hrsg.): *Spinnenfuß und Krötenbauch. Genese und Symbolik von Kompositwesen*, Zürich 2013, S. 227–236, S. 233, der den Eintrag bei Krünitz von 1853 zum „Versehen“ zitiert, in dem der Zusammenhang des Sehens mit der Missbildung gegen medizinisch-physiologische Einwände empirisch verteidigt wird.

⁸⁰⁰ Diese Verantwortung wird übrigens bis heute behauptet, auf dem neuesten medizinischen Stand, wie eine Werbebroschüre des Pharmakonzerns Merck betont: „Gib deinem Baby mehr als nur deine schönen Augen. Du kannst mehr beeinflussen, als du denkst!“ Die Schwangere soll Einfluss auf die Epigenetik nehmen, indem sie sich gesund ernährt, Stress vermeidet und sich ausreichend bewegt und schläft, dadurch könne sie die Entwicklung ihres Babys „bis ca. 75% positiv beeinflussen.“ Merck bewirbt damit Nahrungsergänzungsmittel.

herrschaft der Kinder führen soll. Seine Tipps zum Umgang mit Kindern lesen sich teilweise wie ein Gegenprogramm zur schwarzen Pädagogik. Das Spielen sollte man ihnen nicht verbieten, denn die Freude muss den Kindern bewahrt werden:

„Nicht nur die körperliche Gesundheit des Kindes empfängt von der Freude ihr bestes Leben und Wachsthum, sondern auch die Seele desselben. Man muß eine recht geleitete Freude als ein Hauptstück der Erziehungskunst ansehen. Freudige Kinder sind zu allem aufgeleget, und die Aeltern verstehen sich nicht recht auf Kindererziehung, wenn sie die Lustigkeit der Kinder in ihren Spielen verscheuchen.“⁸⁰¹

Erwachsene sollten von Kindern nicht verlangen, dass sie sich über die gleichen Dinge freuen wie die Erwachsenen: „Jedes Alter muß sein Eigenes haben.“⁸⁰² Schon der Umgang mit Neugeborenen soll ein rücksichtsvoller sein. Mutter wie Kinderbetreuerinnen sollen den Säugling vor Lärm und schlechter Laune schützen, sie sollen immer ein freundliches und vergnügtes Gesicht machen und dem Kind „mit ganz sanfter Stimme angenehme Melodien“⁸⁰³ vorsingen. Auch hier ist allerdings der goldene Mittelweg zu beachten: Das Lachen kann nicht nur Schwangeren schaden, sondern auch dem Kind, und ist deswegen auch hier zu unterbinden:

„So gefährlich es dem Kinde ist, wenn es ohne Noth geärgert wird, welches geschieht, wenn man auf seyn Schreyen in der Wiege nicht achtet, ihm drohet, oder es gar schlägt, so schädlich kann auch das Lachen desselben werden, wenn es durch Kitzeln oder dazu besonders angelegte unanständige Scherze mit gewissen Gebärden und Bewegungen der Erwachsenen hervorgebracht wird.“⁸⁰⁴

Das Lachen wird in diesem Fall für das Auslösen des sogenannten ‚Jammers‘ verantwortlich gemacht, in den das Kind verfallen und sterben könne. Der Jammer ist, vor allem bei Erwachsenen, ein Synonym für Epilepsie. Bei Kindern bezeichnet er Krankheiten, die krampfartiges Weinen hervorrufen, wie das Zahnen oder Koliken.⁸⁰⁵ Germershausen spricht nicht davon, den Kindern das Lachen zu verbieten, sondern, sie nicht selbst (bzw. das Personal) zum Lachen zu reizen. Nicht mehr deutlich ist, um welches Alter es sich hier handelt – ging es zunächst um Neugeborene, müssen Kinder, die unanständige Scherze von Erwachsenen verstehen, um einiges älter sein. So soll die Freude im Spiel zwar unterstützt, das Spiel aber, „mit Glimpf“, unterbrochen werden, wenn es allzu wild wird und die „Kinderfreuden ins Unmäßige sich versteigen.“⁸⁰⁶ Ziel ist es, ein freundliches Kind mit sanftem Charakter zu erhalten, was durch angenehmes Lächeln, nicht durch lautes Lachen charakterisiert wird. Eckhart Schörle untersucht pädagogische Schriften aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in denen es darum geht, das Lachen zu disziplinieren, was vor allem auf Kinder und Frauen zielte. Er sieht die Auffassung der von Rousseau inspirierten deutschen Pädagogen, Kindern eine fröhliche Kindheit zu ermöglichen, in einem Zusammenhang mit der Herausbildung einer leistungsstarken bürgerlichen Schicht: traurige Menschen können nicht so viel für die Gesellschaft leisten.⁸⁰⁷

Germershausen möchte in diesem Sinne auch nicht missverstanden werden, was die Grenzen des Verständnisses für Kinder angeht. Nicht nur das unbegründete Verbot, auch wenn man Kindern

⁸⁰¹ Hausmutter, Bd. 5, S. 512.

⁸⁰² Ebd.

⁸⁰³ Ebd., S. 322.

⁸⁰⁴ Ebd.

⁸⁰⁵ Vgl. die Definition bei Krünitz. Der Zusammenhang mit dem Lachen findet sich hier nicht. Bei Grimm taucht diese Definition gar nicht mehr auf. Wohl aber finden sich bei Krünitz unter der Definition ‚Lachen‘ Geschichten vom Totlachen, sowie von der heilenden Kraft des Lachens. Vgl. hierzu auch Schörle, Verhöflichkeit, S. 278f. und 280.

⁸⁰⁶ Hausmutter, Bd. 5, S. 512.

⁸⁰⁷ Schörle, Verhöflichkeit, S. 334.

immer alles gebe was sie wollen, mache aus ihnen Wollüstlinge. Wenn dann in der Jugend die bösen Beispiele hinzukämen, werde auch dem Geschlechtstrieb ungezügelt nachgegangen. Um das zu vermeiden, soll man die Kinder auch darum immer wieder in ihrem Spiel unterbrechen und etwas Ernsthaftes machen lassen, damit das Glücksgefühl nicht zu groß wird. So würden sie Gelassenheit lernen: „Man erwirbt sich dadurch die Fertigkeit, nicht sofort bey neuen unerwarteten Vorfällen aus seiner Fassung zu kommen. Hiedurch bildet der sich und andern recht brauchbare Mensch, der, wie man im gemeinen Leben saget, in alle Sättel gerecht ist [sic].“⁸⁰⁸ Die Freude müsse recht geleitet werden, damit das Kind zu allem aufgelegt sei. Im Gegensatz zum erzwungenen Gehorsam soll hier das Kind dazu gebracht werden, aus eigenem Willen zu gehorchen. Für Mädchen bedeutet das ab dem Alter von fünf Jahren, dass ihnen bei diesen unvermittelten Unterbrechungen Aufgaben im Haushalt erteilt werden sollen, um sie an das häusliche Leben zu gewöhnen – z.B. die Magd beim Einstellen des Geschirrs in den Zinnschrank anzuweisen, wobei man dann überprüfen könne, ob sie einen Sinn für Ordnung entwickeln.⁸⁰⁹ Gleichzeitig muss darauf geachtet werden, dass das Kind nicht überfordert wird, sondern einfache Aufgaben bekommt, die ein Erfolgserlebnis versprechen.⁸¹⁰

Eine weitere Gefahr für die Affekterregung möchte Germershausen bannen. Die Erwachsenen (gemeint sind vor allem die Kindermädchen) dürfen den Schlaf des Kindes nicht gefährden, indem sie Gruselgeschichten vor dem Einschlafen erzählen, was Schlafprobleme oder Alpträume verursache. Auch das Wecken solle sanft von statten gehen, da sonst Gefahr für die Gesundheit des Kindes, vor allem in Form von Gedächtnisverlust, bestehe. Der Schlaf des Kindes sei ebenfalls gefährdet, wenn Eltern oder Aufseher eine Bestrafung für den folgenden Tag ankündigten. „Diese entweder gleich geschenkt, oder zur Stelle, nur nicht im Affect bestraft. Es ist eine Hauptregel, dass man die Kinder mit ruhigem und heiterem Gemüthe zu Bette gehen, und ihnen einen ruhigen Schlaf genießen lasse.“⁸¹¹ Die Bestrafung sollte also entweder sofort ausgeführt oder ganz weggelassen werden, da die Androhung der Bestrafung das Kind zu sehr quält. Gleichzeitig sollte nicht im Affekt geschlagen werden, was Germershausen auch schon bei der körperlichen Bestrafung des Gesindes anmahnt.

In diesem Erziehungsratgeber geht es also bei der Affektbeherrschung weniger um die Erziehung des Kindes als die der Eltern. „Es ist zum öftern den Aeltern völlig die Schuld beyzumessen, dass ihre Kinder sich Aergerniß, Eigensinn, Grausamkeit, Rachbegierde und Haß angewöhnet haben.“⁸¹² Denn wenn Säuglinge erst durch Schreien oder Weinen auf ihre Bedürfnisse aufmerksam machen müssen, statt dass man Hunger oder Durst zuvorkommt, erziehe man ihnen das Schreien erst an.⁸¹³ Ebenso soll man Kinder nicht „während ihres Affects“⁸¹⁴ mit Schlägen oder Schimpfen zur Ruhe bringen, da sich dann dieser Affekt nur verstärke. Außerdem solle das Kind nach seinem Fehler nicht immer wieder mit Toben und Anschauzen darauf hingewiesen werden. Germershausen wirft dieses Verhalten vor allem den Vätern vor. „Entweder muß das so be-

⁸⁰⁸ Hausmutter, Bd. 5, S. 514.

⁸⁰⁹ Vgl. ebd., S. 548.

⁸¹⁰ Ebd., S. 553.

⁸¹¹ Ebd., S. 433.

⁸¹² Ebd., S. 506.

⁸¹³ Das Eingehen auf die Bedürfnisse des Säuglings bzw. ihnen sogar zuvorkommen ist erst in den letzten Jahrzehnten gesellschaftlicher Konsens geworden. Zuvor war eher üblich, Babys schreien zu lassen um sie nicht zu verwöhnen, oder sie nicht nach Bedarf, sondern nach festgelegten Zeiten zu stillen; verbreitet war auch die Auffassung, Kinder bekämen eine kräftige Lunge, wenn man sie schreien ließe.

⁸¹⁴ Ebd.

handelte Kind einen heimlichen Haß auf die Aeltern werfen, oder tückisch, argwöhnisch, arglistig und völlig bössartig werden.“⁸¹⁵

Das Kind soll also mit Vernunft zu Vernunft erzogen werden. Der Ratgeber liest sich hier sehr modern und psychologisch feinfühlig. Wenn das Kind beispielsweise etwas Verbotenes haben möchte, soll man es ihm nicht einfach verbieten, sondern es ablenken. Denn wenn man etwas ohne Grund verbiete, wecke dies erst recht den Wunsch danach und führe auf lange Sicht zum Gegenteil der intendierten Erziehung: Wenn Eltern ihren Kindern zum Beispiel Delikatessen vorenthielten, die sie sich selbst genehmigten, fühlten diese sich zu recht ungerecht behandelt und entwickelten sich in der Folge zu Esslünstlingen.⁸¹⁶ In der Mehrzahl der pädagogischen Schriften seiner Zeit wurde eher dazu geraten, Essen als Mittel zur Einübung von Gehorsam und für die Abhärtung einzusetzen, indem es verweigert oder angekündigt, dann aber verzögert werden sollte, damit auch das einjährige Kind lernt, sich zu beherrschen.⁸¹⁷

Was die Prügelstrafe betrifft, widerspricht sich Germershausen. Einerseits soll sie entweder sofort oder gar nicht ausgeführt werden, andererseits soll sie nicht im Affekt geschehen, sondern verschoben werden, bis Kind und Eltern sich beruhigt haben. Außerdem soll sie bei Kindern, die älter als fünf Jahre sind, nicht vor den Augen des Gesindes durchgeführt werden, da sie sich sonst vorgeführt fühlten. Und alle müssen sich solidarisch mit der Strafe zeigen, denn wenn das Kindermädchen oder die Großmutter Mitleid zeigten, schüre das Hass auf die Eltern. Die Forderung der emotionslos ausgeführten Bestrafung ist die andere Seite der Aufklärung. Hinzu kommt der Tipp, durch zusätzlichen Liebesentzug mehr bewirken zu können als mit der Rute allein. Das unverdorben Kind werde sich bei gezeigter Betrübniß der Eltern vornehmen, sie nicht mehr traurig zu machen.⁸¹⁸ Die Leiter des *Philanthropin*, einer 1774 gegründeten Reformschule, ersetzen die Prügelstrafe durch öffentliche Demütigung.⁸¹⁹ Ansonsten ist jedoch in den zeitgenössischen pädagogischen Schriften vielfach von gewaltvollen Strafen die Rede, die darauf zielen, den Eigensinn des Kindes zu brechen.⁸²⁰

In Bezug auf seine Erziehungsratschläge gibt Germershausen ausnahmsweise seine Quellen kaum preis. Einiges hat sicherlich seinen Ursprung in Rousseaus *Emile*, den er aber nicht erwähnt und der zu dieser Zeit schon von deutschen Pädagogen rezipiert worden war. Obwohl Germershausen sich nicht auf die pädagogische Reformbewegung bezieht, teilt er mit ihr den „Glauben an die Vervollkommenung [...] und Versittlichung des Menschen durch die Allmacht der Erziehung.“⁸²¹ Auch die Philanthropen verfolgten das Erziehungsziel des nützlichen Bürgers. Germershausen allerdings bekrittelt an den Plänen der Reformpädagogen, dass sie den Schwerpunkt des Unterrichts nicht mehr auf die Religion legen wollen. Vor allem in den Landschulen konzentrierte sich zu der Zeit der Unterricht immer noch auf das sture Auswendiglernen des Ka-

⁸¹⁵ Ebd., S. 507.

⁸¹⁶ Vgl. ebd., S. 408.

⁸¹⁷ Siehe Rutschkys Quellensammlung *Schwarze Pädagogik*, z.B. unter dem Kapitel „Katastrophenstraining“, S. 248–298 und „Erziehung als Triebabwehr“, S. 299–375.

⁸¹⁸ Heutige Leser haben sofort die entsprechenden Szenen aus dem Film *Das weiße Band* von Michael Haneke (D 2009) vor Augen. Die Handlung spielt 130 Jahre später und scheint eine direkte Verbildlichung dieser Theorie zu sein.

⁸¹⁹ Siehe K. F. Bahrds (1776) in Rutschky, *Schwarze Pädagogik*, S. 406–408.

⁸²⁰ Der Eigensinn kommt in der *Hausmutter* in einer Beispielgeschichte vor, in der es um ein zu lax erzogenes Mädchen geht, die dadurch später ihrem alten Ehemann, mit dem sie als 19jährige verheiratet wird, auf der Nase herumtanzt, siehe weiter oben, S. 118. In den Kapiteln über die Kindererziehung im 5. Band taucht das Wort aber nicht auf.

⁸²¹ Herrmann, *Pädagogik*, S. 135.

techismus, der im Chor wiederholt wurde.⁸²² Germershausens Mitstreiter in der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft*, Eberhard von Rochow, hatte auf seiner Musterschule eine revolutionäre Methode eingeführt: die auch von Germershausen propagierte sogenannte ‚socratische Methode‘, die nicht mehr das Auswendiglernen, sondern das Lernen durch die Beantwortung von Fragen in den Vordergrund stellte (wobei die Fragen, die Rochow als Beispiele nennt, aus heutiger Perspektive sehr suggestiv wirken).⁸²³ Revolutionär war in dieser Schule außerdem, dass den Kindern nicht wie üblich unter Strafe verboten wurde, plattdeutsch zu sprechen.⁸²⁴ Das Hochdeutsche als Lehr- und Schriftsprache wurde wie eine Fremdsprache (die sie für die Kinder war) gelehrt, und das Plattdeutsche als Alltagssprache akzeptiert. Diese Ansicht macht sich auch Germershausen zu eigen, wenn er dafür plädiert, den Gottesdienst auf Platt zu halten, weil man so einen besseren Zugang zum Gesinde erhalte.⁸²⁵ An der Reformpädagogik kritisiert Germershausen aber vor allem, dass ihre Reformen zu spät ansetzten, indem sich ihre Bemühungen auf die Verbesserung der Schulen konzentrierten. Die Erziehung müsse schon in den ersten Lebensjahren anfangen, denn wenn die Kinder erst verzogen seien, nütze auch die beste Schule nichts mehr.

Sabine Seichter beschreibt in ihrer Geschichte des Stillens, dass die Autoren in den Schriften zur Kindererziehung im 18. Jahrhundert um ein einfühlsames Verstehen des Kindes bemüht gewesen seien, während es im 19. Jahrhundert immer stärker um das strenge Eindämmen von kindlichen Affekten gegangen sei, was sie an Vorgaben von strikt einzuhaltenden Stillzeiten und -längen aufzeigt, die schon den Säugling disziplinieren sollen: „Im weiteren historischen Verlauf äußerte sich Mutterliebe jedenfalls vor allem im Aufbau und in der Aufrechterhaltung von Ordnung, Disziplin und weiblicher Selbstbeherrschung.“⁸²⁶ Doch auch die Schriften, die sich im 18. Jahrhundert um die Perspektive des Kindes bemühen, scheinen mir eher die Ausnahme zu sein, davon geben die Gegenbeispiele in der Quellensammlung zur schwarzen Pädagogik von Katharina Rutschky einen Eindruck. Insofern scheint Germershausens Ansatz, eher die Eltern als die Kinder anzuleiten, und die Gründe für kindliche Affekte nachvollziehen zu wollen nicht selbstverständlich. Im Grunde scheint hier der gleiche Ansatz wie bei der Behandlung des Gesindes auf, wenn es darum geht, neue Dinge einzuführen – es wird didaktisch vorsichtig agiert, mit dem Wissen, dass Befehle und Zwang manchmal eher das Gegenteil des eigentlichen Ziels erreichen.

Gefahren der Einbildungskraft

Das Ziel ist jedoch auch hier die Nützlichkeit des Menschen, die stets Gefahr läuft, nicht nur von Faulheit und Empfindsamkeit, sondern auch von der Fantasie torpediert zu werden. Der Feldzug gegen die Einbildungskraft, der auch von anderen Autoren geführt wird,⁸²⁷ beschränkt sich bei Germershausen nicht nur auf die frühe Einübung von Gemütsruhe, um später als Mutter und Hausmutter gegen alle emotionalen Wagnisse gefeit zu sein. Auch die Fähigkeit zur Ehe, die Grundlage ökonomischen Handelns, wird durch Einbildungskraft und Leidenschaften gefährdet. Eine große Gefahr, die Germershausen für Töchter im Teenageralter sieht, droht durch das Lesen von Romanen – ebenfalls ein viel diskutiertes Thema. Es geht ihm hier ausnahmsweise nicht

⁸²² Siegert beschreibt den „Katechismusdrill“ im 16. Jahrhundert als einzige Art, das Lesen beizubringen. Der Unwille dagegen habe dazu geführt, dass der Alphabetisierungsversuch zu dieser Zeit gescheitert sei. Siegert, *Volksbildung*, S. 448.

⁸²³ Heinz-Elmar Tenorth: Methode, Ernst und Spiel – Rochow und der pädagogische Fortschritt, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): *Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens*, Berlin 2001, S. 154–159, S. 158.

⁸²⁴ Joachim Gessinger: Sprache und Denken auf dem platten Land, in: Schmitt/Tosch, *Vernunft*, S. 160–165, S. 163.

⁸²⁵ Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 115–120.

⁸²⁶ Seichter, *Erziehung*, S. 79.

⁸²⁷ Vgl. Rutschky, *Schwarze Pädagogik*.

darum, dass sich das Lesen zu einer Sucht entwickeln kann, die die künftige Hausmutter von ihren Pflichten abhält, sondern um die Verklärung des Weltbildes:

„Eine der schädlichsten Wirkungen der Romanen [sic] ist, daß sie uns das wahre Maas zur Beurtheilung der Menschen aus den Augen rücken. Indem sie uns lauter Muster von Standhaftigkeit, von Muth, Treue, Verläugnung, Aufopferung – darstellen, so machen uns diese Bücher zu bekannt mit der Vorstellung einer Vollkommenheit, davon wir in der Welt so wenig Beyspiele antreffen. Sie füllen uns den Kopf mit Idealen an, verrücken uns den Gesichtspunct, aus welchem wir die Dinge betrachten sollen, und schaffen um uns herum eine ganz andre Welt, als die wirkliche ist.“⁸²⁸

Das hat nicht nur die gefährliche Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben zur Folge, sondern auch die harte Konfrontation mit der Realität, in der die vorgestellten Ideale von keiner Seite erfüllt werden können – besonders in der Ehe:

„**Daher so manche unglückliche Ehen**, weil keines von den Eheleuten so ist, wie es sich das andere vorgestellt, und man in diesem vertrauten Umgange **das nicht findet, was man, nach Anleitung der Komödie, der Oper, oder des Romans, zu finden glaubte**. Hat man jemals kaltes Blut, und mit der Natur der Dinge übereinstimmende Begriffe nöthig, so ist es beim **Freyen**. Und wenn [sic] hat man sie wohl weniger?“⁸²⁹

Die meisten der Romane, so zitiert Germershausen aus der *Monthly Review* von 1773, seien darauf aus, die „Leidenschaften der jungen Leute [zu] entzünden, und ihre Neigungen [zu] empören“,⁸³⁰ wohingegen die Erziehung doch auf das genaue Gegenteil, die Mäßigung und Einschränkung dieser Leidenschaften zielen sollte. Interessant ist, dass die Vorbehalte gegen das Lesen zwar auf die Mädchenerziehung zielen – angesichts der vielen Mädchenlesekreise stellt Germershausen den Erfolg seines Appells rhetorisch infrage – die Sorgen aber geschlechterneutral formuliert werden und zumindest theoretisch auch die Jungen betreffen.

Das wichtigste Thema der Affektbeherrschung dreht sich aber natürlich um die Masturbation, deren körperliche Folgen für Mädchen noch viel schlimmer als für Jungen seien. Sie gerieten in „unheilbare Finnen und Hitzblattern des Angesichts, in heftige Schmerzen der Nase, in einen weißen Fluß, der durch ein ätzendes Brennen unerträglich wird, in Vorfälle und Geschwüre der Mutter, in Verlängerungen und Schwindflechten der Clitoris, endlich in die rasende Geilheit und den Tod.“⁸³¹ Germershausen beruft sich auf eine weit verbreitete Publikation des Schweizer Arztes Samuel Auguste David Tissot.⁸³² Wie Thomas Laqueur in seiner Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung aufzeigt, wurde die Onanie mit einer anonymen englischen Publikation 1712 zum ersten Mal zu einem Problem erklärt. Diese Schrift verbreitete sich über ganz Europa in vielen Übersetzungen und Auflagen. Sie war so erfolgreich, weil der Autor seine Warnung vor diesem ‚Problem‘ mit einer Art medizinischer Softpornografie verband (in Form von ‚Geständnissen‘ der männlichen und weiblichen Onanisten), für das in Büchern und Zeitungen mit Auszügen und Anzeigen viel Werbung gemacht wurde.⁸³³

⁸²⁸ Hausmutter, Bd. 5, S. 623.

⁸²⁹ Ebd., Hervorhebung im Original.

⁸³⁰ Ebd., S. 624.

⁸³¹ Ebd., S. 609. Der Begriff ‚Mutter‘ bezeichnet hier die Gebärmutter, vgl. Krünitz, Bd. 99 (1805), S. 245.

⁸³² Samuel Auguste David Tissot, *L’Onanisme*, 1758 auf Latein, 1760 auf Französisch erschienen, war sofort in ganz Europa erfolgreich.

⁸³³ Laqueur, *Einsame Lust*, S. 26. Laqueur präsentiert den anonymen Autor nach seinen Recherchen als den Chirurgen John Marten, der 1708 wegen Obszönität verklagt worden war. Der Begriff ‚Onanie‘ scheint seine Wortschöpfung zu sein – er verband das

Zuvor war Masturbation nur bei erwachsenen Männern wegen des ‚vergeudeten‘ Samens in die Kritik geraten, nun wurde sie als ‚Selbstbefleckung‘ und ‚Selbstschändung‘ bezeichnet und betraf auch Frauen sowie Kinder beiderlei Geschlechts. Die Behauptung, Onanie habe bei Jungen wie Mädchen fürchterliche medizinische Konsequenzen, diente dem Autor dazu, ein sehr teures von ihm selbst produziertes Heilmittel zu verkaufen.⁸³⁴ Tissot kritisiert zwar die Schlüpfrigkeit der Geschichten, übernimmt aber die Behauptung der körperlichen Schädigung und behauptet sogar, dass die Folgen tödlich sein können. Er bietet im Gegensatz zu seinem Vorgänger keine Quacksalbermedizin an, sondern rät zu gesundem Lebensstil, guter Gesellschaft und stärkendem Trank.⁸³⁵

Wie die Onanie bei Jugendlichen zu verhindern sei wurde in den Schriften von Pädagogen und Medizinern nach Erscheinen von Tissots Buch geradezu obsessiv thematisiert. Hier nur ein Beispiel von unzähligen, das auch das Thema des kalten Badens aufgreift: Ab Geburt sollte man die Schamgegend des Kindes jeden Morgen und Abend mit kaltem Wasser waschen und die Kinder das später selbst tun lassen. Um eine verstärkende Wirkung bei Kindern ab 12 Jahren zu erreichen, sollte das Wasser mit Kampfer und Blei gemischt werden. Dies fördere die Munterkeit des Geistes und ver helfe nicht nur zu einer dauerhafteren Gesundheit, sondern später vor allem zu erfolgversprechender Fruchtbarkeit (im ordentlichen Ehestand, wie der Autor nicht vergisst hinzuzufügen) und robusten und überlebensfähigen Kindern. Wenn man verheiratet ist, kann man Blei und Kampfer wieder weglassen.⁸³⁶ Wie bei Germershausen gesehen, wurde zu diesem Zeitpunkt (1787) die gesundheitsschädigende Wirkung von Blei schon seit längerem diskutiert.



Abb. 15 Anti-Masturbationsring für Jungen (um 1900)

Laqueur interessiert die Frage, warum eine so mittelmäßige Publikation mit einer an den Haaren herbeigezogenen Behauptung wie die des anonymen Autors 1712 so gravierende Auswirkungen auf die Schuldgefühle einer ganzen Gesellschaft haben konnte: „Selten fußte ein kultureller Umbruch von solchen Dimensionen auf derart bescheidenen Anfängen.“⁸³⁷ Seiner These nach sind es die Veränderungen des Wirtschaftssystems, die um 1700 in England und mit mehreren Jahrzehnten Verzögerung in den deutschen Gebieten zu spüren sind: das kapitalistische System, in

Thema der ‚vorsätzlichen Selbstbefleckung‘ als erster mit der Genesis-Geschichte von Onan, der von Gott mit dem Tod bestraft wurde, da er seinen Samen lieber vergeudete als die Witwe seines Bruders zu schwängern. Ebd., S. 15.

⁸³⁴ Laqueur illustriert den Gegenwert der geforderten 12 Schilling für das Mittel in dieser Zeit mit 290 Tassen Kaffee im Kaffeehaus. Ebd., S. 26.

⁸³⁵ Ebd., S. 48. Die Verbindung zu Schwindsucht und Geisteskrankheit wurde erst im 19. Jahrhundert gezogen, ebd., S. 169, ebenso wie die Klitoridektomie (ohne Anästhesie) zur „Heilung“ von Hysterie, die durch Masturbation ausgelöst werde, erst ab ca. 1825 durchgeführt wurde. Vgl. Norbert Finzsch, Weibliche Genitalverstümmelung, western style, in: *Geschichte der Gegenwart*, <http://geschichtedergegenwart.ch/weibliche-genitalverstuemmelung/>, Aufruf am 25.04.2016. Dort, wo die Psychoanalyse sich nicht durchsetzen konnte, wurde die Klitoridektomie mit diesem Ziel bis ins 20. Jahrhundert weiter praktiziert.

⁸³⁶ So J. Oests Auffassung von 1787, siehe die Quellensammlung von Rutschky, Schwarze Pädagogik, S. 313. Vgl. außerdem z.B. Michael Hageners Studie des Falls eines Studenten, der in der Funktion des Hauslehrers um 1900 seinen 14jährigen Schüler zu Tode prügelte und sich während des Prozesses damit rechtfertigte, ihn von der Masturbation habe abhalten zu wollen. Michael Hagner: *Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls. Erziehung, Sexualität und Medien um 1900*, Berlin 2010.

⁸³⁷ Laqueur, *Einsame Lust*, S. 33.

dem das Verlangen nach mehr eine wichtige Antriebsfeder ist, ebenso wie die Imaginationsfähigkeit der Projektmacher. Expansionsdrang, Kreditwesen und Spekulation gehören einerseits zum neuen Wirtschaftssystem, Fantasie und Exzess werden aber gleichzeitig als Bedrohung wahrgenommen, wenn der Einzelne sich darin unkontrolliert verliert.⁸³⁸ In diesem Kontext sieht Laqueur nicht nur den massiven Feldzug gegen die Masturbation, sondern auch die Angst, das private, stille Lesen zerrütte die Nerven und sei gefährlich.⁸³⁹ Diese These lässt sich mit Germershausen untermauern, wie gesehen mit der Warnung vor exzessivem Lesen, ebenso wie mit einem Argument gegen die Onanie bei Mädchen. Denn wenn sie sich diese angewöhnten, resultiere das außer in den geschilderten körperlichen Auswirkungen außerdem in der Unlust zu heiraten.⁸⁴⁰ Er spricht es nicht aus, aber damit wäre wiederum die ökonomische Sicherheit der Tochter gefährdet. Die Schrift droht im Grunde der Leserin mit den fürchterlichsten Konsequenzen, wenn sie die Töchter nicht von der Onanie abhält, was wieder bei Schuldgefühlen (für die Mutter als Verantwortliche) ansetzt.

Laqueur sieht die Bekämpfung der Masturbation und somit der individuellen Fantasie auch im Zusammenhang mit einem Grundziel der Aufklärer: „Sie alle bemühen sich um die Schaffung jener Art von innerer Disziplin, die Individualismus und Freiheit ermöglicht.“⁸⁴¹ Ich würde eher umgekehrt behaupten, sie hatten eine panische Angst vor dem Chaos. Vor allem aber verfolgen alle diese Erziehungsmaßnahmen – die Abhärtung des kindlichen Körpers mit kaltem Wasser, die Anerziehung eines nicht übermäßig fröhlichen Gemüts und die Eindämmung der Einbildungskraft – das Ziel, eine leistungsstarke bürgerliche Schicht zu konstituieren.

Eheberatung

Im vorletzten Kapitel des fünften Bandes formuliert Germershausen schließlich doch noch eine Art Ehelehre, einigermaßen versteckt unter der Überschrift „Das Verhalten der Hausmutter vor, bey und nach gewissen Unglücksfällen.“⁸⁴² Abgesehen von den ersten drei Katastrophen, die die Hausmutter treffen können und die Brand, Einbruch und unerklärliches Viehsterben beinhalten, machen alle anderen acht Unglücksfälle unvorteilhafte Charaktereigenschaften des Ehemanns zum Thema. Diese sind der Reihenfolge nach: Spielsucht, Untreue, Sorglosigkeit, Kargheit (Geiz), Verschwendung, Waghalsigkeit, die Kombination von Eigensinn und Narrheit und, als letzte und in Germershausens Augen schlimmster Unglücksfall: Der Mann ohne Religion.

Fehlende Frömmigkeit des Ehemanns ist aus Germershausens Sicht deswegen das schlimmste Übel für die Hausmutter, weil er seine Ehefrau in ihrem Glauben nicht ernst nimmt und sich über sie lustig macht, was erstens alle Erziehung der Kinder boykottiere und zweitens den Verfall des Hauses nach sich ziehe, weil das Gesinde sie dann auch nicht mehr ernst nehme. Außerdem werde der Mann keine Ratschläge von ihr annehmen, da er sie wegen ihres Glaubens verachte. Für diese Situation hat Germershausen keinen Rat mehr. Das Christlichsein der Hausmutter setzt er als gegeben voraus, ohne den Glauben sei sie nicht klug. Hier wendet der Autor wieder den gleichen Trick an, den er öfters benutzt: Indem er auf nonchalante Weise Klugheit und Glauben miteinander in einen untrennbaren Zusammenhang bringt, trägt er sein Anliegen an die Hausmutter nicht frontal als Forderung, sondern nebenbei an sie heran.

⁸³⁸ Vgl. ebd., S. 255–258.

⁸³⁹ Vgl. ebd., S. 292f.

⁸⁴⁰ Vgl. Hausmutter, Bd. 5, S. 610.

⁸⁴¹ Laqueur, *Einsame Lust*, S. 21.

⁸⁴² Hausmutter, Bd. 5, S. 717–792.

Seine Ratschläge für alle anderen Ehehöllen wiederholen sich und lassen sich in dem Satz ‚die Klügere gibt nach‘ zusammenfassen. Denn falls die Ehefrau, an deren Klugheit fortwährend appelliert wird, es nicht schafft, dem Mann im geeigneten Moment mit Vernunft zuzureden, besteht der wichtigste Rat darin, sich ihre Überlegenheit in der Gesellschaft nicht anmerken zu lassen. Sie sollte weder beim untreuen Ehemann auf Rache sinnen, sich bei dem Kammermädchen ausheulen oder es ihm mit Gleichem vergelten wollen, noch den dummen Mann in Gesellschaft bloß stellen, denn ihre Ehre steht und fällt mit der ihres Mannes. Die Affektbeherrschung betraf die Leserin bisher in geringem Maße selbst – am meisten noch bezüglich der Schreckhaftigkeit in der Schwangerschaft, was aber zur Argumentation führte, die eigenen Töchter nicht schreckhaft zu erziehen, und ansonsten vor allem in der Mahnung, weder Kinder noch Gesinde im Affekt zu schlagen, was sich ebenso an den Vater und Hausherrn richtete. Hier aber geht es einzig um die Zurückhaltung, die Aufgabe des eigenen Selbst, um den Ehemann in besserem Licht erscheinen zu lassen.

In der *Hausmutter* wie im *Hausvater* dringt Germershausen darauf, dass die Eheleute zusammenarbeiten müssen – von der Absprache über die Einteilung von Arbeit, über eine gemeinsame Position gegenüber dem Gesinde bis zu der nachdrücklichen Forderung, dass die Ehefrau uneingeschränkten Einblick in Geschäfte und Vermögensverhältnisse haben muss.⁸⁴³ Der Einklang des Ehepaares sichere den ökonomischen Wohlstand. Im Gegensatz zu anderen zeitgenössischen Schriften schien die Ehe bei ihm nicht von asymmetrischen Machtverhältnissen geprägt zu sein, die Frau wird nicht als Gehilfin des Mannes bezeichnet sondern es entstand der Eindruck einer selbständigen, fast unabhängigen Frau, die in der Lage sein sollte, das Gut alleine führen zu können.⁸⁴⁴ In seiner Eheberatung aber reiht er sich hier in den aufklärerischen Diskurs ein, der nicht nur von der bürgerlichen Frau, sondern wie hier zu sehen ist, auch von der landadeligen Frau, vor allem in der Öffentlichkeit, Rückzug und Selbstverleugnung fordert. Im *Hausvater* taucht dieses Thema nicht auf – gesellschaftliche Repräsentation ist nur ein Thema für die Frauen, Männer müssen nicht zu schicklichem Verhalten in der Öffentlichkeit ermahnt werden. Dieser Diskurs richtete sich zu Anfang an eine kleine Zielgruppe, die im Laufe des 19. Jahrhunderts immer größer wurde.

2.2 Aufgabenverschiebung

Die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung variiert in den verschiedenen Publikationen der Hausväterliteratur, wie Heinrich Schmidlin in seiner Studie *Arbeit und Stellung der Frau in der Landgutswirtschaft der Hausväter* aufzeigt.⁸⁴⁵ In den untersuchten Schriften und Abbildungen findet er unterschiedliche Zuschreibungen oder gemeinsame Erledigung von Arbeiten wie Brotbacken, Konditorei, Tranchieren, Spinnen, Weben, Klöppeln, Viehzucht, -handel und -hütung, Kelterei, Destillieren und Feldarbeit. Ein klassischerweise den Frauen zugesprochenes Thema, die Medizin, Krankenpflege und Geburtshilfe, beschreibt beispielsweise einer der Autoren, Florinus, ganz explizit für Männer. Schmidlin vermutet, dass dies seiner Angst vor Kräuterhexen geschuldet sei; auch sonst ist Florinus sehr misogyn eingestellt.⁸⁴⁶ Auch bei Germershausen finden sich Unsicherheiten – ist der Kräuter- und Gemüsegarten zunächst im *Hausvater* zu finden, bringt

⁸⁴³ Vgl. bspw. *Hausvater*, Bd. 1, S. 188f.: der Mann soll seine Ehefrau nicht wie eine Sklavin behandeln.

⁸⁴⁴ Die moralischen Beispielgeschichten geben natürlich ein anderes Bild ab, auch hier findet sich das Idealbild der Hausmutter als Angestellte des Ehemanns, die ihn gutgelaunt und professionell bewirtet.

⁸⁴⁵ Schmidlin, *Arbeit*.

⁸⁴⁶ Ebd., S. 81.

Germershausen 20 Jahre später ein separates Buch mit dem Titel *Die Hausmutter im Küchen- und Kräutergarten*⁸⁴⁷ heraus. Für die Platzierung des Weinbaus im *Hausvater* muss er sich gegen Kritik von Rezensenten rechtfertigen mit dem Argument, da in Weinbau und Kelterei hauptsächlich Männer arbeiteten, habe er dieses Thema nicht in der *Hausmutter* behandelt.⁸⁴⁸

Die Aufgabenverteilung nach Geschlecht war weit weniger statisch, als in der normativen Literatur beschrieben bzw. vorgeschrieben. Je ärmer ein Haushalt, desto flexibler wird angepackt, wo Hilfe notwendig ist. Regional bestanden ebenfalls Unterschiede – Imkerei, Viehhütung, Molkerei oder das Weben lagen je nach Gebiet und Tradition in weiblichen oder männlichen Händen. In den *Annalen der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft* schwebt einem Pastor vor, in seiner Parochie die Knechte per Gesetz zum Spinnen zu verpflichten, er imaginiert eine ganze Spinnkolonie (als Jungen spinnen sie, wenn sie älter werden, genießen sie sich dafür).⁸⁴⁹ Das gilt selbstverständlich nur für die Knechte, nicht für die oberen Schichten – in der *Hausmutter* ist ausschließlich von den Töchtern die Rede, wenn es um das Spinnen geht. Grundsätzlich stellt Schmidlin fest, dass, wenn ein Handwerk wie z.B. das Brauen sich professionalisierte, es in der Tendenz vom Verantwortungsbereich der Frauen zu dem der Männer wechselte. Das lässt sich heute am deutlichsten an der Spitzenküche sehen, in der äußerst wenige Frauen kochen, im Vergleich zur Alltagsküche.⁸⁵⁰ Diese Tendenz ist allerdings verstärkt erst seit dem 16. Jahrhundert festzustellen; bis dahin gab es auch professionelle Handwerkerinnen, die als Meisterinnen oder Gesellinnen auch Mitglieder von gemischtgeschlechtlichen oder weiblichen Zünften waren, oder zumindest eigene Betriebe führten. Ab dem 16. Jahrhundert aber wurden Frauen sukzessive aus den Zünften ausgeschlossen, bis es sogar verboten wurde, die eigene Tochter als Lehrtochter auszubilden. Merry Wiesner-Hanks erklärt das mit einem Machtzuwachs von Gesellengilden, die unliebsame Konkurrenz ausschalten wollten, und der ökonomischen Veränderung städtischer bürgerlicher Schichten.⁸⁵¹ Oft führten aber Witwen den Betrieb ihres Mannes weiter, wie auch zu Germershausens Zeit in seiner Umgebung viele Witwen ihrem eigenen Hof vorstanden. Außerdem gilt für viele Schichten und Berufe, dass sich hinter der Amtsbezeichnung eines Mannes oftmals ein „Expertenehepaar“⁸⁵² verbarg.

An der *Hausmutter* lässt sich sehen, welche Aufgaben Germershausen zunehmend dem Bereich der weiblichen Zuständigkeit zuschrieb. Auf den ersten Blick scheinen das alle *soft skills* zu sein, die dann im *Hausvater* nicht mehr auftauchen. So stellt Beatrix Häusler die These auf, dass die Durchsetzung von Religion im Haus alleine bei der Hausmutter zu liegen scheint, da das Thema des Hausgottesdienstes und des Tischgebets ausschließlich in der *Hausmutter* abgehandelt würde. Wenn man sich diese Passagen jedoch näher ansieht, ist nicht die Rede davon, dass die Hausmutter diese alleine durchführen soll, sondern das Ehepaar gemeinsam – durchgängig ist von der ‚Herrschaft‘ die Rede. Außerdem wird (nicht nur bei diesem Thema) im *Hausvater* oft, mit genauen Seitenangaben, auf die *Hausmutter* verwiesen, damit Germershausen sich nicht wiederholen muss. Bei der Zuständigkeit für die Religionsausübung ändert sich also bei Germershausen noch

⁸⁴⁷ Germershausen, *Kräutergarten*, vgl. Anm. 313.

⁸⁴⁸ *Hausvater*, Bd. 4, Vorrede o.S.

⁸⁴⁹ Prediger Schröder zu Böse: Wie ist den Knechten auf dem Lande eine Ehrensache daraus zu machen, daß sie sich in den Winterabenden mit Spinnen beschäftigen?, in: *Annalen* 3/5 (1801), S. 104–116. Von Rochow zählt das Spinnen und Stricken für den eigenen Gebrauch zu den männlichen Tätigkeiten bei der Landbevölkerung, Eberhard von Rochow: Der Landmann und seine Industrie, in: *Annalen* 3/3 (1800), S. 84–87, S. 85.

⁸⁵⁰ Siehe zu dieser Entwicklung seit dem 17. Jahrhundert: Eva Barlösius: Köchin und Koch. Familial-häusliche Essenszubereitung und berufliches Kochen, in: Ehlert, *Haushalt*, S. 207–218.

⁸⁵¹ Vgl. Merry Wiesner-Hanks: Ausbildung in den Zünften, in: Kleinau/Opitz, *Frauenbildung*, S. 91–102, S. 101.

⁸⁵² Schlude, *Naturwissen*, S. 99.

nichts – bei ihm stehen die ‚drei K‘ als definierte Zuständigkeitsbereiche der Hausmutter noch für ‚Kuhstall, Küche, Keller‘,⁸⁵³ im Gegensatz zu ‚Kirche, Kinder, Küche‘⁸⁵⁴ im 19. Jahrhundert (wobei, wie gesehen, die Kinder im 5. Band hinzukommen).

Abgesehen von der Durchsetzung von Religionsausübung und damit in seinem Verständnis von sittlichem Verhalten liegen allerdings alle anderen *soft skills* tatsächlich bei der Frau. Doch nicht nur die Erziehung der Kinder, Diätetik und Krankheiten sind Themen, die ausschließlich in der *Hausmutter* und nicht im *Hausvater* behandelt werden. Eine große Differenz scheint mir ebenfalls in der Aufgabe der Repräsentation zu liegen, die im *Hausvater* gar nicht thematisiert wird. Die Entscheidung, wann was gegessen wird, wird völlig der Ehefrau übergeben und damit steht und fällt das Ansehen und die Eingliederung der Familie in den passenden Stand (vgl. Teil II, Kapitel 1.2).

Sparsamkeit

Die Standesdefinition wird auch gestaltet von der Gratwanderung zwischen Sparsamkeit und Standesrepräsentation. Wie gesehen, befindet sich der goldene Mittelweg zwischen unangebrachtem Geiz und ebenso unangebrachtem Prunk bei Gastmählern, während sich die Sparsamkeit vor allem auf das Gesinde bezieht. Auch das private Essen für die Herrschaftsfamilie muss dem Stand genüge tun und hebt sich von der Gesindekost eindeutig ab.⁸⁵⁵ Dieser Sparsamkeit wird in der *Hausmutter* ein ganzes Kapitel gewidmet, während der Wirt im *Hausvater* nur darauf hingewiesen wird, dass er in seiner Betriebsführung vorsichtig sein, Schulden und allzu waghalsige Experimente vermeiden solle.⁸⁵⁶ Hier zeigt sich die Zerrissenheit Germershausens zwischen dem Willen zum Fortschrittsdenken der Ökonomischen Aufklärung zum Wohle der Nation und seiner traditionellen, vorsichtigen Einstellung. Engagierter Staatsbürgerlichkeit, zu deren Kanon nach Justi die Bereitwilligkeit gehört, „den Staat mit seinem Vermögen zu unterstützen“ und „den eigenen Vortheil nach dem gemeinschaftlichen Besten einzuschränken“⁸⁵⁷, steht er skeptisch gegenüber. Es sei zwar patriotisch, Neues auszuprobieren, wenn dabei ein Nutzen für die Nachwelt entstehe. Er wendet sich aber gegen unbedachte Projektemacherei, wenn er warnt, dass jeder prüfen solle, ob er nach Verlust seines Vermögens sagen kann: „Ich war dazu da, daß ich mich fürs allgemeine Wohl aufopfern sollte.“⁸⁵⁸

Des Weiteren warnt Germershausen ausdrücklich davor, sich zu verschulden. Die Beharrlichkeit, mit der Germershausen immer wieder den Ehrverlust des Schuldners, der seine Schulden nicht

⁸⁵³ Germershausen zitiert hier einen anderen Autor der Hausväterliteratur, Julius Bernhard von Rohr. *Hausmutter*, Bd. 4, S. 235.

⁸⁵⁴ Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Vom ‚Ganzen Haus‘ zur Familienidylle. Haushalt als Mikrokosmos in der Literatur der frühen Neuzeit und seine spätere Sentimentalisierung, in: Gerhild Scholz Williams, Lynne Tatlock (Hrsg.): *Literatur und Kosmos. Innen- und Außenwelten in der deutschen Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts* (Daphnis 15, Heft 2/3), Amsterdam 1986, S. 509–533, S. 533. Tatsächlich gibt es im *Hausvater* den Gegenpart, die Regierung des männlichen Gesindes, in dem Germershausen noch moralischer wird, nachdem er offensichtlich für ebendiesen Zug in der *Hausmutter* kritisiert worden war. *Hausvater*, Bd. 1, 232.

⁸⁵⁵ Die Ehefrau soll am Anfang der Ehe mit ihrem Mann besprechen, wie viele unterschiedliche Gerichte („Schüsseln“) im Alltag pro Mahlzeit oder Gang auf den Tisch kommen sollen und das als Richtwert nehmen. Vgl. *Hausmutter*, Bd. 1, S. 367.

⁸⁵⁶ *Hausmutter*, Bd. 5, S. 48–56. Auch im *Hausvater* findet sich ein Unterkapitel mit dem Titel: „Der Hausvater muß von der Hausmutter es nicht allein wollen, daß sie sparsam sey: er muß seiner Seits es gleichfalls seyn.“ *Hausvater*, Bd. 1, S. 200–213. Der Abschnitt findet sich im Kapitel, in dem Germershausen die Zusammenarbeit des Ehepaars betont. Er beinhaltet vor allem eine langatmige und idealistische Schilderung der perfekten Hausmutter, wie Münchhausen sie beschrieben habe („Lucia“), und besagt im Grunde nur, dass der Hausvater weder verschwenderisch sein soll, noch der Köchin die Rosinen zuzählen, also der Frau im Hause ihre Aufgaben überlassen und nicht geizig alles überwachen wollen sollte. Im Grunde geht es auch hier um die Sparsamkeit der Hausmutter, der Hausvater soll das nur nicht durch Verschwendung zunichte machen.

⁸⁵⁷ Münch, Ordnung, S. 19f. Münch zitiert aus Justis Abhandlung „Von den bürgerlichen Tugenden“ aus dessen Werk *Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten* von 1761.

⁸⁵⁸ *Hausvater*, Bd. 1, S. 147.

begleichen kann, betont, lässt vermuten, dass er ein pädagogisches Ziel verfolgt und Schulden zu haben durchaus nicht unüblich war. Dafür spricht auch, dass er einen Juristen das Kapitel „Der heruntergekommene und in Schulden vertiefte Hausvater“ beisteuern lässt, in dem Verhaltenstipps und rechtliche Möglichkeiten für den Schuldner dargestellt werden.⁸⁵⁹ David Graeber beschreibt in seiner Studie über Schulden, dass lange Zeit jeder bei jedem Schulden hatte, und die Wirtschaft ohne anschreiben zu lassen gar nicht funktioniert hätte – aus dem einfachen Grund, dass kaum Bargeld im Umlauf war.⁸⁶⁰ Auch wenn sich viele Menschen mit Ersatzwährungen oder dem sogenannten schwarzen Geld behelfen, war doch das währungsstabilere Gold- und Silbergeld ein Zahlungsmittel der Oberschicht.⁸⁶¹ In den anderen Schichten und vor allem auf dem Land wurde nur von Durchreisenden und nicht vertrauenswürdigen Mitgliedern der Gesellschaft erwartet, dass sie bar bezahlten, alle anderen ließen anschreiben. Graeber bezeichnet in diesem Sinne Adam Smiths Beschreibung einer Gesellschaft, in der jeder mit Bargeld bezahlt (und damit den Händlerinnen oder Produzenten gegenüber keine weitere Verpflichtung eingeht, also nichts weiter schuldig bleibt) als eine zu der Zeit – 1776 – utopische Vorstellung.⁸⁶² Ein grundlegender Wandel in der moralischen Bewertung von Schulden hat seiner Meinung nach mit der Einführung des juristisch einzufordernden Rechts auf Strafzinsen bei zu spät bezahlten Raten in den 1580er Jahren (in England) eingesetzt.⁸⁶³

Graebers sozialromantisch gefärbte Beschreibung der Entwicklung einer auf Freundschaft, Liebe und Vertrauen aufgebauten Gesellschaft hin zu einer, in der (durch Geldpolitik, raffgierige Händler und zunehmend harte Gerichtsentscheidungen gegenüber Schuldnern) gegenseitiges Misstrauen und moralische Abwertung von Schulden überwiegen, muss man in ihrer Zuspitzung nicht unterschreiben; tatsächlich aber scheinen die moralischen Warnungen vor Schulden – wie wir sie auch bei Germershausen feststellen können – zugenommen zu haben. Nach Germershausens Darstellung ziehen Schulden unausweigerlich den sozialen Tod nach sich. Er fordert, sich einzuschränken, wenn die Erträge aus dem Land den Lebensunterhalt nicht decken: Das Erbe der Eltern dürfe nicht angetastet werden, die Ausgaben die Einnahmen nie überschreiten, Wirtschaftsfluß und Notpfennig gegen Kornpreisschwankungen, Rinderseuchen und Missernten sollten angelegt werden. Solche Mahnungen zu einem schuldenfreien Lebenswandel reihen sich ein in einen längeren Prozess, den Peter Münch als die Entwicklung eines ‚bürgerlichen Tugendkatalogs‘ bezeichnet, an dessen oberster Stelle Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit rangieren. Dieser Kanon habe sich aus den ökonomischen Tugenden gespeist, die vor allem auch von der Hausväterliteratur propagiert wurden. Münch will in seiner Studie den Klischees von nationalen (in diesem Fall deutschen) bürgerlichen Tugenden nachgehen. Er verzeichnet einen drastischen Wandel in der (Selbst- wie Fremd-)Wahrnehmung nationaler Charaktereigenschaften: „Der zeitgenössische, holzschnittartig verkürzte Moralvergleich der Nationen notierte noch um 1600 exzessive Trunkenheit, überbordende Lebensfreude und eine generelle Maßlosigkeit als hervorstechende Merkmale des deutschen Lebensstils.“⁸⁶⁴

⁸⁵⁹ Ebd., S. 147–166.

⁸⁶⁰ Vgl. David Graeber: *Debt. The First 5,000 Years*, New York 2011, S. 327.

⁸⁶¹ Die Bezeichnung „schwarzes Geld“ leitet sich von Pfennigen aus Kupferlegierungen her, die sich mit der Zeit schwarz färbten; vgl. Valentin Groebner: Mobile Werte, informelle Ökonomie. Zur ‚Kultur‘ der Armut in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Michael Borgolte, Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): *Armut im Mittelalter*, Ostfildern 2004, S. 165–188, S. 170. Zu den selbst angefertigten Ersatzwährungen aus Blei, Leder oder Holz siehe Graeber, *Debt*, S. 327.

⁸⁶² Ebd. S. 335f.

⁸⁶³ Vgl. ebd. das Kapitel: The World of Credit and the World of Interest. S. 326–336.

⁸⁶⁴ Münch, *Ordnung*, S. 14.

Münch beschreibt die Propagierung von Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit als Teil frühneuzeitlicher Kontrollmechanismen, die zur Staatsbildung beitragen sollten und sich schon vor 1500 in gesetzlichen Maßnahmen gegen Müßiggang in der Reichsgesetzordnung widerspiegeln. Anders als für Max Weber liegt dem Diskurs damit nicht allein die protestantische Ethik zugrunde, er wirkte vielmehr konfessionsübergreifend im Sinne der Staatsbildung: „Den in der obrigkeitlichen Polizei und im konfessionellen Ruf nach ‚Zucht und Ordnung‘ gleichermaßen angelegten Disziplinierungstendenzen kamen die Postulate des spezifisch ökonomischen Verhaltenskanons entgegen.“⁸⁶⁵ Eine weitere Maßnahme in diesem Prozess bildete beispielsweise die sukzessive Abschaffung von Feiertagen, die im Mittelalter bis zu einem halben Jahr in Anspruch nehmen konnten. Münch bezeichnet das Ende des 18. Jahrhunderts als den Zeitpunkt, an dem die vormals standesübergreifenden ökonomischen Tugenden zu spezifisch bürgerlichen umdeklariert wurden. Für die Frauen allerdings gilt eine standesübergreifendere Definition, wie wir am *Frauenzimmerlexikon* gesehen haben, und auch bei Germershausen sehen, der mit seiner Definition von „Mittelstand“ vor allem auch landadelige Gutsbesitzerinnen oder Ehefrauen aus dieser Schicht anspricht. Anfang des 20. Jahrhunderts sollten Arbeiterfrauen ebenfalls auf diese Tugenden eingeschworen werden.⁸⁶⁶ Und natürlich lässt sich auch hier eine Verbindung zu Laqueur und Frey ziehen, insofern Ordnung, Sparsamkeit und Fleiß eine wichtige Rolle für das Funktionieren der neuen wirtschaftlichen Bedingungen spielen, für die eine arbeitsame und leistungsstarke Bevölkerung gebraucht wird. Wiedemann fügt dem hinzu, dass Ordnungsliebe zunehmend mit Disziplin, Gehorsam und Unterordnung konnotiert wurde und die ökonomischen Tugenden „hauptsächlich den schwächeren Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft gepredigt [wurden]: den Armen und den Frauen, also denjenigen, denen man aufgrund ihrer Besitzlosigkeit die Bürgerlichen Rechte absprach.“⁸⁶⁷

Die Alltagstugenden, denen man sich unaufhörlich und jeden Tag aufs Neue widmen muss, werden im Biedermeier der Restaurationszeit wichtiger als staatsbürgerliche Pflichten, die sich dem Fortschritt der Gesellschaft verschreiben. So fällt Münch ein vernichtendes Urteil über die Folgen der Festschreibung dieser Tugenden im Laufe des 19. Jahrhunderts:

„Die häuslichen Tugenden fundamentieren mithin ganz spezifisch die bürgerliche ‚Mittelstraße‘ [...]. Diesem Tugendkanon eignet wenig Dynamik, er ist durchgängig traditionalistisch ausgerichtet. Mit seiner Propagierung wird regelmäßig das Ideal des ‚ruhigen Lebens‘, der frugalen ‚Genügsamkeit‘ und der mit diesen Postulaten verschränkten Zurückweisung jeder innovationsträchtigen ‚Neugier‘ verbunden. Man müsste fragen, ob dieses restriktive Leitbild des ‚ruhigen Lebens‘ nicht ganz eigentümliche Folgen für die (a)politische Kultur der Deutschen gehabt hat.“⁸⁶⁸

In den Alltagstugenden, den täglichen Kleinigkeiten siedelt Germershausen auch sein Ideal von Sparsamkeit an, und das betrifft nur noch den Haushalt, nicht die Organisation der landwirtschaftlichen Feldarbeit. Der Topos der Ehefrau, die das vom Ehemann erarbeitete Vermögen bewahren soll, ist sehr alt.⁸⁶⁹ Germershausen bezieht sich in der *Hausmutter* indirekt darauf, indem er darauf hinweist, dass Naturalien auch zum Vermögensstamm gehören und bei dementspre-

⁸⁶⁵ Ebd. S. 35.

⁸⁶⁶ Vgl. Bock/Duden, Arbeit, S. 166.

⁸⁶⁷ Wiedemann, Herrin, S. 112.

⁸⁶⁸ Münch, Ordnung, S. 33. Münch spielt hier auf die These des ‚deutschen Sonderwegs‘ von Luther zu Hitler an.

⁸⁶⁹ Renate Dürr weist darauf hin, dass der Topos sich durch die frühneuzeitliche Hausliteratur zieht, aber im Laufe der Zeit unterschiedlich gewertet wurde: Richtet sich am Anfang das Gebot des Fleißes noch an das Arbeitsehepaar, von dem der eine einbringt, die andere verwaltet, wird es am Ende des 18. Jahrhunderts, in dem Moment, in dem das Ehepaar nicht mehr gemeinsam einer Hauswirtschaft vorsteht, zu einer Tugendanforderung für Frauen. Dürr, Ausbildung, S. 193–195.

chend sorgsamem Umgang hier gespart und so zum Vermögen beigetragen werden kann. Expliziter wird er in einem Artikel, der 1782, ein Jahr nach der Publikation des letzten Bandes der *Hausmutter*, in seiner Lieblingszeitschrift, dem *Wittenbergischen Wochenblatt* erscheint. Er sinniert über einen Spruch aus Luthers Tischreden: „Der Mann kan [sic] die Frau nicht reich machen, wohl aber die Frau den Mann. Denn der ersparte Pfennig ist besser, als der erworbene.“⁸⁷⁰ Germershausen interpretiert die Hauptaussage des Spruches als Ehrenrettung der Ehefrau, die mehr zum Wohlstand des gemeinschaftlichen Haushalts beiträgt als es die Männer wahrhaben wollen. Im *Hausvater* gibt es noch die Idealgeschichte einer klugen Ehefrau, die ihren Mann vor der Verschuldung bewahrt, indem sie ihr eigenes Vermögen geschützt und keinen Schuldschein unterschrieben hat.⁸⁷¹ In diesem Artikel jedoch geht es um die kluge und fleißige Haushaltsführung: „Ohne Sparsamkeit kan kein Reichtum entstehen. Er kan auch nicht ohne Sparsamkeit bestehen. Nun muß man wissen, daß es im Hausstande, was das Sparen anbetrifft, hauptsächlich auf die Frau ankomme.“⁸⁷²

Selbstmachen

In der *Hausmutter* ging es beim Thema Sparsamkeit fast ausschließlich darum, beim Gesinde zu sparen wo es möglich ist – durch strenge Kontrolle der Essensplanung kann die Hausmutter ihre Ausgaben in diesem Bereich im Zaum halten und Überschüsse erwirtschaften, die sie „als Erwerb ansehen könne, wodurch sie die Hauptsumma des ganzen alljährlichen Wirthschaftsertrages vermehren kann und soll.“⁸⁷³ Nun kommt in diesem Artikel eine andere Möglichkeit zu sparen hinzu: bei der Frau des Hauses selbst. Das ist in der *Hausmutter* sehr selten Thema, z.B. als Germershausen penibel vorrechnet, wie viel eine Magd kostet, die im Haus wohnt und extra für das Spinnen abgestellt wird – um einen feinen Faden spinnen zu können, benötigt man sensible Finger, was bedeutet, dass eine Spinnmagd von allen groben Haus- und Feldarbeiten entbunden werden müsste. Aber diese müsste schließlich auch sonntags verköstigt werden, obwohl sie an dem Tag gar nicht arbeite. Seine Rechnung ergibt, dass sich das nicht lohne, wenn doch Hausmutter und Töchter die dunklen Mußestunden in der Winterzeit selbst für die Herstellung von Garn nutzen können, anstatt sich solch unsinnigen Vergnügungen wie dem Kartenspiel hinzugeben.⁸⁷⁴

In dem Zeitschriftenartikel über die Sparsamkeit tritt nun eine neue Wendung ein: Germershausen präsentiert das Beispiel einer Frau, die mit ihren Töchtern aus erster Ehe ihren Mann vor der Verschuldung rettet, indem sie selbst spinnen, nähen, Kleidung, Tisch- und Bettwäsche ausbessern, und (zumindest die Leibwäsche) sogar selbst waschen, statt diese Arbeiten, wie üblich, gegen Bezahlung außer Hause verrichten zu lassen. Der Artikel richtet sich, da er in einer Zeitschrift publiziert wurde, an ein breiteres Publikum als die *Hausmutter* (also auch die Ehemänner) – hier macht er sich nicht mehr mit der Leserin augenzwinkernd gemein. Die Hausmutter wird hier in die Pflicht genommen, und Germershausen versucht seine Leser und Leserinnen davon zu überzeugen, dass die Pfennigfuchserie bei den „kleinern und allerkleinsten“ Ausgaben „Vergnü-

⁸⁷⁰ Christian Friedrich Germershausen: Der Mann kan die Frau nicht reich machen, wohl aber die Frau den Mann. Denn der ersparte Pfennig ist besser, als der erworbene. Luthers Tischreden, S. 318, in: *Hannoversches Magazin* 21 (1783), S. 677–688; zuerst erschienen in: *Wittenbergisches Wochenblatt*, 1782. Auf die Wertung Luthers, dass erspartes Geld „besser“ als erworbenes sei, geht Germershausen nicht ein.

⁸⁷¹ *Hausvater*, Bd. 1, S. 50: „Seine kluge Frau war aber noch seine einzige Retterin.“

⁸⁷² Germershausen, Luther, S. 677.

⁸⁷³ *Hausmutter*, Bd. 1, S. 321.

⁸⁷⁴ Vgl. *Hausmutter*, Bd. 4, S. 424ff. Ein zweites Beispiel findet sich im 3. Band: Die Hausmutter soll den Braumeister ersetzen um Geld zu sparen. Eine Magd anzulernen, reiche aus. *Hausmutter*, Bd. 3, S. 293.

gen“ bereiten kann: „die Berechnung des Ersparten reizet uns, daß wir darauf sinnen und danach trachten, die Summe unsers Vermögens immer höher zu treiben [...]“. ⁸⁷⁵ Bezog sich die Disziplinierung zunächst auf die Kontrolle des Gesindes, soll die Sparsamkeit der Hausmutter in Fleisch und Blut übergehen und so zur Selbstdisziplinierung führen.

Die ökonomischen Tugenden Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit werden bei Germershausen zu dezidiert weiblichen Tugenden, bzw. zu unverzichtbaren Tugenden der Frauen, die den Beruf der Hausmutter ergreifen oder, besser gesagt, in ihn hineinheiraten bzw. verheiratet werden. Das ist auch der Hauptgrund, warum sie nicht eine Verwalterin mit der Beaufsichtigung aller Arbeiten betreuen soll, sondern diese Kontrolle selbst ausführen soll. Dass die Frau des Hauses aber selbst Hand anlegen und Aufgaben der Diensthofen übernehmen soll, ist eine absolute Neuheit – die sich im fünften Band mit den Aufgaben der Mutter ankündigte und im Artikel über den ersparten Pfennig mit der Pflege von Kleidung einen Schritt weitergeht. Ulrike Weckel fand in den deutschsprachigen Frauenzeitschriften Ende des 18. Jahrhunderts mit einer Ausnahme von 1794/95 keine einzige konkrete Anleitung für den Haushalt – weder Kochrezepte, noch Haushaltstipps oder Anleitungen für Reinigungs- oder Heilmittel. Im Gegenteil, eine Übernahme solcher Arbeiten hätte die Standesgrenzen gefährdet. So zitiert sie Marianne Ehrmann, die davor warnt, wenn ein geiziger Ehemann von seiner Ehefrau fordern sollte, dass sie das meiste selbst kochen solle – es schade ihrer Gesundheit und gefährde ihr Ansehen in der Gesellschaft, wenn ihr dort die Arbeit an den zerschundenen Händen anzusehen sei. Frauen aus dem Mittelstand, die sich aus eigenen Stücken so verhielten, nennt sie „Hausprahlerinnen“. ⁸⁷⁶

Tatsächlich wird Germershausen den wirklichen Aufgaben seiner adressierten Klientel nicht gerecht. Die Frauen von Stande hatten gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, von denen bei Germershausen nicht einmal die Rede ist, und die ohne vertrauenswürdige Vertreter_innen nicht durchführbar gewesen wären, da sie vielfach mehrwöchige Abwesenheiten erforderten – ob es um private Besuche, geschäftliche Reisen oder längere Aufenthalte in der üblichen Stadtwohnung oder auf anderen Besitzungen ging. ⁸⁷⁷ So ist auch die informierte Kontrolle der Betriebsleiterin nicht durch die Herrin des Hauses auszuführen. Zu vermuten wäre, dass ihm die Idealfigur der ländlichen Pfarrfrau vorschwebte, die er hier auf größere Betriebe und eine höhere Schicht überträgt. Auch Ende des 18. Jahrhunderts war der Pfarrhaushalt noch auf die Einnahmen aus Naturalien angewiesen, den eigenen sowie von der Dorfbevölkerung und des Patronatsherrn. Die Pfarrfrau war diejenige, die tatsächlich alle in der *Hausmutter* beschriebenen Aufgaben zu erfüllen hatte, inklusive der Vorbildfunktion und der Mutterpflichten. ⁸⁷⁸

Dorothea Gürnth, Autorin verschiedener Ratgeber und Kochbücher für Landwirtinnen, Gutsvorsteherinnen und Hausfrauen um 1800, suchte sich als Nachfolgerin Germershausens zu etablieren. Sie veröffentlichte unter dem Pseudonym Amalie scharfz ngig formulierte Stellungnahmen für die Chancengleichheit der Geschlechter, indem sie Zweifler an mangelnden geistigen Fähigkeiten von Frauen scharf kritisierte und sich für Mädchenbildung einsetzte. Sie plädierte für

⁸⁷⁵ Germershausen, Luther, S. 685.

⁸⁷⁶ Marianne Ehrmann:  ber weibliche Beschäftigungen, in: *Amaliens Erholungsstunden*, 3. Jg. (1792), Bd. 2, Heft 5, S. 251, zitiert in Weckel, Häuslichkeit, S. 472. Die Ausnahme bildet das verschollene *Oekonomische, moralische und gemeinnützige Journal für Frauenzimmer* von Christine Dorothea Gürnth und Johanna Katharina Schulze, siehe ebd. S. 160. Alle anderen untersuchten Autorinnen empfehlen höchstens, häusliche Tätigkeiten zu beherrschen, damit man das Personal in der Ausführung besser überwachen und anleiten kann, ebd., S. 480.

⁸⁷⁷ Laut Weckel zeigt sich in den Diskussionen von Autorinnen deutlich ein Konflikt zwischen „der neuentdeckten und zunehmend wertgesch tzten Mütterlichkeit einerseits und ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen andererseits.“ Ebd., S. 491.

⁸⁷⁸ Schorn-Schütte, ‚Gefährtin‘, S. 146f.

die Professionalisierung der Arbeit von Frauen und die Aufhebung des Zunftzwangs.⁸⁷⁹ Allerdings machte sie sich die Aufspaltung der Berufe in männlich und weiblich konnotierte zu eigen. Sie stritt also für eine Anerkennung und Professionalisierung der häuslicherischen, versorgenden und textilgewerblichen Tätigkeiten, ohne eine Alternative für Frauen zu sehen. Damit vertiefte sie den Graben der Trennung der Geschlechter. Ihre Kritik an der *Hausmutter*, sie hätte aufgrund der Propagierung von altmodischen Tugenden den Großmüttern ihrer Generation besser gefallen, entlarvt Marion Gray bei näherer Betrachtung als Eigenwerbung – indem sie sich zu Germershausens modernerer Nachfolgerin erklärt. Ihre eigenen Werke durchzog eine durchaus moralische Grundhaltung, viele dieser vermeintlich ‚weiblichen‘ Tugenden propagierte sie selbst.⁸⁸⁰ In einem Haushaltsbuch für Notzeiten, herausgegeben während des Napoleonischen Krieges 1807, empfiehlt sie wie Germershausen, an den kleinsten Dingen – auch durch Selbstmachen – zu sparen, nicht nach der Mode zu gehen und einheimische Produkte wie Kaffeeersatz und Mohn- statt Olivenöl zu kaufen.⁸⁸¹

Gray bescheinigt Germershausen, das Selbstmachen (ohne die Notsituation der Kriegszeit) geradezu obsessiv anzupreisen: „Germershausen made a fetish of homemaking, establishing an imperative of productive female domesticity.“⁸⁸² Hier muss zwischen selbst machen und selbst herstellen lassen unterschieden werden. Tatsächlich setzt sich Germershausen für die häusliche Herstellung verschiedener Produkte ein, die schon längst professionell hergestellt wurden und käuflich erwerbbar waren, allen voran Textilien, Lebensmittel wie Essig und Öl oder Bier und Branntwein, je nach Region auch Gemüse und Brot.⁸⁸³ Die Kurmark, zu deren Kreis auch Germershausens Wohnort gehört, war schon um 1770 eine gewerblich verdichtete Region, die wichtigste neben Schlesien, wie Wolfgang Neugebauer betont.⁸⁸⁴ Mitte des 18. Jahrhunderts gab es dort nicht mehr nur die traditionsreichen Glashütten, Teeröfen, Kalkbrennereien und Ziegeleien, sondern auch die Metall- wie Textilproduzierende und -verarbeitende Industrie nahmen stark zu, und ihre Abnehmer waren nicht nur das Militär, sondern auch die Bevölkerung. Wie bei allen seinen Argumentationen bemüht sich Germershausen auch bei der für die Eigenproduktion um ökonomische Begründungen, wie z.B. an der Berechnung für eine Spinnmagd gesehen oder der Behauptung, die Hausmutter solle selbst den Braumeister ersetzen und eine Tagelöhnerin anlernen, so spare sie Geld. Dass diese Argumentation nicht aufgeht, wird am deutlichsten an der Idee der eigenen Ölproduktion aus heimischen Pflanzen, die extrem arbeitsaufwendig ist und durch unbezahlte Arbeit von Waisenkindern, Zuchthäuslern oder Kranken erledigt werden soll (siehe I, Kapitel 5.2).

Die ideologische Motivation seiner Argumentation wird bei den Textilien nicht nur an der Forderung deutlich, dass Hausmütter und ihre Töchter statt des Kartenspiels spinnen sollen, sondern auch an seiner Moralpredigt über die Kleidung des Gesindes. Hätten diese noch vor 30 Jahren nur selbstgemachte leinene und wollene Kleidung getragen, müsse es nun gekaufte aus Baumwoll-

⁸⁷⁹ Michael Niedermeier: Die aufgeklärte ‚Hausmutter in allen ihren Geschäften‘. Die ökonomischen Wurzeln der Hausmütterliteratur und Aspekte ihres vormodernen Emanzipationspotentials, in: Böning/Schmitt/Siegert, *Volksaufklärung*, S. 367–389, S. 387.

⁸⁸⁰ Vgl. Gray, *Productive Men*, S. 279.

⁸⁸¹ Ebd. S. 282.

⁸⁸² Marion W. Gray: Prescriptions for productive female domesticity in a transitional era. Germany's Hausmütterliteratur, 1780–1840, in: *History of European Ideas*, Vol. 8, No. 3/4, 1987, S. 413–426, S. 420.

⁸⁸³ Gray, *Productive Men*, S. 200.

⁸⁸⁴ Wolfgang Neugebauer: Brandenburg im absolutistischen Staat. Das 17. und 18. Jahrhundert, in: Ingo Materna, Wolfgang Ribbe (Hrsg.): *Brandenburgische Geschichte*, Berlin 1995, S. 291–394, S. 363. Für Potsdam geht Straubel davon aus, dass das Großgewerbe bis zur Jahrhundertmitte hauptsächlich Heeres- und Luxusgüter produzierte, ab diesem Zeitpunkt aber die Bedeutung der Wirtschaftszweige, die Güter für den zivilen Massenbedarf herstellten, anwuchsen. Straubel, Potsdam, S. 162f.

le sein, und auch bei Strümpfen und Handschuhen geht alles den Bach hinunter: „Sonst trug das Dorfgesinde von ihm selbst geknüttete Strümpfe und Handschuhe von grober Wolle und Zwirn. Jtzt sieht man in vielen Provinzen sie Strümpfe und Handschuh tragen, die in den Städten erkauft, feiner gewebet, oder gestricket, und gewalket sind.“⁸⁸⁵ Sein Hauptargument scheint zu sein, dass diese Produkte nicht so lange halten wie die selbstgemachten aus größerem Material, aber dann scheint doch wieder die Angst vor Übertretung der Standesgrenzen auf: „Ehedem trug das Dorfgesinde überall Stiefeln und Schuhe von derbem Rindsleder mit dicken doppelten Sohlen, nun sind es einsöhlchte Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln von feinem Kalbsleder, wie der Herrschaften ihre, geworden.“⁸⁸⁶ Zudem beschimpft er Mägde und Knechte, die sich lieber in den Manufakturen verdingen, als faul, da sie (es geht um das Spinnen) den ganzen Tag drinnen verbringen könnten, wo sie der Witterung und der harten Arbeit auf dem Feld nicht ausgesetzt seien.⁸⁸⁷ Stattdessen schlägt er vor, dass doch die Hirten spinnen sollten, während sie auf das Vieh aufpassten.⁸⁸⁸ Dazu ist eine Spindel ausreichend, die man im Gehen und Stehen betätigen kann, sodass man weder ein Spinnrad noch einen Hocker benötigt.

Im Gehen eine Handarbeit zu verrichten, empfiehlt er auch den kleinen Töchtern der Leserin: Die Tochter in der zweiten Erziehungsperiode (zwischen sechs und zwölf Jahren) könne auf dem Feld stricken, während sie das Personal beaufsichtige und somit Arbeiterin und Aufseherin zugleich sein.⁸⁸⁹ Germershausen behauptet, er kenne verschiedene adelige Damen, die strickend das Gesinde auf dem Feld beobachten würden. Außerdem wisse er von Prinzessinnen, die sich durch Stricken die Zeit vertrieben und die entstandenen Strümpfe den Armen- und Waisenhäusern schenken würden. Das klingt, ähnlich wie das Bild des Dauphins hinter dem Pflug [vgl. Abb. 3, S. 37], nach einer Werbemaßnahme. Die Hochadeligen lassen sich auf ein niedriges Niveau herab, um Gütigkeit und Demut zu demonstrieren. Germershausen macht daraus eine Geschichte, um zu erreichen, dass das Stricken nicht als unter der Würde angesehen wird und zu einer nützlichen Betätigung auch in den oberen Schichten wird. Im Grunde geht es um das Einüben von ständiger Betätigung, auch wenn sie ökonomisch nicht sinnvoll ist, bzw. gerade, wenn sie ökonomisch nicht sinnvoll ist: „Eine handarbeitende Frau symbolisierte in idealer Weise häusliche Tugend, denn sie war tätig, ohne daß dies wirtschaftlich erforderlich gewesen wäre.“⁸⁹⁰ Das ist ebenfalls ein Topos, der sich bei Germershausen in den Anfängen befindet und der sich über das 19. Jahrhundert weiterentwickeln sollte. „Dabei galt das Gebot rastloser Betriebsamkeit nur für die Frauen und das Gesinde des Hauses und damit noch immer auch als Zeichen der Unterordnung [...]“⁸⁹¹ Mädchen und Frauen sollen ständig eine Handarbeit in der Hand haben, diese aber „gleichsam mechanisch“ ausüben und sich gleichzeitig auf andere Dinge konzentrieren können.

Stricken wird im 19. Jahrhundert zu einer Handarbeit, die in den bürgerlichen Schichten als Distinktionsmerkmal nicht gerne gesehen wird, da sie im Gegensatz zum Sticken eine Tätigkeit ist,

⁸⁸⁵ Hausmutter, Bd. 5, S. 99.

⁸⁸⁶ Ebd. Das Schimpfen über zu vornehme Kleidung der unteren Schichten und die dadurch erfolgende Auflösung der Standesgrenzen ist ein Topos, den es schon im Mittelalter gegeben hat und der wenig mit der Realität zu tun hatte, da Kleidung enorm wertvoll war, siehe Groebner, Armut, S. 16.

⁸⁸⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 95f.

⁸⁸⁸ Hausmutter, Bd. 4, S. 418f.

⁸⁸⁹ Ebd., S. 552. Ab dem Alter von sechs sollen die Mädchen auch zum Spinnen angehalten werden, es muss aber darauf geachtet werden, dass sich ihre Sitzhaltung oft verändert und das Rad leichtgehend eingestellt ist.

⁸⁹⁰ Weckel, Häuslichkeit, S. 485. Weckel führt das Beispiel von Sophie von La Roche an, die zur Geheimhaltung ihrer schriftstellerischen Tätigkeiten immer eine Handarbeit auf dem Schreibtisch liegen hatte, unter der sie bei unerwartetem Besuch ihre Papiere versteckte.

⁸⁹¹ Dürr, Ausbildung, S. 195.

mit der Geld verdient wird.⁸⁹² Sticken und Nähen allerdings benötigen mehr Aufmerksamkeit (und Licht) als Stricken und Spinnen und können gar nicht nebenbei ausgeführt werden – so könnte man auch mutmaßen, dass Mädchen und Frauen von aktiver Konversation ausgeschlossen werden sollten, wenn sie gesellschaftlich zum Sticken von komplizierten Motiven angehalten werden. Gleichzeitig geht auch hier der ökonomische Vorteil des Lichtsparens (wenn die dunklen Winterstunden zum Spinnen genutzt werden) verloren, was ein weiteres Merkmal für einen reicheren Haushalt sein kann. Das Stricken hingegen sollte nach der Vorstellung einiger Autor_innen auch mit dem einsamen Lesen verbunden werden können, anstatt in geselliger Runde Tratsch- und Klatschgeschichten auszutauschen.⁸⁹³



Abb. 16 Die Abbildung aus einem Schulbuch zeigt, wie ein Mädchen gleichzeitig lesen und stricken kann (1802)

Mit aller Kraft stemmt sich Germershausen gegen die Veränderungen seiner Zeit, trotz seines Engagements in der Ökonomischen Aufklärung. Während Manufakturen und Handel wachsen und Unternehmen sich spezialisieren, instruiert er Frauen, alte Traditionen zu erhalten und Basisprodukte des alltäglichen Lebens nicht zu kaufen, sondern in ihrem ländlichen Betrieb selbst herstellen zu lassen. Gray interpretiert diese traditionalistische Sichtweise dahingehend, dass Germershausen die Position der Frau im ländlichen Haushalt in dieser sich verändernden Gesellschaft stärken will. Seine These, dass die Publikation der *Hausmutter* ein ganzes neues Genre von Hausmütterliteratur nach sich zog, bezieht sich auf eine um 1800 neu eingeführte Unterkategorie in den ökonomischen Lexika, die nun zwischen weiblicher und männlicher Arbeit unterscheidet (und übrigens Germershausens Titel für die weiblichen Arbeiten übernimmt).⁸⁹⁴ Wie in I, Kap. 5 beschrieben, führt der Begriff als Pendant zum Begriff der Hausväterliteratur in die Irre, da er außer Germershausens Publikation lange nicht so voluminöse Bücher bezeichnet wie die umfangreichen Bände der Hausväterliteratur, und sich die in dieser Kategorie versammelten Bücher mit sehr diversen Themen beschäftigen. Doch wenn sich der Begriff der Hausmütterliteratur allein auf die Adressaten bezieht, kann der Begriff der Hausväterliteratur ebenso kritisiert werden, da sich auch unter diesem Genrebegriff ein sehr diverses Feld befindet. Gray benutzt die Genrebezeichnung in Abgrenzung gegen die ab ca. 1840 erscheinende Haushaltsanleitungsliteratur, die nicht mehr in den ökonomischen Lexika genannt wird, weil sie ab dieser Zeit nicht mehr zum Begriff der Ökonomie gezählt wird. Er bezeichnet die Zeit von 1800 bis 1840 als Übergangszeit, in der sich die Auffassung der Tätigkeit im Haushalt vom produzierenden zum konsumierenden (unproduktiven) Wirtschaftsfaktor veränderte.

⁸⁹² Ibsen greift diese ökonomische Bedeutung im *Puppenheim* auf: Helmer macht eine abfällige Bemerkung über das Stricken, das Noras mittellose Freundin ausübt – sie solle lieber sticken, die Körperhaltung sei dabei viel hübscher anzusehen. Hendrik Ibsen: *Ein Puppenheim. Stück, Vorarbeiten, Materialien*. Herausgegeben und übersetzt von Angelika Gundlach, Frankfurt am Main 1979, 3. Akt, S. 87.

⁸⁹³ Siehe z.B. Weckel, *Häuslichkeit*, S. 484, die Marianne Ehrmann zitiert.

⁸⁹⁴ Vgl. Gray, *Productive Men*, S. 201 und *Prescriptions*, S. 421f.

Sieht man sich die Kategorien in den ökonomischen Lexika genauer an, lässt sich die These zur Tendenz der Unterscheidung von männlicher Arbeit als sich professionalisierendem Beruf und weiblicher Arbeit als zunehmend mit ihrem Geschlecht verknüpft erhärten: So unterscheidet Weber die ökonomische Literatur nach Themen und Personen. Bücher mit neutralem Titel beschreiben die Tätigkeit an sich und sind dieser jeweils untergeordnet.⁸⁹⁵ Die Abteilung „Vom Landwirth und Hausvater, als solchem“ umfasst für den ersten Teil, „Überhaupt und im Allgemeinen“ nur wenige Bücher, die folgenden Unterkategorien sind Dorfpfarrern als Landwirten oder der Aufklärung der Bauern gewidmet bzw. handeln von den Rechten und Pflichten der Gutsherren. Die Publikationen, die sich an Frauen richten, sind insgesamt der Kategorie „Von der Landwirthinn und Hausmutter, und ihren Geschäften“ untergeordnet – die Tätigkeiten sind quasi in ihr personifiziert. Dass die Aufteilung nach Geschlechtern noch eine neue und fragile war, zeigt sich z.B. in der Zuordnung von Fleckentfernungsliteratur oder Färbeanleitungen beim Hausvater oder der Tranchierliteratur bei der Hausmutter in Johann Traugott Müllers ökonomischer Bibliografie.⁸⁹⁶

Die Verknüpfung des weiblichen Geschlechts mit häuslichen Tätigkeiten wuchs sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer Richtung aus, die das Bild der Hausfrau, das in den Ratgebern und Kochbüchern aufscheint, als ein grundlegend anderes als das der Germershausen'schen Hausmutter erscheinen lässt. Diese Entwicklung ist von verschiedenen Historiker_innen nachgezeichnet worden, vor allem auch anhand von Kochbüchern und Ratgebern.⁸⁹⁷ Exemplarisch ließen sich die immer wieder zitierten Kochbücher von Henriette Davidis heranziehen, wohl neben Katharina Prato die erfolgreichste deutschsprachige Kochbuchautorin des 19. Jahrhunderts. Sie veröffentlichte beispielsweise ein Kochbuch mit dem bezeichnenden Titel *Der Beruf der Jungfrau* (1864).⁸⁹⁸ Während Prato und andere Autorinnen bis dahin Wirtschaftsbücher für Herrschaftsköchinnen und Hausdamen publiziert hatten, prägte Davidis ein neues Genre: Ihre Bücher galten der Erziehung der beamtenbürgerlichen Hausfrau, die mit sehr viel weniger Personal auskommen musste als die Hausmutter, die einem landadeligen oder großbürgerlichen Haushalt vorstand, und deren Aufgabe es war, mit einem sehr viel geringeren Budget zurechtzukommen: „Der größte Gewinn in jeder Hauswirtschaft liegt unbedingt darin, möglichst wenig Leute zu behalten [...]“.⁸⁹⁹ Hier zeigt sich ebenfalls die Veränderung der gesellschaftlichen Schicht, die als „Mittelstand“ bezeichnet wird.

Liebe geht durch den Magen

Davidis legt Mitte des Jahrhunderts der Hausfrau vor allem nahe, sie solle selbst kochen. Nicht nur wegen der Einsparungen sei das wünschenswert, sondern auch, weil das Essen dann besser

⁸⁹⁵ Weber, Lexikon, S. 242ff.

⁸⁹⁶ Vgl. Johann Traugott M. Müller: *Einleitung in die Oekonomische und Physikalische Bücherkunde und in die damit verbundenen Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, 2 Bde., Leipzig 1780–1784.

⁸⁹⁷ Vgl. bspw. Dose, Geschichte; Kammerhofer-Aggermann, Imaginäre Modelle; Sibylle Meyer: *Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit*, Frankfurt am Main/New York 1982; Kirsten Schlegel-Matthies: *Im Haus und am Herd. Der Wandel des Hausfrauenbildes und der Hausarbeit 1880–1930*, Stuttgart 1995; Wiedemann, Herrin.

⁸⁹⁸ Zweite Auflage. Die erste Auflage 1857 trug noch den Titel *Die Jungfrau*. Davidis wollte sich mit dem Buch an Frauen wenden, die nicht verheiratet waren, zu dieser Zeit über die Hälfte der weiblichen Bevölkerung zwischen 15 und 50. Vgl. Eckehard und Walter Methler: *Henriette Davidis. Biographie – Bibliographie – Briefe*, Veröffentlichungen des Henriette-Davidis-Museum, Bd. 10, Wetter (Ruhr) 2001, S. 20.

⁸⁹⁹ Davidis, *Die Hausfrau*, 1863, S. 55, zitiert in Meyer, Theater, S. 70. Siehe zu Prato und Davidis auch Kammerhofer-Aggermann, Imaginäre Modelle, S. 238. Das wäre Ende des 18. Jahrhunderts im adressierten „Mittelstand“ undenkbar gewesen, siehe Weckel, Häuslichkeit, S. 491.

schmecke.⁹⁰⁰ In der von Meyer untersuchten Literatur im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts „wurden die hauswirtschaftlichen Fähigkeiten in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem Eheglück gerückt.“⁹⁰¹ Ehefrauen, die nicht gut oder schlecht kochten, wurden für die Zerstörung der Liebe in der Ehe verantwortlich gemacht: „In den damaligen Kochbüchern und Haushaltsratgebern wird der Zusammenhang zwischen Kochen und Familienglück normativ und deskriptiv festgeschrieben, wobei die Fähigkeit des guten Kochens sogar als Garant einer glücklichen Ehe erscheint.“⁹⁰² Schlegel-Matthies führt aus ihrer Untersuchung von Kochbüchern und Ratgebern gegen Ende des 19. Jahrhunderts Beispiele an, in denen die Ehefrau die Lieblingsgerichte ihres Mannes kochen soll, um sich seine Liebe zu bewahren. Er ginge sonst ins Restaurant und verschwende dort Geld.⁹⁰³ Dieser Topos, dass der Ehefrau die Schuld gegeben wird, wenn ihr Mann sich nicht häuslich verhält, ist schon bei Germershausen zu sehen: Er fängt an zu trinken wenn er mittags oft auf das Essen warten muss. Dass der Geschmack des Mannes den Speisezettel bestimmt, ist allerdings neu und taucht bei Germershausen mit keinem Wort auf. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhöht sich dieser Druck noch einmal, wenn hinzukommt, dass nicht nur sparsam und lecker, sondern auch gesund gekocht werden soll und die Hausfrau die neuen ernährungswissenschaftlichen Erkenntnisse verfolgen muss. Die Ratgeber, die Familien aus der Arbeiterschaft auf das bürgerliche Familienideal einschwören sollten, schreiben der Frau eine wichtige Rolle zu, denn hungrige Männer, die sich in Gaststätten zusammenrotten, geraten in Gefahr, zu Revolutionären gegen die öffentliche Ordnung zu werden und sich der Sozialdemokratie anzuschließen, so Schlegel-Matthies.⁹⁰⁴

Die im Laufe des 19. Jahrhunderts fortschreitende unbezahlte Übernahme der vorher von Anderen gegen Bezahlung ausgeführten Dienstleistungen durch bürgerliche Ehefrauen (Stillen, Kinderversorgung und -erziehung, Kleiderpflege und -herstellung, Kochen, Einkaufen, Putzen etc.) wurde zunehmend mit der Liebe zu Ehemann und Kindern begründet und eingefordert. Gerhard Renda bringt das in einen Zusammenhang mit dem bürgerlichen Ideal der Liebesheirat, das „mit der Aufklärung und Romantik sich vordergründig vor ökonomische Eheerwägungen schob“, was die Ehefrau dazu verpflichtet habe, die häusliche Arbeit ohne Erwartung einer Gegenleistung als „Liebesdienst“ zu versehen.⁹⁰⁵ Während die männlichen Berufe also professionalisiert wurden, wurden die häuslichen Tätigkeiten (den Frauen als einziger „Beruf“ zugestanden bzw. rechtlich dazu verpflichtet) im gleichen Zuge deprofessionalisiert – die Hausfrau und Mutter soll nun alle Aufgaben übernehmen, die vorher Experten überlassen waren.

Dazu kam die Anforderung an die Frauen, das emotionale Klima einer bergenden Häuslichkeit herzustellen.⁹⁰⁶ Für gute Stimmung sorgen und sich Kummer nicht anmerken lassen, ist in der Hausliteratur immer wieder ein Topos, der nicht von den Männern, nur von den Frauen gefordert wird, z.B. bei Xenophon und Alberti. Auch bei Germershausen muss die Hausmutter ihrer Tochter anerkennen, dass sie Kummer in der Stille ohne Zeugen unbemerkt erträgt und ein heiteres und munteres Gesicht zeigt, um den mit Geschäften belasteten Gatten nicht zu beunruhigen.⁹⁰⁷ Und doch wird diese Anweisung eher beiläufig von ihm erwähnt und nicht als Hauptthe-

⁹⁰⁰ Davidis, *Die Hausfrau*, 1864, S. 55, zitiert in Meyer, Theater, S. 146f.

⁹⁰¹ Ebd., S. 161.

⁹⁰² Ebd., S. 160.

⁹⁰³ Schlegel-Matthies, *Im Haus*, S. 67.

⁹⁰⁴ Ebd., S. 78.

⁹⁰⁵ Gerhard Renda: Von der Herrin des Hauses zur Hausfrau, in: *„Und eb' die Hausfrau es gedacht...“? Kleine Helfer im Haushalt*, Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des Westfälischen Museumsamtes, Münster 2002, S. 50–59, S. 50.

⁹⁰⁶ Wiedemann, Herrin, S. 4.

⁹⁰⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 616.

ma für das Verhalten der Leserin angemahnt, wie dies in den Haushaltsratgebern des 19. Jahrhunderts immer nachdrücklicher geschieht. Die Verantwortung für „psychische und physische Reproduktion [der Familie] wird den Frauen angelastet. Gleichzeitig wird die dazu erforderliche Arbeit als Geschlechtscharakter der Frauen festgeschrieben und somit das eigentliche Ausbeutungsverhältnis als Wesensmerkmal in ihre Psyche verlagert.“⁹⁰⁸ Gleichzeitig soll mit möglichst wenig Zeit- und Geldaufwand eine optimale, repräsentative Haushaltsführung geleistet werden.⁹⁰⁹

Unsichtbare Arbeit

Eine bestimmte gesellschaftliche Schicht, in der diese Ideologie Ende des 19. Jahrhunderts kulminiert, betrachtet Sibylle Meyer in ihrer Studie *Das Theater mit der Hausarbeit*: die rapide wachsende Gruppe gut ausgebildeter Beamter, Juristen und Offiziere, die um die nicht so schnell wachsende Anzahl Stellen im öffentlichen Dienst konkurrieren und dabei unter diesem Konkurrenzdruck ein wohlhabendes, standesgemäßes Privatleben simulieren müssen.⁹¹⁰ Meyer konzentriert sich dabei auf einen Aspekt, der die Absurdität der Lebenssituation der Ehefrauen dieser Männer exemplarisch veranschaulicht: den Mythos des Müßiggangs bürgerlicher Frauen. Um die Wohlhabenheit der Familie zu demonstrieren, durfte die Ehefrau keine Lohnarbeit leisten.⁹¹¹ Das Einkommen des Ehemanns war allerdings nicht hoch genug, um diesen Lebensstandard aufrecht halten zu können. So musste im eigenen Haushalt sehr sparsam gelebt werden, während die Gastessen, bei denen Vorgesetzte und Kollegen mit Ehefrauen eingeladen wurden, etwas anderes simulieren mussten.

Meyer illustriert diese Situation, ähnlich Elias, mit der Wohnungsstruktur: Die Essen fanden im repräsentativen Salon statt, der ausschließlich für diese Gelegenheiten genutzt wurde, während die eigentlichen Wohnräume kleiner waren und nach hinten heraus lagen.⁹¹² Vor allem die Größe der Küche stand in keinem Verhältnis zu den vielfältigen Arbeiten, die dort stattfanden: kochen, holzhacken, abwaschen mit hoch- und wieder heruntergetragendem Wasser, Wäsche waschen, bügeln und Vorräte einmachen. Zum Baden diente die Küche ebenfalls. Der Raum war meistens klein, dunkel und schlecht belüftet.⁹¹³ Meyer fällt auf, dass bei zeitgenössischen Grundrissen Räume mit ‚Salon‘ oder ‚Zimmer‘ bezeichnet werden, die Küche hingegen unbezeichnet bleibt. Sie ist durch den eingezeichneten Herd erkennbar. In kulturgeschichtlichen Werken findet sie die

⁹⁰⁸ Meyer, Theater, S. 162f. Siehe z.B. auch Peter Borscheid: *Der Einzug der Wissenschaften ins Private. Analysen und Texte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts*, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 9f.: Liebe (zu Ehemann und Kindern) wird zum zentralen Bestandteil der Hausarbeit.

⁹⁰⁹ Wiedemann, Herrin, S. 4.

⁹¹⁰ Meyer, Theater. Meyer untersucht u.a. ‚Haushaltsecken‘ und ‚Frauseiten‘ in Familienzeitschriften, in denen sich Leserinnen über Einrichtungs- und Ausstattungstipps austauschen, und liest Anstands-, Benimmbücher und Haushaltsratgeber als normative Quellen dagegen. Auch Hausen macht diese Gruppe aus als eine, in der die Trennung von Privatleben und Berufsarbeit zuerst einsetzte und sich im Zuge der Durchsetzung bürokratischer Prinzipien in den Behörden stark beschleunigt habe. Hausen, Polarisierung, S. 383f. Gray hingegen sieht die Trennung schon vorher bei den Kameralisten angelegt und im 19. Jahrhundert nur noch vertieft. Vgl. Marion W. Gray: Kameralismus. Die säkuläre [sic] Ökonomie und die getrennten Geschlechtersphären, in: *Werkstatt Geschichte* 19 (1998), S. 41–57, S. 42.

⁹¹¹ Trotzdem mussten viele in Heimarbeit dazuverdienen, was geheim gehalten wurde. Der Verdienst wurde in die Hauswirtschaft gesteckt. Wenn es herauskam, bedeutete das soziale Degradierung. Vgl. Meyer, Theater, S. 75.

⁹¹² Auch Schlegel-Matthies bezieht Elias' Beobachtungen der höfischen Gesellschaft auf das Verschwinden der bürgerlichen Küche, setzt sie aber in einen starken Kontrast zur Küche des ‚ganzen Hauses‘, die sie als zentralen Aufenthaltsraum für alle Bewohner_innen romantisiert, inklusive der Vorstellung, das Personal habe zur besitzenden Familie gehört. Vgl. Schlegel-Matthies, Im Haus, S. 56.

⁹¹³ Befindet sich die Küche in den städtischen Wohnungen um 1900 zum engen Hinterhof heraus, verschwindet sie in großbürgerlichen Villen in den Keller. Vgl. Meyer, Theater, S. 101. Meyer setzt das in einen krassen Gegensatz zur ländlichen Küche und reproduziert dabei ebenso wie Schlegel-Matthies die gängigen Vorstellungen von der bäuerlichen Familie des ‚ganzen Hauses‘, die sich, egal ob es sich um kleine oder große Betriebe handelt, bis ins 20. Jahrhundert hauptsächlich in der Küche aufgehalten habe. Wie gesehen, ist das ein Resultat der ideologischen Beschreibungen Riehls und Brunnens und haben vor allem in den größeren Betrieben Gutsherrschaft und Gesinde getrennt gegessen.

Einrichtungen bürgerlicher Wohnungen ausgiebig beschrieben, diese bezögen sich aber vor allem auf die Salons und die ‚kalte Pracht‘, weniger auf die privaten Wohnzimmer. Selten werden die Schlafzimmer erwähnt und fast nie die Küchen, was für sie ebenfalls für die Tabuisierung dieses Raumes spricht. Auf ihrer Suche nach Beschreibungen der bürgerlichen Küche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wird sie weder in kulturhistorischen Werken, noch in Inventarlisten, Budgetanalysen oder autobiografischen Romanen fündig. Einzig in Romanen über Dienstmoten oder deren Lebenserinnerungen findet sie Hinweise auf die Einrichtung der Küche, denn diese „hatten ein anderes Verhältnis zur Küche, ihrem Arbeitsplatz, in dem sie schlecht bezahlte Arbeit leisteten. Ein peinliches Verstecken war nicht notwendig.“⁹¹⁴

In dieser Schicht konnte die Familie sich meistens nur ein unerfahrenes Mädchen für alles leisten. Für die Gastessen wurde ein Diener gemietet (ein männlicher Diener stand in der Hierarchie weiter oben – der Frauenanteil unter den Dienstmoten stieg bis 1880 auf 96,8% an⁹¹⁵), wenn das Mädchen nicht kochen konnte, musste noch jemand gemietet werden, der der Ehefrau in den Tagen davor bei der Vorbereitung des Essens half. Die Frau des Hauses musste während des Essens Konversation machen und sich nicht anmerken lassen, dass es keinen großen Stab von Personal gab, der im Hintergrund agierte. Da viele der eingeladenen Gäste in der gleichen Situation waren, wurde nur darauf gewartet, dass ein Fehler passierte.⁹¹⁶ Wie bei Germershausen wird in den Ratgebern der Zeit darauf hingewiesen, dass Service und Besteck zusammenpassen müssen, weshalb auch diese geliehen werden mussten. War nicht genug Besteck für die vielen Gänge vorhanden, musste es in der Zwischenzeit abgewaschen und danach in kaltes Wasser gelegt werden, damit die Gäste es nicht merkten – ebenfalls ein Tipp aus einem Ratgeber.⁹¹⁷

Diese Gastessen waren notwendiger Bestandteil der Karriereplanung des Mannes: Vorgesetzte und Kollegen, die ihm für die Karriere hilfreich sein sollten, wurden eingeladen, inklusive deren Ehefrauen. Benimm- und Konversationsregeln für diese Ereignisse füllen ebenfalls zahlreiche Ratgeber, die Steifheit der Situation wird in der Literatur satirisch kommentiert.⁹¹⁸ Die Ehefrau musste durch ihr gesellschaftliches Auftreten den guten Ruf ihres Mannes unterstützen, sie war als Gastgeberin für den Erfolg des Abends zuständig und hatte somit aktiv teil an seiner gesellschaftlichen Position und dem erhofften Aufstieg im Beruf. Gleichzeitig musste die Arbeit, die dahinter steckte, verschleiert werden.

„Sparen meinte im bürgerlichen Haushalt die Reduktion der zum Leben der Familie erforderlichen Geldausgaben durch die Vermehrung der von Frauen geleisteten Arbeit – Ausbeutung statt Geldausgaben. Der Zwang zur Ausbeutung der Frauen verschärfte sich, je geringer das Einkommen des Ehemannes war. [...] Die Ausbeutung der Frauen war ein zentrales ökonomisches Prinzip, um das materielle und gesellschaftliche Überleben der Familie zu gewährleisten.“⁹¹⁹

Sichtbar zu werden droht dieser Spagat an den Händen, die die Spuren der Hausarbeit nicht verbergen können. Bei Germershausen ist das noch ein sichtbares Kennzeichen für Waschfrauen und Mägde – um einen feinen Faden spinnen zu können, muss man weiche Hände haben. Ein Ratgeber von 1854 empfiehlt der Hausfrau, sie abends täglich mit frischem Speck einzureiben, der Nachteil sei, dass man mit Handschuhen schlafen müsse, um das Bettzeug nicht zu be-

⁹¹⁴ Ebd., S. 97.

⁹¹⁵ Vgl. Renda, Herrin, S. 51.

⁹¹⁶ Meyer, Theater, S. 60.

⁹¹⁷ Ebd., S. 59.

⁹¹⁸ Vgl. ebd., S. 51, Meyer bezieht sich auf Kolumnen in Zeitschriften.

⁹¹⁹ Ebd., S. 69.

schmutzen.⁹²⁰ Für Handcremes, die Hausfrauen angeboten werden, gibt es später unzählige Werbebeispiele. Vollends absurd wird das Theater, wenn die Ratgeber den Frauen raten, ihre Arbeit (nicht nur die Lohnarbeit) auch vor ihrem eigenen Mann zu verbergen. Sie soll in der Zeit ausgeführt werden, wenn er nicht zu Hause ist, damit er sich zu Hause von seiner Arbeit regenerieren kann und von seiner Frau nicht dabei gestört wird. So gibt es das Klischee vom zu früh heimkehrenden Ehemann, der (so suggerieren die Autor_innen: zu Recht) verärgert ist, dass der Washtag noch nicht beendet ist,⁹²¹ oder den Rat, das Strümpfstopfen tagsüber zu erledigen.⁹²² Die Entfremdung vom gemeinsamen Zusammenleben wird auf die Spitze getrieben, wenn die Ehefrau ihren Mann beim Essen wie einen Gast behandeln soll, da er den Kopf voll habe von seiner Arbeit und nicht mit störenden Familienangelegenheiten belästigt werden sollte.⁹²³ Nicht nur die Entfremdung von der Ehefrau wird hier deutlich, sondern auch die Trennung der Identifikationen: der Frau mit der Familie, die des Mannes mit seinem außerhäusigen Beruf, und nicht mehr mit seiner Familie.

Die Tabuisierung der Küche, das Verstecken von Arbeit vor der Gesellschaft und auch vor dem eigenen Ehemann wäre bei Germershausen undenkbar – in den fiktiven Geschichten werden dem (weiblichen) Besuch stolz gut gefüllte und ordentliche Vorratskammern präsentiert, die Frau des Hauses soll sich nicht zu schade sein, zu spinnen und eher aufpassen, dass sie mit ihren Schränken voll Leinen nicht zu sehr angibt. Sein Credo, dass das Ehepaar zusammenarbeiten muss, bedeutet nicht nur, dass die Arbeitspläne aufeinander abgestimmt werden, sodass die Waschwoche nicht mitten in der Erntezeit stattfindet, und Eintracht dem Gesinde gegenüber demonstriert wird, sondern auch, dass die Ehefrau Einsicht in die Vermögensverhältnisse und alle Geschäfte ihres Ehemanns hat, damit sie ihn im Notfall während eines Krankheitsfalls oder Reisen vertreten und, wie in Teil II gesehen, ihre Aufgabe der Repräsentation angemessen ausführen kann.⁹²⁴ Diese Einsicht in die Finanzen wird in den Haushaltsratgebern Ende des 19. Jahrhunderts ebenso nachdrücklich, allerdings eher verzweifelt gefordert. Hier wird von einer grundlegend anderen Situation ausgegangen: Die Ehefrau hat grundsätzlich weder Einsicht in die Finanzen ihres Mannes, noch Zugriff darauf, obwohl das Vermögen auch ihre Mitgift oder Erbschaften umfasst. Der Ehemann wiederum hat keine Kenntnis vom Haushalt (die er auch gar nicht besitzen soll), und teilt der Ehefrau ein zu geringes Haushaltsgeld zu, mit dem sie extrem sparsam umgehen muss – gleichzeitig wird verlangt, dass sie schmackhaft, abwechslungsreich und gesund kocht.⁹²⁵

Die Unsichtbarkeit der Arbeit trägt dazu bei, was auch auf anderen Ebenen geschieht: Die Hausarbeit wird nicht mehr als echte Arbeit angesehen, da sie nicht mehr bezahlt wird, so dass die drei K bei Alice Schwarzer schließlich zu „Kinder, Küche, Konsum“⁹²⁶ werden. Der Haushalt wird schon in einer Zeit als unproduktiver, konsumierender angesehen, als noch nicht alle Tätigkeiten ausschließlich reproduktiv waren – Lebensmittel z.B. wurden in großem Maße unbearbeitet ein-

⁹²⁰ Fr. W. Eckhardt, *Der sparsame Haushalt*, 1854, S. 71, zitiert in Meyer, Theater, S. 76.

⁹²¹ Ebd., S. 90.

⁹²² Vgl. Bock/Duden, Arbeit, S. 119.

⁹²³ Siehe exemplarisch bspw. Lorenz von Stein, *Die Frau, ihre Bildung und Lebensaufgabe* 1890, S. 214, zitiert in Meyer, Theater, S. 87.

⁹²⁴ Die Einsicht in die Finanzen wird nicht nur in der *Hausmutter* thematisiert, sondern auch im *Hausvater* eindringlich gefordert. *Hausvater*, Bd. 1, S. 188–200.

⁹²⁵ Viele Ratgeber und Zeitschriften behandeln das heikle Thema des knappen Haushaltsgeldes, und wie man dabei vorgeht, den Ehemann vorsichtig um mehr zu bitten. Vgl. Meyer, Theater, S. 76f.

⁹²⁶ So Alice Schwarzer 1973, zitiert in Wiedemann, Herrin, S. 180. Duden beschreibt die Probleme in den 1970ern, das Phänomen der Hausarbeit in den Blick zu bekommen, weil die Begrifflichkeiten sie verschleierten: „Die Sicht auf Hausarbeit im Kapitalismus war terminologisch verdeckt durch Begriffe wie Familie, Privatsphäre oder gar Konsum- und Freizeitsphäre.“ Barbara Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick, in: *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik*, Heft Nr. 30, Dezember 2009: Care-Ökonomie. Neue Landschaften von feministischen Analysen und Debatten, S. 16–36, S. 20.

gekauft, um dann mit ebenso großem Aufwand wie zuvor haltbar gemacht zu werden (Konservendosen waren am Anfang für das Militär und die Seefahrt gedacht, nicht für die normalen Haushalte).⁹²⁷ Hinzu kommt, dass die Industrialisierung manche Arbeit erschwerte, wie zum Beispiel der Dreck, den der Ruß der Fabriken auf Wäsche und in der Wohnung hinterließ, und die nicht mehr vorhandenen Flächen, um Wäsche zu bleichen.⁹²⁸ Auch die These, dass die Technisierung der Hausarbeit im 20. Jahrhundert zu ihrer Reduzierung führe, nennt Meyer eine weitere Form von Verschleierung:

„Während im 19. Jahrhundert behauptet wurde, die Arbeit der Hausfrau bestehe nur darin, die Dienstboten zu kontrollieren, während diese die eigentliche Arbeit leisteten, so behauptet man im 20. Jahrhundert, die wesentliche Arbeit würde durch die Geräte geleistet, die die Hausfrau zum Einsatz bringt. [...] Damit wird ein historischer Prozeß – der mit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft einhergehende Zwang zur unbezahlten Hausarbeit für jede Frau – auf den Kopf gestellt. Die bürgerliche Gesellschaft mit ihren technischen Errungenschaften erscheint als Befreier der Frauen von Hausarbeit – und viele Soziologen würden fortfahren und sagen, stellt die Hausfrau frei zur Erwerbstätigkeit.“⁹²⁹

Die Arbeit verlagerte sich vor allem. Sicher hat z.B. die Einführung der elektrischen Waschmaschine einen sehr großen Teil der Arbeit vereinfacht, gleichzeitig aber Waschfrauen arbeitslos gemacht. Die Hausfrau konnte und musste nun alle Aufgaben, die sonst außer Haus erledigt wurden, selbst machen, und das durch viele Schichten hindurch. Die Technisierung des Haushaltes garantierte, dass die Arbeit auf hohem Niveau von nur einer Person ausgeführt werden konnte. Diese Isolierung in der Arbeitssituation war ein fortschreitender Prozess. Die sozial schwierige Situation zwischen der Beamtenhefrau Ende des 19. Jahrhunderts und ihrem Dienstmädchen schildert Meyer anschaulich.⁹³⁰ Barbara Krug-Richter setzt diese Entwicklung der Vereinsamung bei der Veränderung der Arbeitsbedingungen der Landbevölkerung durch die Agrarreformen Ende des 18. Jahrhunderts an: Durch die neuen Hack- und Futterpflanzen sowie die Stallfütterung stieg das Spektrum der weiblichen Arbeiten und damit das Arbeitspensum.⁹³¹ Hinzu kam, dass Männer zunehmend außerhalb des Dorfes nach Arbeit suchen mussten, so dass die Frauen deren Arbeit mit übernehmen mussten.⁹³² Die Arbeiten wurden immer weniger gemeinsam durchgeführt, da die Aufgaben der Männer körperlich schwerer waren und so in Gruppen ausgeführt wurden, während Futter oder Wasser holen, Unkraut jäten, hacken, die Versorgung der Tiere und der Kinder sowie kochen und putzen alleine machbar sind und wegen des gestiegenen Arbeitspensums in größerer Schnelligkeit erledigt werden mussten. Das gilt hier vor allem für kleine Betriebe, die nicht Thema in Germershausens *Hausmutter* sind, aber einen Strukturwechsel im ländlichen Bereich ankündigen, dessen Auswirkungen sich schließlich auch bei der bürgerlichen Hausfrau zeigen. Germershausen selbst wettet gegen das gesellige Arbeiten in der Spinnstube,

⁹²⁷ Meyer, Theater, S. 137. Ärmere Schichten geraten so in einen Teufelskreislauf: Je kleiner die Küche und die Vorratsräume (wenn überhaupt vorhanden), desto teurer musste eingekauft werden, da große Mengen immer günstiger zu bekommen sind. Vgl. Wiegmann, Herrin, S. 159 und Meyer, Theater, S. 128. Das lässt sich heute noch mit der Situation von Obdachlosen und Menschen auf der Flucht vergleichen, die weder kochen noch Lebensmittel oder Reste aufbewahren können und so auf teurere Fertigprodukte angewiesen sind.

⁹²⁸ Bock/Duden, Arbeit, S. 161.

⁹²⁹ Meyer, Theater, S. 98.

⁹³⁰ Ebd., S. 103, und Renda, Herrin, S. 59. Zur Situation des Dienstmädchens im Haus bzw. der Wohnung kommt hinzu, dass die Anwesenheit von Dienstpersonal in der Intimität der bürgerlichen Kleinfamilie zunehmend als störend und bedrohlich wahrgenommen wurde, vgl. Nacim Ghanbari: Erziehung zur Natur, oder: Wie heiratet man eine Magd?, in: dies., Albrecht Koschorke, Eva Eßlinger, Sebastian Susteck, Michael Thomas Taylor: *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, Konstanz 2010, S. 173–312, S. 173.

⁹³¹ Krug-Richter, Agrargeschichte, S. 44.

⁹³² Ebd., S. 46.

dabei geht es sogar dort um das Arbeiten für die Herrschaft, und nicht um das Kartenspielen im Wirtshaus.

Mit der sinkenden Anerkennung der Arbeit, die eine Ehefrau verrichtet, die ‚nur‘ Hausfrau ist, wurde diese Arbeit zunehmend als eine Tätigkeit angesehen, die jeder (bzw. hauptsächlich Frauen) nebenbei erledigen können muss, vor allem, wenn beide Partner berufstätig sind (was in der Realität oft zu einer Doppelbelastung der Frauen geführt hat). Außerdem bedeutet Konsum in steigendem Wohlstand immer auch einen höheren Bedarf an Pflege und Verwaltung – ob es um raffinierter zuzubereitende Speisen, aufwendig zu reinigende neue Küchengeräte oder die Koordination von Klavier- und Reitunterricht der Kinder geht.⁹³³ Schritt für Schritt wird es heute gesellschaftlich wieder anerkannt, dass Arbeit aus dem Haushalt ausgegliedert wird (was in der Hauptsache dazu führt, dass unterbezahlte Migrantinnen diese Arbeiten übernehmen). Vermehrt werben neue Dienstleister mit der Vereinfachung dieser Ausgliederung durch die digitale Infrastruktur.⁹³⁴ Außerdem gibt es zumindest in den jüngeren Generationen die Tendenz, sich die häusliche Arbeit zu teilen (auch wenn die konventionelle Waschmittelwerbung immer noch anderes suggeriert).⁹³⁵ Gleichzeitig aber stieg im 20. Jahrhundert z.B. der Anspruch an die Aufmerksamkeit, die Kindern von der Mutter entgegengebracht werden soll (diese Tendenz ist immer noch steigend und bezieht langsam auch die Väter mit ein).⁹³⁶

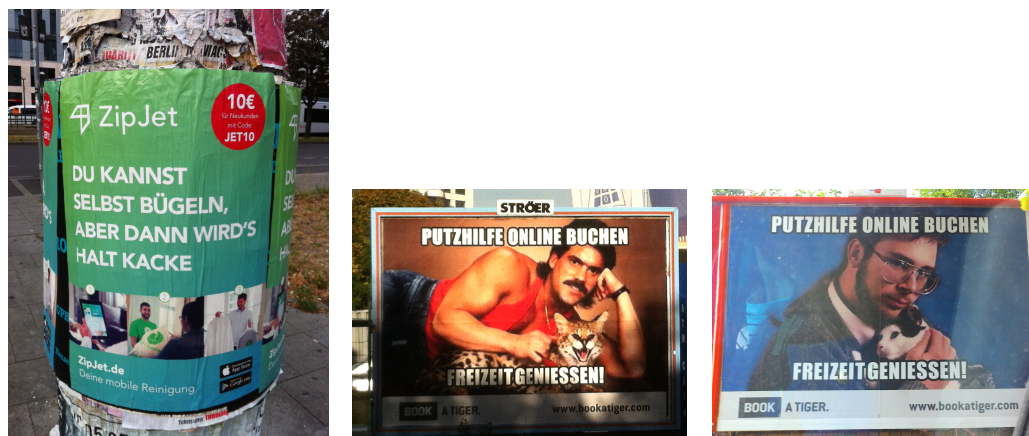


Abb. 17 – 19 Die Dienstleister ZipJet und Book-a-tiger werben um eine jüngere Zielgruppe (2016).

2.3 Religion – Ökonomie – Liebe

In der Hausväterliteratur des 17. Jahrhunderts und den frühneuzeitlichen Ehelehren bis ins 18. Jahrhundert wird es mit Bezug auf die Bibel und Luther als eine unhinterfragbare Tatsache dargestellt, dass die Frau dem Mann untergeben sei (die Notwendigkeit, ständig darauf hinzuweisen lässt allerdings darauf schließen, dass diese These nicht ganz so stabil war wie sie wirken sollte).

⁹³³ Vgl. John Kenneth Galbraith: *Wirtschaft für Staat und Gesellschaft*, München 1974, S. 48.

⁹³⁴ Wie an den Abbildungen zu sehen ist, versuchen die Anbieter mit der Wildplakatierung und dem Tonfall neue, jüngere Zielgruppen zu erreichen. *Book-a-tiger* wechselte nach seiner etwas kryptischen Plakatkampagne offensichtlich die Werbeagentur und warb anschließend konventioneller.

⁹³⁵ Auch die Kinderversorgung von Anfang an gleichwertig aufzuteilen, beschreibt das Autorenpaar von *Papa kann auch stillen* im Selbstversuch. Es scheint nicht einfach zu sein. Die Autoren kommen zu der Erkenntnis, dass auch heute noch die Arbeitsteilung bei geringer verdienenden Paaren flexibler geregelt ist. Stefanie Lohhaus, Tobias Scholz: *Papa kann auch stillen. Wie Paare Kind, Job und Abwasch unter einen Hut bekommen*, München 2015.

⁹³⁶ Auch das wird schon 1869 von A. Emminghaus angesprochen: Sie liefert ein Plädoyer für das Einkaufen von fertigen oder halbfertigen Produkten wie Brot, Seife oder Leinen, da man zwar mehr bezahlen muss, aber auch die Abfälle nicht mitkauft und beschreibt die industrielle Fertigung dieser Haushaltsgüter als Kulturfortschritt, der die Mutter freistellt um sich der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Vgl. A. Emminghaus: *Hauswirtschaftliche Zeitfragen*, Berlin 1869, S. 9–12, zitiert in: Borscheid, Einzug, S. 47f.

Germershausen hingegen begegnet seiner Leserin auf Augenhöhe; er adressiert sie als kompetente und kluge Betriebsleiterin. Dass die Aufklärer in Bezug auf die Rolle der Frau als Mutter nicht nur die Natur, sondern auch Gott heranziehen, ist ungewöhnlich, da die Argumente für die Freiheit des Einzelnen gerade mit einer Säkularisierung einhergingen, die die christlichen Begründungen zu überwinden versuchten. Dass Germershausen die Religion stark machen will, verwundert hingegen nicht, schließlich ist er Pastor. Er ist es seinem Berufsethos schuldig, dass er in der *Hausmutter* wiederholt den Rückgang von Religiosität beklagt. Insofern ist es eher erstaunlich, wie wenig religiöse Argumente in der *Hausmutter* auftauchen, vor allem im Vergleich mit den rationalen und ökonomischen Begründungen. Sein fettgedrucktes ‚Guter Christ = guter Wirth, gute Christin = gute Wirthin‘ klingt da geradezu floskelhaft, wie eine willkürliche und unbegründete Setzung. Im Vergleich mit der traditionellen Hausväterliteratur ist seine Argumentation für das Verhalten der Hausmutter in der Hauswirtschaft nicht sehr stark religiös geprägt. Er bemüht vielmehr ‚rationale‘, ‚vernünftige‘ und ‚ökonomische‘ Argumente, auch wenn viele von diesen wie gesehen eher ideologisch-konservativ geprägt sind.

Im 19. Jahrhundert verändert sich die Begründung für die Arbeit im und am Heim, das sich in den bürgerlichen Kreisen der rapide wachsenden Mittelschicht und im Zuge der Urbanisierung von einem ländlichen, mit Ländereien oder zumindest einem Garten und auf jeden Fall Tieren bestückten Haus zu Stadtwohnungen entwickelt hatte. In den Haushaltsbüchern des 19. Jahrhunderts wird immer wieder die Notwendigkeit betont, den Haushalt aus Liebe zum Ehemann zu führen.⁹³⁷ Eben dieser Wechsel lässt sich an der *Hausmutter* beobachten: Im notorischen fünften Band ändert sich die Argumentation, was die Begründung für die Tätigkeit der Hausmutter angeht. Die Liebe zum Ehemann zeigt sich noch nicht in der Arbeit, die die Hausmutter für den Haushalt leistet – das ist Arbeit, die sie um des gemeinsamen Vermögens wegen leistet und absolut in ihrem eigenen Interesse liegt. So wird die Figur des Hausvaters auch wie gesagt nur sehr selten erwähnt. Es ist das emotional besetzte Thema, das relativ neu verhandelt wird und deshalb mit neuen Argumenten belegt werden muss: die Arbeit als Mutter. Die Hausmutter soll, auch wenn das viel Arbeit ist, die Aufsicht über die Kinder nicht abgeben. Neben der großen Aufgabe, edle Staatsbürger zu schaffen (aber der Dank des Staates ist ja einigermaßen abstrakt), sichert sie sich so, auch wenn dieser das nicht zu erkennen geben mag, die Liebe ihres Mannes: „Glauben Sie mir, dass Sie sich auf keinem Wege die hochachtungsvolle Liebe Ihrer Männer, selbst der minder erkenntlichen, sichrer erwerben können, als auf diesem“.⁹³⁸ Diese direkte Ansprache der Leserin findet sich bei Germershausen äußerst selten. Im gleichen Kapitel ist etwas noch Selteneres zu lesen: Germershausen spricht die Männer an:

„Was aber werden Sie Männer, und zum Theil sehr große Männer! denken, daß ich Ihnen hiemit den Wink zur schuldigen Wiedererstattung an das schöne Geschlecht habe geben wollen. Sie haben sich in unsern Tagen das Vorrecht angemaßet, auf der Schaubühne die einzigen Acteurs zu seyn, und statt die erste und Hauptrolle den Schönen zu lassen, geben Sie ihnen gar keine, oder die ganz kleinen und unwichtigen Rollen. Kehren Sie einmal zu sich selbst zurück, und prüfen Sie, ob wohl so viel aus Ihrem Herzen würde geworden, soviel Güte darinn seyn, wenn Sie nicht dazu die Anlage aus der Kindheit in die Jugend übertragen hätten. Sie haben größtentheils Ihren moralischen Charakter von der Mutter, Großmutter,

⁹³⁷ Vgl. Bock/Duden, Arbeit. Das schließt nicht aus, dass reaktionäre Autoren wie z.B. Riehl Mitte des 19. Jahrhunderts auf die schlichte religiöse Begründung zurückgreifen.

⁹³⁸ *Hausmutter*, Bd. 5, S. 447.

Tante oder einer gewissen Freundinn, oder wenigstens von einer menschenfreundlichen Kindermuhme.“⁹³⁹

Die Hauptrolle auf der Bühne ist offensichtlich nicht gesellschaftlich, sondern nur familienintern gemeint – die Hauptrolle zu vergeben besteht in der Wertschätzung der Mutterrolle. Und das hat diese Rolle auch so attraktiv gemacht. Sabine Toppe und Pia Schmid gehen davon aus, dass sich das Rollenmodell der Spätaufklärung, das die Auffassung von weiblicher Zweitrangigkeit fort- und festschrieb, nicht so gut hätte durchsetzen können, wenn es nicht auch positive Aspekte für die Frauen bereitgehalten hätte. Die suggerierte emotionale Überlegenheit, das Bild der guten Mutter muss für viele ein positiver Anreiz gewesen sein, sonst hätte es im 19. Jahrhundert nicht so viele Befürworterinnen gegeben.⁹⁴⁰ „Die Idealisierung ließ den emanzipatorischen Vorgang, der im 18. Jahrhundert für einige Frauen mit Lesen und geistiger Bildung begonnen hatte, wieder ersticken; denn Idealisierung ist die subtilste Form der Diskriminierung.“⁹⁴¹ Dazu gehören nicht nur die blumigen Beschreibungen Campes und Pestalozzis, und die ideelle Überhöhung der Mutterrolle, sondern auch die ganz konkreten „polizeywissenschaftlichen Versprechungen von Anerkennung, Vorzügen und Rechten bei der Erfüllung mütterlicher Pflichten und die Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen gegenüber.“⁹⁴² Die Rechte sollten im Laufe der Zeit immer mehr beschnitten werden, und die Anerkennung schwand in dem Maße, in dem es diese nur noch für (gut) bezahlte Arbeit gibt.

Koselleck beschreibt die juristische Formulierung des Wandels vom gemeinsamen, produzierenden Haushalt zum Erwerbsleben außer Haus und Nicht-Erwerbsleben im Haus im Vergleich des österreichischen allgemeinen Gesetzbuchs mit dem preußischen Allgemeinen Landrecht. In Österreich war festgelegt, dass die Ehefrau am Erwerbsleben ihres Mannes teilzunehmen und mitzuarbeiten hat. Diese Formulierung entfiel im preußischen Allgemeinen Landrecht: Die Ehefrau war dazu verpflichtet, dem Hauswesen ihres Mannes seinem Stand und Rang nach vorzuzustehen.⁹⁴³ Das bayerische Recht von 1756 sowie das ALR von 1794 verstärken beide die Autorität des Mannes im Haus und konstruieren den Schwerpunkt seines Interesses außerhalb des Hauses. Im ALR gab es den Ansatz, beiden Geschlechtern die gleichen Rechte einzuräumen – wenn es im Gesetz nicht Ausnahmen gibt. Und das Gesetz macht in allen Artikeln, die sich um Ehe und Familie drehen, Ausnahmen.⁹⁴⁴ Das änderte sich im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900 ebenfalls nicht. Ein wichtiger Streitpunkt war der Artikel, der das in die Ehe eingebrachte sowie währenddessen erwirtschaftete Vermögen der Frau unter die Verwaltung des Mannes stellt. Einige Abgeordnete, die für die Einführung von Gütertrennung plädierten, wie sie schon in England praktiziert wurde, scheiterten. Im Gegenteil wurden sogar noch die Rückerstattungsansprüche von Frauen, die sich scheiden ließen, verschlechtert. Im ALR waren sie besser gegen die Verschwen-

⁹³⁹ Ebd., S. 452f. Interessant ist hier, dass dies die einzige Stelle ist, an der Verwandtschaft und Nachbarschaft, bzw. ein Kindermädchen positiv erwähnt werden. In diesem Plädoyer soll ja ansonsten die Mutter die Erziehung der kleinen Kinder übernehmen. Das zeugt von der Ambivalenz und Neuheit des Themas. Das Beispiel zeigt ebenfalls den Wechsel im Sprachstil von einem relativ nüchternen in den ersten vier Bänden zu einem teilweise sehr viel blumigeren im fünften Band. Die direkte Ansprache von Personen, die eigentlich per definitionem nicht zur Zielgruppe der Leserinnen gehören, bietet sich an als Beleg für meine These, dass Gernershausen beim Schreiben an das Vorlesen gedacht hat.

⁹⁴⁰ Vgl. Toppe, Mutterschaft; Pia Schmid setzt es auch noch in einen Zusammenhang mit dem Bild der Polarität der defizitären ‚feindlichen Arbeitswelt‘ und dem friedlichen Heim, und der Suggestion, dass das Leben der Frau nicht durch Rationalität, sondern Liebe geprägt sei. Vgl. Schmid, Weib, S. 338.

⁹⁴¹ Becker-Cantarino, Familienidylle, S. 533.

⁹⁴² Toppe, Polizey, S. 327.

⁹⁴³ Koselleck, Auflösung, S. 471.

⁹⁴⁴ Vgl. Gray, Productive Men, S. 162.

dung ihres Vermögens durch den Ehemann abgesichert gewesen.⁹⁴⁵ Dieser „Güterstand der ehemännlichen Verwaltung und Nutznießung“⁹⁴⁶ wurde 1953 wegen Unvereinbarkeit mit dem Grundgesetz außer Kraft gesetzt.

Im BGB von 1900 ist die Ehefrau zwar zur Führung des Haushaltes verpflichtet, sie durfte aber keine Entscheidungen treffen (ebenso wie bei der Erziehung der Kinder): „Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu.“⁹⁴⁷ Als Fortschritt wurde gesehen, dass die Ehefrau rechtlich gesehen die explizite Einwilligung ihres Ehemannes nicht mehr benötigte, wenn sie Verträge abschließen wollte – das gilt auch für einen Arbeitsvertrag. De facto änderte sich aber der Einfluss des Ehemanns auf diese Verträge nicht, denn das Recht erlaubte ihm, einen von ihr geschlossenen Vertrag fristlos zu kündigen, falls sie seiner Meinung nach ihre ehelichen Pflichten vernachlässigen sollte. Damit benötigt der Arbeitgeber bzw. Vertragspartner doch die explizite Einwilligung des Ehemannes, sonst stünde der Vertrag auf wackeligen Füßen.⁹⁴⁸ Die 1953 verfügten Änderungen am BGB wurden bis 1957 umgesetzt, allerdings wurde nur das bestehende Recht angepasst. Erst 1977 wurde mit einer grundlegenden Eherechtsreform die sogenannte ‚Hausfrauenehe‘ abgeschafft. Ab nun war die Ehefrau nicht mehr verpflichtet, dem Haushalt vorzustehen und ohne Bezahlung im Geschäft ihres Mannes mitzuarbeiten, sondern beide Ehepartner können (dem Recht nach) frei entscheiden, ob sie erwerbstätig sein wollen oder nicht. Theoretisch sind auch beide für die häuslichen und erzieherischen Tätigkeiten verantwortlich.

Fazit

Die Etablierung der Mutter als beste Garantin für die Charakterbildung in der frühkindlichen Erziehung Ende des 18. Jahrhunderts ist eine ideologische Entscheidung. Das wird in Germershausens Anrede an die Männer deutlich: Hier ist ausnahmsweise von Tanten, Großmüttern, Freundinnen des Hauses und Kindermädchen die Rede, die ihre Aufgabe offensichtlich hervorragend gemeistert haben. Noch deutlicher wird das bei Eberhard von Rochow. In dessen pädagogischen Schriften aus den späten 1770er Jahren ist durchgehend geschlechtsneutral von Kindern und Eltern die Rede, es gibt kein eindeutiges, idealisiertes Mutterbild wie es von anderen Autoren wie Campe oder Pestalozzi in den 1780er Jahren produziert wurde.⁹⁴⁹ Und vor allem vertritt er zwar wie Germershausen die Auffassung, dass die frühkindliche Erziehung äußerst wichtig für die Entwicklung des Kindes ist, zieht daraus jedoch einen ganz anderen Schluss: Die Mädchen aus den unteren Schichten sollten eine bessere Schulbildung – er benutzt das Wort Aufklärung – genießen, damit sie diese Aufgabe in der Position als Kindermädchen oder Ammen besser erfüllen können. Er setzt also im Gegensatz zu Germershausen die Multiplikatorinnentätigkeit bei den

⁹⁴⁵ Petra Malsbenden: *Die rechtliche Stellung der Frau im ehelichen Güterrecht vom ALR zum BGB*, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1991, S. 268–271 und 320–323. Kurios und niederschmetternd ist die Anekdote der sogenannten Hasendebatte: Die Deutsche Zentrumspartei schien das gesamte Rechtswerk des BGB scheitern zu lassen an einem Artikel, der Jagdberechtigte für Flurschäden durch Hasen haften lassen sollte (für Rehe, Hirsche und Fasane galt dies schon, nun sollte der Artikel nach dem Willen der Partei um Hasen erweitert werden). Schließlich verzichteten die katholischen Politiker der Zentrumspartei auf den Zusatz, weil ihnen im Gegenzug eine Verschärfung des Eherechts zugestanden wurde. Thomas Darnstädt: Geburt des BGB. Von Bienenwölfen und Beschneidungen, in: Spiegel Online, www.spiegel.de/einestages/die-geschichte-des-bgb-a-951164.html [Aufruf 20.09.2016].

⁹⁴⁶ Malsbenden, Güterrecht, S. 346.

⁹⁴⁷ Der sogenannte Gehorsamsparagraf, § 1354.

⁹⁴⁸ Malsbenden, Güterrecht, S. 306.

⁹⁴⁹ Vgl. Petra Korte: Die Mutter bei Rochow und Pestalozzi, in: Hanno Schmitt, Rebekka Horlacher, Daniel Tröhler (Hrsg.): *Pädagogische Volksaufklärung im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext: Rochow und Pestalozzi im Vergleich*, Bern/Stuttgart/Wien 2007, S. 76–91. Rochow hatte wie Germershausen keine eigenen Kinder.

Bediensteten an.⁹⁵⁰ Auch Rochow aber hat diese Themen aus den Diskussionen in der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft* ausgeklammert, sie finden sich nur in seinen pädagogischen Schriften, was wieder die Trennung der ökonomischen Themen in landwirtschaftlich/gewerbliche und häusliche Themen spiegelt. Wohl spricht sich von Rochow in den *Annalen* der Gesellschaft für die Bildung des Landmanns aus: Er selbst habe Bauern ausgebildet, die anschließend als Verwalter für ihn tätig sein konnten. Wie ungewöhnlich diese Maßnahme war, davon zeugen auch Berichte über Charlotte von Lestwitz, die ebenfalls dazu griff.

Die Rolle der Verwalterin bleibt im Dunkeln. Aus Egodokumenten wird deutlich, dass Frauen in der Schicht, in der Germershausen seine Leserinnen imaginierte, die Bücher führten und nur wenig Zeit damit verbrachten, das Personal zu überwachen oder anzuleiten. Viel mehr Zeit nahmen Korrespondenzen und gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch. Insofern ist die Hilfestellung, die Gastessen repräsentativ zusammenzustellen und standesgemäß aufzutischen zu lassen, diejenige, die am pragmatischsten erscheint.⁹⁵¹ Viele der anderen Anforderungen sind eigentlich Aufgabe einer Verwalterin. Nach Germershausens Ansicht soll nun die Frau des Hauses diese Anforderungen alle übernehmen, so dass sie letztendlich Veranstaltungsmanagerin, Betriebsleiterin und Mutterfigur in einem sein soll. Der *Hausvater* hingegen ist nicht mehr für den Hausvater, sondern für den Landwirt geschrieben, der ebenso gut ein Verwalter sein kann; das wird u.a. auch daran deutlich, dass das Thema der Repräsentation keine Rolle spielt. Während der *Hausvater* ein landwirtschaftliches Anleitungsbuch ist, beinhaltet die *Hausmutter* gleichzeitig Lebenshilfetipps, auch wenn diese ständig ökonomisch begründet werden. Meerhoff bezeichnet Lebens- und Selbsthilfebücher als ‚Selbst-Bedienung‘: der Leser, der als Selbst in dem Buch entworfen wird, soll lernen, sich selbst zu bedienen.⁹⁵² In der *Hausmutter* wird das Ideal der haushältigen Frau entworfen und das Buch bietet die Anleitung dazu, während es im *Hausvater* nicht (mehr) um das Selbst des Landwirtes geht. Die Frau muss also durch Heirat, Stand und Geschlecht den Beruf der Hausmutter ausüben und darin ihre Identität finden, während der Gutsherr nicht durch den Besitz gezwungen ist, diese Tätigkeit auch ausüben zu müssen sondern einen Verwalter einstellen kann.

Die Argumentationsverschiebung von dieser von ökonomischen Gründen geprägten Betriebsleitung zur Hausfrau des 19. Jahrhunderts, die ihre Arbeit aus Liebe zu Ehemann und Kindern verrichten muss, lässt sich auch als Mittel zur Selbstdisziplinierung lesen – wenn sie diese Arbeit an der und für die Familie nicht heiter und zufrieden ausführt, liebt sie sie offensichtlich nicht genug. Gleichzeitig wächst der gesellschaftliche und ökonomische Druck und verschärfen sich die Gesetze, so dass Fremdbestimmung und Selbstdisziplinierung immer miteinander einhergehen.

⁹⁵⁰ Vgl. Christine Mayer: Mädchenerziehung in Rochows Pädagogik, in: Schmitt/Tosch, Vernunft, S. 138–144, S. 141. Sophie von La Roche fordert in ihrer Zeitschrift *Pomona* in den 1790er Jahren ebenso eine bessere Ausbildung der Kinderbetreuerinnen. Sie bezeichnet diese als „Bürgerliche“, während die Bildungselite bei ihr als „Mittelstand“ bezeichnet wird, was vermutlich auf ihre städtische Sozialisation zurückzuführen ist. Siehe Weckel, Häuslichkeit, S. 483, Fn. 90.

⁹⁵¹ Lesemann beschreibt am Beispiel der Lebenserinnerungen einer Landadeligen, was für eine gewaltige Anstrengung diese repräsentativen Verpflichtungen bedeuteten. Silke Lesemann: Das ‚virtuelle‘ adlige Dorf, in: Lesemann/Lubinski, Ländliche Ökonomien, S. 179–198, S. 194f.

⁹⁵² Meerhoff, *Read Me!*, S. 78. Oder, wie Jasmin Mersmann folgert, sein eigener Diener zu sein.

Die Illusion der Perfektion

Zum Schluss bleibt die Frage, warum ein Ratgeber, der in seinem praktischen Wissen so sehr an seinem Zielpublikum vorbeigeschrieben wurde, trotzdem ein Verkaufserfolg war. Eine einfache Antwort könnte lauten, dass solche Bücher mehr verschenkt als gelesen werden.⁹⁵³ Aber auch wenn sie gelesen wurden, kann ein Aspekt von Bedeutung sein, der sich mit einem Blick auf die Zurück-aufs-Land-Ratgeber der 1970er Jahre erschließt. Diese stellen konkrete Anleitungen zur Verfügung, die von vornherein ohne kompetente und erfahrene Hilfe gar nicht umsetzbar sind, ähnlich den Rezepten in der *Hausmutter*. Themen wie Hausbau, Geburt oder Käseherstellung werden auf jeweils ein bis zwei Seiten abgehandelt.⁹⁵⁴ Im Grunde wird in jeder Ratgeberliteratur ein Idealbild vermittelt, und so befriedigen die Bücher beim Lesen ein nostalgisches Gefühl, wenn man sich nicht der Illusion hingibt, alle Anforderungen auch erfüllen zu müssen. Insofern könnte man Ratgeberliteratur auch als ‚Sonntagsfahrerliteratur‘ bezeichnen – sie vermittelt die Vorstellung, dass man ein anderer Mensch werden könnte, wenn man sich nur an die Regeln im Buch hielte. Oder ein hervorragender Stricker, eine großartige Handwerkerin, Haushalter, Rhetorikerin, Gastgeber, Gärtnerin, Sparfuchs, besserer Mensch – wenn man die Anleitungen nur befolgen würde. Man könnte, wenn man wollte. Muss aber nicht. Die größte Falle scheint mir im Perfektionsanspruch zu liegen, ob es sich um den selbst gebauten Schrank handelt, das geputzte Bad oder die Erziehung der Kinder. So kann die Sorge um sich unter ziemlichem Druck stehen, der den Rat durch gouvernementale Praktiken zum Imperativ werden lässt.

Etwas selbst herzustellen, kann jedoch eine Sehnsucht befriedigen (wenn es denn gelingt und nicht die Frustration steigert, weil die Anleitung nicht funktioniert). So ließen sich die Massen an selbstgehäkeltem, gestrickten, getöpferten, genähten Haushaltsnippes erklären, die Generationen von Hausfrauen in Handarbeitskränzchen hergestellt haben: endlich etwas Sichtbares produzieren, anstatt nur den Status Quo halten, der am Ende des Tages wieder zunichte gemacht worden ist.⁹⁵⁵ Das gilt nicht erst für das 20. Jahrhundert: Barbara Duden findet in Hegels *Ästhetik* einen fiktiven Dialog mit einer Pfarrerin, die aus allen ihren selbst ausgeführten häuslichen Tätigkeiten (und hier sind es noch Produkte, die sich erleben lassen – Blumen, Obst, Kuchen, Kleidung) Bestätigung und Befriedigung zieht. Ihre Gesprächspartnerin hatte alles für Geld gekauft, die Pfarrerin verachtet das; sie erhält ihre Befriedigung durch die Freude, die sie dadurch, dass sie die Sachen selbst hergestellt hat, anderen macht. „Alle Selbständigkeit der Frau, auf die sie hat verzichten müssen, findet sich wieder im ‚Selbstmachen‘, die selbstgemachten Gegenstände verdecken ihre Person, indem sie – mit Liebe gemacht – ihre Arbeit unsichtbar werden lassen.“⁹⁵⁶ Hegel legt Wert darauf, dass die Arbeit der Hausfrau mühelos und leicht sein muss, damit sie befriedigt; sie darf nicht als Last empfunden (oder gesehen) werden, wenn sie als ästhetischer Wert gelten soll. Das funktioniert aber eigentlich erst, wenn die Tätigkeit eine freiwillige ist.

⁹⁵³ Eine nicht repräsentative Umfrage in Bibliotheken hat ergeben, dass von 12 Exemplaren nur ein Band Abnutzungsspuren aufwies: Band 3, leichte Brandspuren und Flecken am Einband. Das kann aber auch der Tatsache geschuldet sein, dass es die unversehrten Exemplare sind, die in den Bibliotheken erhalten bleiben.

⁹⁵⁴ Vgl. Seymour, *Leben und Massacrier*, Handbuch. Das deutsche Vorwort von Seymours *Leben auf dem Lande* versucht die Pferde im Zaum zu halten, indem Selbstversorgung als utopisch bezeichnet wird, ebenso wie die Übersetzung des Titels: Heißt es im Englischen sehr selbstbewusst *The Complete Book of Self-Sufficiency*, ist der deutschen Ausgabe der Untertitel für *Realisten und Träumer* beigegeben.

⁹⁵⁵ Meyer beschreibt die Produktion von Ausstattungsnippes für den biedermeierlichen Salon als zusätzliche Aufgabe für die Hausfrauen, sie vernachlässigt aber diesen Aspekt der Befriedigung. Meyer, *Theater*, S. 14f. Heutzutage ist es für Bewohner_innen der reichen Weltteile in hohem Grade unökonomisch, etwas selbst herzustellen – Hobbies kosten Zeit und Geld. Allein die Wolle für einen Pullover kostet heute ein Vielfaches des in Bangladesch von gering bezahlten Arbeiterinnen gefertigten Kleidungsstücks.

⁹⁵⁶ Duden, *Eigentum*, S. 134; Hegel, *Ästhetik*, Bd. 1, S. 254. Das Wort Pfarrerin könnte in die Irre leiten – gemeint ist die Ehefrau des protestantischen Geistlichen, die ja nicht erst hier als ideale Hausmutter als Vorbild präsentiert wird.

Dass die Ehefrau als im jeweiligen Gebiet unausgebildete Laiin etwas besser mache als die für Lohn arbeitenden Experten leuchtet nicht direkt ein; wenn sie ausgebildet wäre, bräuchte sie das Anleitungsbuch nicht. Die *Hausmutter* stellt zunächst Wissen zur Verfügung, um andere anleiten zu können und zumindest theoretisch Bescheid zu wissen; sie bereitet aber damit gleichzeitig die Möglichkeit vor, diese Tätigkeiten selbst auszuführen, falls es knapp wird mit dem Geld (wie Wäsche selbst waschen und ausbessern). Die ersten Aufgaben, die die Töchter im Alter von sechs Jahren erledigen sollen, beinhalten Erbsen lesen und faules Obst aussortieren.⁹⁵⁷ Bei Germershausen ist zunächst die Aufgabe noch als Beruf definiert, in den das Mädchen hineinheiratet, während gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Anerkennung der Hausarbeit als Arbeit verschwindet und der bürgerlichen Ehefrau als naturgegeben zugesprochen wird. Hörauf-Erfle bezeichnet es als paradox, dass in dem Moment, in dem die Gattung der Ökonomik sich überlebt hatte, die in ihr immer wieder theoretisch geforderte Zuweisung der häuslichen Aufgaben für die Frau Realität wurde.⁹⁵⁸ Wirtschaftlich gesehen zahlte sich das Konzept der Hausfrau aus. Mit wachsenden alternativen Erwerbsmöglichkeiten im Zuge der Industrialisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts und dem Anwachsen des Dienstleistungssektors sowie der Bürojobs Anfang des 20. Jahrhunderts ergab sich eine „Dienstbotenkrise“ – so prekär die Bedingungen für z.B. Fabrikarbeiter_innen auch waren, boten diese Tätigkeiten eine größere Unabhängigkeit, nicht nur finanziell, sondern auch psychisch, indem die Angestellten nicht mehr im Haus ihrer Arbeitgeber wohnten, die dadurch die Kontrolle über das gesamte Leben hatten. Auch wenn Frauen durchgehend geringer bezahlt wurden und bis heute werden, bedeutete das trotzdem vor allem für sie größere Unabhängigkeit.⁹⁵⁹ Gleichzeitig stieg durch die wachsende Mittelklasse der Bedarf an Dienstpersonal. Die Lösung war, das Konzept der bürgerlichen Hausfrau auf alle Schichten auszubreiten: „Die Verwandlung der Frauen in eine heimliche Dienerklasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Diener für niedere Arbeiten konnte sich nur eine Minderheit der vorindustriellen Gesellschaft leisten; im Zuge der Demokratisierung steht heute fast dem gesamten männlichen Bevölkerungsteil eine Ehefrau als Dienerin zur Verfügung.“⁹⁶⁰

Im Zuge dessen schwindet auch die Wertschätzung der Hausarbeit, nicht nur weil sie in einer zunehmend nach Geld bemessenen Gesellschaft nicht bezahlt wird, sondern auch, weil die bürgerlichen Frauen immer mehr der als Dienstmädchenaufgaben betrachteten Arbeiten übernehmen. Es findet mit der Industrialisierung nicht nur die Verschiebung von Arbeit aus dem Haus heraus statt, sondern auch eine Verschiebung von bezahlter Arbeit im Haus zu unbezahlter Arbeit im Haus.⁹⁶¹ Diese Geringschätzung von Arbeit, die selten Spuren oder Wert hinterlässt, findet sich schon bei Aristoteles und das hat sich bis heute kaum geändert.⁹⁶² Während der ersten Weltwirtschaftskrise wurde unbezahlte weibliche Haus- und Familienarbeit als Wirtschaftsfaktor erkannt

⁹⁵⁷ Hausmutter, Bd. 5, S. 553.

⁹⁵⁸ Ulrike Hörauf-Erfle: *Wesen und Rolle der Frau in der moralisch-didaktischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*, Frankfurt am Main u.a. 1991, S. 289.

⁹⁵⁹ Bock und Duden führen einen medizinischen Bericht über die Lage englischer Landarbeiterinnen von 1864 an, der kritisiert, dass die Frauen durch die bezahlte Arbeit zu selbständig werden. Bock/Duden, Arbeit, S. 151.

⁹⁶⁰ Galbraith, Wirtschaft, S. 51. Galbraith schreibt aus der Perspektive der 1970er Jahre. Die Ausbreitung der Hausfrauenehe war auch Resultat der „für das ganze 20. Jahrhundert präzedenzlosen Verheiratsdichte in den 1950er Jahren“. Duden, Rückblick, S. 23.

⁹⁶¹ Vgl. Bock/Duden, Arbeit, S. 153. Die Übergänge waren fließend, wie die Autorinnen aufzeigen – während des 19. Jahrhunderts wurden noch viele häusliche Arbeiten nicht nur innerfamiliär verrichtet.

⁹⁶² Vgl. Iris Därmann: Vom antiken Sklavendienst zur modernen Dienstleistungsgesellschaft. Paulinische Bausteine für eine genealogische Skizze, in: Lorenz Engell, Bernhard Siegert, Joseph Vogl (Hrsg.): *Archiv für Mediengeschichte. Agenten und Agenturen*, Weimar 2008, S. 23–38, die sich bei Spur und Wert auf eine Aussage Adam Smiths bezieht. Aristoteles' Verachtung bezieht sich auf körperliche Arbeiten insgesamt.

und in die Lebenshaltungskosten einkalkuliert. Das ermöglichte eine geringe Bezahlung der männlichen Arbeiter.⁹⁶³

Nicht nur die unbezahlte Hausarbeit fand Eingang in die Berechnungen, auch die übrigen Reproduktionsleistungen begannen, in den Sozialplänen eine Rolle zu spielen. Der Berufstätige sollte sich in der Geborgenheit zu Hause, im Gegensatz zur harten Arbeitswelt, erholen und Kraft tanken können, um weiter leistungsfähig zu bleiben. Bock und Duden weisen auf die Verschleierung des Genderaspekts durch die Begrifflichkeiten hin: „Die Beschreibung der modernen Familie als Instanz für die Reproduktion ‚der‘ Arbeitskraft vermeidet in ihrer vorgeblichen und vorgeblich wissenschaftlichen Geschlechtsneutralität systematisch nicht nur die Frage, wer denn eigentlich wen reproduziert, sondern auch die weitere, wer denn eigentlich die Arbeitskraft der Frau reproduziert.“⁹⁶⁴ Somit wurden Haushalt und Familie für die Hausfrau zum Arbeitsplatz Selbst-losen dauerhaften Arbeitens, sie selbst zur Maschine. Dieses Bild hat schon Anfang des 19. Jahrhunderts Christine Dorothea Gürnth aufgerufen, um auf die Folgen hinzuweisen, wenn, wie die zeitgenössischen Pädagogen verträten, Mädchen nur für ihre Bestimmung zur Gattin und Mutter ausgebildet würden, sodass sie sich später als mittellose Witwen finanziell nicht selbst versorgen könnten:

„Wäre es nicht besser, man bildete das Mädchen mehr zum M e n s c h e n, als bloß zum W e i b e? [...] Bald will man nichts, als die Haushälterin des Mannes aus ihr machen, und da ist es genug, wenn sie nur gut kochen und backen und die Haushaltung des Mannes führen kann. In höhern Ständen soll sie zugleich die Puppe des Mannes seyn [...]. Auf jeden Fall aber wird sie zur Sklavin erzogen, alle Leidenschaften, die doch zu Thaten anspornen, müssen nach diesem System im Keim erstickt werden, sie darf keinen Willen haben, alle Thatkraft muss abgestumpft werden, sie soll nie selbständig werden, nie selbst denken und handeln; sondern sich bloß in gänzlicher Abhängigkeit von Eltern und Mann glücklich fühlen, und sich stets an andere anschmiegen. Man bindet den chinesischen Mädchen die Füße, dass sie [...] nicht ausgehen können: aber uns lähmt man Hände und Füße, schnitzelt und modelt so lange an uns, bis wir bloß äußerlich die Figur des Menschen behalten, sonst aber nichts als Maschinen für den Mann werden.“⁹⁶⁵

Es scheint kein Zufall zu sein, dass zu dieser Zeit, um 1800, in der Literatur verschiedene Erzählungen entstehen über einen Typ von Beziehung, in der ein bürgerlicher, gebildeter Mann eine Frau aus niederem Stand heiratet, oft ein Dienstmädchen. Neben Rousseau und Goethe gibt es verschiedene reale Vorbilder dieser Konstellation, in der Männer Versorgerinnen heirateten, die auch sexuell zu Diensten sind, aber nicht repräsentativ in Erscheinung treten (der Anteil der Männer, die mit ihren Dienstmädchen und Kindern in wilder Ehe gelebt haben war vermutlich ebenfalls hoch).⁹⁶⁶ In den romantischen Erzählungen wird die ungebildete Frau als naives „Naturkind“ idealisiert und von ihrem Mann standesgemäß „erzogen“ – den Ehemann als Lehrer imaginiert schon Xenophon in seinem *Oikonomikos*, Karl Immermann verbindet diese Fantasie 1825 mit dem Pygmalion-Mythos.⁹⁶⁷ Während aus der männlichen Perspektive die leblose Statue/das ungebildete Naturkind zum (richtigen, standesgemäßen) Leben erweckt wird, ist die

⁹⁶³ Duden, Rückblick, S. 23.

⁹⁶⁴ Bock/Duden, Arbeit, S. 167.

⁹⁶⁵ Amalie [Christine Dorothea Gürnth]: *Die Witwe*, Berlin 1811, S. 99f. Sperrung im Original.

⁹⁶⁶ Nacim Ghanbari stellt mehrere dieser Fälle und der gesellschaftlichen Schwierigkeiten vor, die sie anhand von Briefen rekonstruiert, vgl. Ghanbari, Magd.

⁹⁶⁷ Siehe zum Pygmalion-Mythos Claudia Weiser: *Pygmalion. Vom Künstler und Erzieher zum pathologischen Fall. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung*, Frankfurt am Main 1998. Bei Xenophon ist es der Haushalt, den der ältere, erfahrene Mann seiner jungen Braut erklärt (in seinem Beispiel ist sie 14 Jahre alt); bei den Romantikern sind es die Anforderungen der gehobenen Gesellschaft. George Bernard Shaw karikiert diese Pygmalionfantasie 1913 mit der zu selbstbewusst werdenden Eliza.

weibliche Sicht mit Gürnth eine umgekehrte: Frauen werden zu passenden Ehefrauen geschnitzt, nur noch als funktionierende Maschine ohne Ich akzeptiert.

Das Bild der menschlichen Maschine, des Automaten zieht sich durch die Kulturgeschichte des Dienens. So beschränkte sich der Gedanke des Roboters nicht nur auf die Fabrik, sondern erreicht 1911 in der Gestalt des elektrischen Dienstmädchens auch das Haus: „Es ist lautlos, immer dienstfertig bei Tag und Nacht, geht Sonntag nicht aus, hat auch keinen Schatz. Es hat keine Launen und Stimmungen, kennt keine Nerven und würde sicher sehr reich belohnt werden, wenn es nicht eine Maschine wäre.“⁹⁶⁸ Diese Vorstellung brachte Ira Levin 1972 auf den Punkt, als er in der Horrorgeschichte *The Stepford Wives* die männliche Reaktion auf feministische Emanzipationsbem hungen persiflierte.⁹⁶⁹ Im Ersatz der Ehefrauen durch Roboter kulminieren hier alle M nnerfantasien gleichzeitig: Sie sind Dienstmädchen, Kindermädchen und Sexpuppe in einem.

⁹⁶⁸ Friedrich Otto: Das elektrische Dienstmädchen, in: *Dabeim*, 1911, S. 13, zit. in Renda, Herrin, S. 53.

⁹⁶⁹ Ira Levin: *The Stepford Wives*, New York 1972, verfilmt von Bryan Forbes (USA 1975). Im Remake von 2004 durch Frank Oz verkommt die politische Sprengkraft der Geschichte zum Klamauk.

Literatur

Germershausen, Christian Friedrich: Die Hausmutter in allen ihren Geschäften, Bd. 1, Leipzig ³1782, Bd. 2, Leipzig ³1783, Bd. 3, Hannover ⁴1809 (bearbeitet von Friedrich Carl Gustav Gericke), Bd. 4, Hannover ⁴1811, Bd. 5, Leipzig ²1785.

Weitere Primärliteratur

Accum, Friedrich: Von der Verfälschung der Nahrungsmittel und von den Küchengiften, Leipzig 1822.

Amalie [Christine Dorothea Gürnth]: Die Witwe, Berlin 1811.

Amaranthes [Gottlieb Siegmund Corvinus]: Nutzbares, galantes und curioses Frauenzimmer-Lexicon.

Worinnen nicht nur Der Frauenzimmer geistlich- und weltliche Orden, Aemter, Würden, Ehren-Stellen, Professionen und Gewerbe, ... Nahmen und Thaten der Göttinnen, ... gelehrter Weibes-Bilder ..., auch anderer ... Trachten und Moden, ... Gewohnheiten und Gebräuche, ... Ergötzlichkeiten, ... Gebrechen ... und alles ..., was einem Frauenzimmer vorkommen kan, und ihm nöthig zu wissen, Sondern auch Ein vollkommenes und auf die allerneueste Art verfertigtes Koch- Torten- und Gebackens-Buch, Samt denen darzu gehörigen Rissen, Taffel-Aufsätzen und Küchen-Zetteln, Ordentlich nach dem Alphabet ... abgefaßt ... dem weiblichen Geschlechte insgesamt zu sonderbaren Nutzen, Nachricht und Ergötzlichkeit auff Begehren ausgestellt, Leipzig 1715 [Nachdruck: Frankfurt am Main 1980].

Annalen der *Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam*, 3 Bde., 1792–1801.

Alberti, Leon Battista: Vom Hauswesen (Della Famiglia), München 1986 [1441].

Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten, Berlin 1794.

Alverdes, Liselott: Ich kann alles. Guter Rat für die Hausfrau, Berlin 1937.

Barcomi, Cynthia: Let's Bake, München 2013.

Beckmann, Johann: Physikalisch-Ökonomische Bibliothek worin von den neuesten Büchern welche die Naturgeschichte, Naturlehre, und die Land- und Staatswirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden, Göttingen 1774.

Brockhaus Enzyklopädie, Wiesbaden ¹⁷1964, Mannheim ¹⁹1989.

Browning, Nigel: Haushaltsmanagement für Männer, München 2012.

Brunner, Otto: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohenberg (1612–1688), Salzburg 1949.

— Das ‚Ganze Haus‘ und die alteuropäische ‚Ökonomik‘, in: ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte [1956], Göttingen 1980, S. 103–127.

Coler, Johann: Calendarium perpetuum und Oeconomia oder Hausbuch, Teil I – III, Wittenberg 1603.

Columella: Über Landwirtschaft. Aus dem Lateinischen übersetzt, eingeführt und erläutert von Karl Ahrens, Berlin 1972.

Enslin, Theodor Christian Friedrich: Bibliotheca Oeconomica oder Verzeichnis aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über die Land- und Hauswirthschaft im Allgemeinen, und deren einzelne Zweige, nemlich den Feld- und Gartenbau, die Bienen-, Schaaf-, Rindvieh- und Pferdezücht, Kochkunst u.s.w. so wie über die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Gewerbe, als das Bierbrauen, Branntweinbrennen, Essigbrauen, Färben, Bleichen u.s.w., Berlin 1825.

Fraas, Carl: Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1865.

Germershausen, Christian Friedrich: Hausmütterkalender über die vorfallenden Geschäfte, Leipzig 1781.

— Auszug aus der Hausmutter, Leipzig 1782.

— / Manger, Heinrich Ludewig: Entwürfe und Kostenberechnung zur Meubilirung der Wohngebäude, für Hausmütter so wohl als Hausväter von verschiedenen Ständen, Brandenburg 1783.

— Der Mann kan die Frau nicht reich machen, wohl aber die Frau den Mann. Denn der ersparte Pfennig ist besser, als der erworbene. Luthers Tischreden, S. 318, in: Hannoversches Magazin 21 (1783), S. 677–688.

— Der Hausvater in systematischer Ordnung, 5 Bde., Leipzig 1783–1786.

— Das Ganze der Schaafzücht, aus Beurtheilung und Berichtigung älterer und neuerer Theorien, nach Gründen und eigener Erfahrung, 2 Bde., Leipzig 1789–1791.

— Die Geschäfte der Hausmutter in der Gesinde- und Herrschaftsküche, 2 Bde., Leipzig 1791.

— Über Industrieschulen auf dem platten Lande, besonders in Hinsicht der Baumzücht und vorzüglich des häufigern Anbaues der immer seltener werdenden Eichbäume, in: Annalen 1/1 (1792), S. 45–58.

- Oekonomisches Reallexicon, worinn alles was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen der bewährtesten Oekonomen unsrer Zeit zu wissen nöthig ist in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtet und mit eigenen Zusätzen begleitet wird, 4 Bde., Leipzig 1795–99.
- Die Hausmutter im Küchen- und Kräutergarten, oder gründliche Anleitung zur richtigen Behandlung aller in der Haushaltung nöthigen Gemüse, Gewürz- und medicinischer Kräuter, bei ihrem Anbau, Einsammlung und Einkauf, Leipzig 1803.
- Grosser, Martin: Anleitung zu der Landwirtschaft / Thumbshirn, Abraham: Oeconomia. Zwei frühe deutsche Landwirtschaftsschriften, hrsg. von Gertrud Schröder-Lembke, Stuttgart 1965.
- Güntz, Max: Handbuch der landwirtschaftlichen Litteratur, Bd. 2: Bis zur Gegenwart, Leipzig 1897.
- Hannoversches Magazin, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, so die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind, Jg. 1–28, Hannover 1763–1790.
- Humpert, Magdalene, Bibliographie der Kameralwissenschaften, Köln 1937.
- Ibsen, Hendrik: Ein Puppenheim. Stück, Vorarbeiten, Materialien. Herausgegeben und übersetzt von Angelika Gundlach, Frankfurt am Main 1979.
- Krünitz, Johann Georg: Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, 242 Bde., 1773–1858, digitale Version: www.kruenitz1.uni-trier.de.
- Kübler, Maria Susanna: Die Hausmutter. Ein wirthschaftliches Hülfsbuch für Frauen und Mädchen der mittleren Stände. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von den Nahrungsmitteln und einem Kochbuch für die bürgerliche Küche, St. Gallen 1857.
- Levin, Ira: The Stepford Wives, New York 1972.
- Loofft, Marcus: Niedersächsisches Kochbuch, Altona/Lübeck ³1758.
- Zweytes Niedersächsisches Kochbuch oder Bemerkungen und Zusätze zu Marcus Loofts Niedersächsischem Kochbuche, Göttingen 1786 [Faksimile Nachdruck, Rostock 1987].
- Luther, Martin: Der Kleine Katechismus, Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe, Weimar 2001.
- Massacrier, Jacques: Handbuch für Lebenskünstler, Bern 1974.
- Morgenstern, Samuel: Unterricht für Hebammen, Magdeburg 1779.
- Moser, Karl von: Von ökonomischen Gesellschaften, insbesondere der Fürstlich Baadischen zu Karlsruhe und denen in den Oesterreichischen Erblanden, in: Patriotisches Archiv für Deutschland, Bd. 3, 1785, S. 507–526.
- Müller, Johann Traugott M.: Einleitung in die Oekonomische und Physikalische Bücherkunde und in die damit verbundenen Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten, 2 Bde., Leipzig 1780–1784.
- Dr. Oetker-Schulkochbuch, Bielefeld 1960 [Nachdruck 2006].
- Rickert, Marie: Der Landhaushalt. Lehr- und Handbuch für die Hausfrau und Landfrau, für landwirtschaftliche Schulen und Lehrlinge, Hamburg/Berlin ⁸1959.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 3: Die Familie, Stuttgart/Augsburg 1855.
- Wanderbuch, Stuttgart 1869.
- Rochow, Friedrich Eberhard von: Der Kinderfreund. Ein Lesebuch, Brandenburg/Leipzig 1776.
- Ueber die Schwierigkeit, solche Ökonomische Versuche zu machen, die, als richtige Erfahrungen, allgemeine Verhaltensregeln geben, in: Annalen 1/2 (1793), S. 60–71.
- Ueber Frondienste, in: Annalen 3/1 (1798), S. 131–137.
- Nachricht von dem Erfolge der Aufhebung der Spanndienste in Crane und Gettin, in: Annalen 3/2 (1798), S. 29–34.
- Der Landmann und seine Industrie, in: Annalen 3/3 (1800), S. 84–87.
- Schellhammer, Maria Sophia: Das Brandenburgische Koch-Buch, Oder: Die wohl-unterwiesene Köchinn [...], Berlin: Johann Andreas Rüdiger ⁵1723 [1692] [Faksimile Nachdruck Rostock 1984].
- Prediger Schröder zu Böse: Wie ist den Knechten auf dem Lande eine Ehrensache daraus zu machen, daß sie sich in den Winterabenden mit Spinnen beschäftigen?, in: Annalen 3/5 (1801), S. 104–116.
- Seymour, John: Das große Buch vom Leben auf dem Lande. Ein praktisches Handbuch für Realisten und Träumer, Ravensburg 1978.
- Kriegsrat Steffek: Versuch, die Kartoffeln statt Seife zur Reinigung der Zeuge zu brauchen, in: Annalen 3/1 (1797), S. 97–100.
- Weber, Friedrich Benedict: Handbuch der ökonomischen Literatur; oder Systematische Anleitung zur Kenntniß der deutschen ökonomischen Schriften, die sowohl die gesammte Land- und Hauswirthschaft, als die mit derselben verbundenen Hülf- und Nebengewissenschaften angehen; mit Angabe ihres

- Ladenpreises und Bemerkung ihres Werthes, Bd. 2: Enthält die Literatur der Viehzucht, der ökonomischen Mineralogie, der ökonomischen Technologie, und der Landhaushaltungskunst, Berlin 1803.
- Wittenbergisches Wochenblatte zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes, Jg. 1–25, Wittenberg 1768–1792.
- Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, Halle/Leipzig 1731–1754, digitale Version: www.zedler-lexikon.de.

Sekundärliteratur

- Abel, Wilhelm: Preis-, Lohn- und Agrargeschichte, in: Heinz Haushofer, Willi A. Boelcke (Hrsg.): Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz, Frankfurt am Main 1967, S. 67–79.
- Algazi, Gadi: Otto Brunner – ‚Konkrete Ordnung‘ und Sprache der Zeit, in: Peter Schöttler (Hrsg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. 1918–1945, Frankfurt am Main 1997, S. 166–203.
- Andressen, Michael B.: Barocke Tafelfreuden. Tischkultur an Europas Höfen, Niedernhausen 2001.
- Andritzky, Michael: Einleitung, in: Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, Gießen 1992, S. 8–16.
- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1984.
- Barlösius, Eva: Köchin und Koch. Familial-häusliche Essenszubereitung und berufliches Kochen, in: Trude Ehlert (Hrsg.): Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, Wiesbaden 1997, S. 207–218.
- Barlösius, Eva: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Weinheim/München 2011.
- Bauer, Elke / Helmut Berthold (Hrsg.): ‚Thue ein Häferl Wein...‘ – Das Kochbuch der Eva König. Rezepte von Lessings Frau, Göttingen 2013.
- Bauer, Gudrun: Die Entwicklung der Vorratshaltung auf dem Land, Zweckverband Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren, Kronburg-Illerbeuren 1991.
- Bayerl, Günther: ‚Und zweitens können auch Mannspersonen, wenn sie nichts anderes zu thun haben, diesen Theil des Waschgeschäfts besorgen.‘ Waschen in der Frühen Neuzeit und die Innovation der Waschmaschine, in: Uwe Bestmann (Hrsg.): Hochfinanz, Wirtschaftsräume, Innovationen. Festschrift für Wolfgang von Stromer, Trier 1987, S. 1063–1097.
- Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht, Reinbek bei Hamburg, 1968.
- Becker-Cantarino, Barbara: Vom ‚Ganzen Haus‘ zur Familienidylle. Haushalt als Mikrokosmos in der Literatur der frühen Neuzeit und seine spätere Sentimentalisierung, in: Gerhild Scholz Williams, Lynne Tatlock (Hrsg.): Literatur und Kosmos. Innen- und Außenwelten in der deutschen Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts (Daphnis 15, Heft 2/3), Amsterdam 1986, S. 509–533.
- Berdahl, Robert M.: Preußischer Adel. Paternalismus als Herrschaftssystem, in: Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft, Bd. 6: Preußen im Rückblick, 1980, S. 123–145.
- Bergson, Henri: Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen [1900], Hamburg 2011.
- Berner, Esther: Erziehungsliteratur für das Volk: zwischen Erbsündenlehre und Perfektibilitätsglauben, in: Claudia Gerdenitsch, Johanna Hopfner (Hrsg.): Erziehung und Bildung in ländlichen Regionen – Rural Education, Frankfurt am Main u.a. 2011, S. 15–36.
- Birk, Jürgen: Von Heinzelmännchen und Küchenfeen. ‚Sagenhafte Helfer im Haushalt‘, in: ‚Und eh‘ die Hausfrau es gedacht...? Kleine Helfer im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des Westfälischen Museumsamtes, Münster 2002, S. 20–29.
- Blickle, Peter: Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München 2008.
- Bock, Gisela / Barbara Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118–199.
- Böning, Holger / Siegert, Reinhart: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1: Holger Böning: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780, Stuttgart/Bad Cannstatt 1990.
- Bilder vom Lesen – Bilder für Leser in Volksaufklärung und Publizistik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, in: Hanno Schmitt, Jörg-W. Link, Frank Tosch (Hrsg.): Bilder als Quellen der Erziehungsgeschichte, Bad Heilbronn 1997, S. 91–121.

- Aufklärung auch für das *Volk*? Buchhandel, Verleger und Autoren des 18. Jahrhunderts entdecken den *gemeinen Leser*, Oldenburg 1998.
- Populäraufklärung – Volksaufklärung, in: Richard van Dülmen, Sina Rauschenbach (Hrsg.): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, Köln 2004, S. 563–586.
- / Schmitt, Hanno / Siegert, Reinhard (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007.
- Entgrenzte Aufklärung – Die Entwicklung der Volksaufklärung von der ökonomischen Reform zur Emanzipationsbewegung, in: ders., Hanno Schmitt, Reinhard Siegert (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 13–50.
- / Siegert, Reinhard: Volksaufklärung. Ueber das Lesen der ökonomischen Schriften und andere Texte vom Höhepunkt der Volksaufklärung (1781–1800), Bremen 2010.
- Borscheid, Peter: Der Einzug der Wissenschaften ins Private. Analysen und Texte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, Frankfurt am Main/New York 1996.
- Brakensiek, Stefan: Agrarreform und ländliche Gesellschaft. Die Privatisierung der Marken in Nordwestdeutschland 1750–1850, Paderborn 1991.
- Brevern, Jan von: Blicke von Nirgendwo. Geologie in Bildern bei Ruskin, Viollet-Le-Duc und Civiale, München 2012.
- Brewer, John: Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die moderne Konsumgeschichte lernen?, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka (Hrsg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt am Main/New York 1997, S. 51–74.
- Brockmann, Johanna-Luise: Ammentätigkeit in Deutschland (1750–1925). Problemskizze zu einem vernachlässigten Thema der Sozialgeschichte, in: Zeitschrift für Pädagogik 28/5 (1982), S. 695–714.
- Brüning, Hermann: Geschichte der Methodik der künstlichen Säuglingsernährung, nach medizin-, kultur- und kunstgeschichtlichen Studien, Stuttgart 1908.
- Cöppicus-Wex, Bärbel: Der Verlust der Alternative. Zur Disqualifizierung weiblicher Bildungsideale im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts am Beispiel zweier Ausgaben des *Nutzbaren, galanten und curiösen Frauenzimmer-Lexicons*, in: Claudia Opitz, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hrsg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster/New York/München/Berlin 2000, S. 271–286.
- Därmann, Iris: Vom antiken Sklavendienst zur modernen Dienstleistungsgesellschaft. Paulinische Bausteine für eine genealogische Skizze, in: Lorenz Engell, Bernhard Siegert, Joseph Vogl (Hrsg.): Archiv für Mediengeschichte. Agenten und Agenturen, Weimar 2008, S. 23–38.
- Kulturtheorien zur Einführung, Hamburg 2011.
- Dallapiazza, Michael: Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen, in: Ehlert, Trude (Hrsg.): Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, Wiesbaden 1997, S. 167–180.
- Damlos-Kinzel, Christiane: Von der Ökonomik zur politischen Ökonomie. Ökonomischer Diskurs und dramatische Praxis in England vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Würzburg 2003.
- Dann, Otto (Hrsg.): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981.
- Darnstädt, Thomas: Geburt des BGB. Von Bienenvölkern und Beschneidungen, in: Spiegel Online, www.spiegel.de/einestages/die-geschichte-des-bgb-a-951164.html [Aufruf 20.09.2016].
- Deneke, Bernward: Anleitungsliteratur für Handwerker, in: Wolfgang Brückner, Peter Blickle, Dieter Breuer (Hrsg.): Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland, Teil 2, Wiesbaden 1985, S. 817–835.
- Diederich, Silke: Römische Agrarhandbücher zwischen Fachwissenschaft, Literatur und Ideologie, Berlin/New York 2007.
- Donath, Orna: #regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen, München 2016.
- Dose, Hanna: Die Geschichte des Kochbuchs. Das Kochbuch als geschichtliche Quelle, in: Beruf der Jungfrau. Henriette Davidis und Bürgerliches Frauenverständnis im 19. Jahrhundert, Ausstellungskatalog, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund, Oberhausen 1988, S. 51–70.
- Duden, Barbara: Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Kursbuch 47: Frauen, März 1977, S. 125–140.
- Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick, in: Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik, Heft Nr. 30, Dezember 2009: Care-Ökonomie. Neue Landschaften von feministischen Analysen und Debatten, S. 16–36.
- Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland, Frankfurt am Main 1986.

- Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 1: Das Haus und seine Menschen, München 1990.
- Dürr, Renate: Von der Ausbildung zur Bildung. Erziehung zur Ehefrau und Hausmutter in der Frühen Neuzeit, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz, (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 189–206.
- Herrschaft und Ordnung. Zum Stellenwert normativer Literatur für sozialhistorische Forschungen, in: Heide Wunder, Gisela Engel (Hrsg.): Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit, Königstein 1998, S. 337–347.
- Dunning, Eric / Elias, Norbert: Volkstümliche Fußballspiele im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen England, in: dies.: Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie, Münster o.J., S. 85–104.
- Egmond, Florike: Names of Naturalia in the Early Modern Period. Between the Vernacular and Latin, Identification and Classification, in: Sven Dupré, Harold Cook (Hrsg.): Translating Knowledge in the Early Modern Low Countries, Zürich 2012, S. 131–161.
- Ehlert, Trude: Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland, in: Alois Wierlacher (Hrsg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993, S. 319–341.
- Die Rolle von ‚Hausherr‘ und ‚Hausfrau‘ in der spätmittelalterlichen volkssprachlichen Ökonomik, in: dies. (Hrsg.): Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, Wiesbaden 1997, S. 154–166.
- Eibach, Joachim: Das offene Haus, in: Zeitschrift für Historische Forschung 38/4 (2011), S. 621–664.
- Eichler, Helga: Die Märkische Ökonomische Gesellschaft zu Potsdam um 1800, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 3, 1993, S. 193–227.
- Pädagogische Bestrebungen in der Märkischen Ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam um 1795, in: Peter-Michael Hahn, Kristina Hübener, Julius H. Schoeps (Hrsg.): Potsdam. Märkische Kleinstadt – europäische Residenz. Reminiszenzen einer tausendjährigen Geschichte, Potsdam 1995, S. 195–205.
- Eisenbach, Ulrich: Zuchthäuser, Armenanstalten und Waisenhäuser in Nassau. Fürsorgewesen und Arbeitserziehung vom 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Wiesbaden 1994.
- Elias, Norbert: Der Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt am Main ¹³1988.
- Die höfische Gesellschaft, Frankfurt am Main ⁷1994.
- Elixhauser, Ursula / Krajicek, Helmut: Kochen und Konservieren. Begleitheft zur Ausstellung im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten, Großweil 1992.
- Enders, Lieselott: Die Landgemeinde in Brandenburg. Grundzüge ihrer Funktion und Wirkungsweise vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 129 (1993), S. 195–256.
- Bürde und Würde. Sozialstatus und Selbstverständnis frühneuzeitlicher Frauen in der Mark Brandenburg, in: Heide Wunder, Christina Vanja (Hrsg.): Weiber, Menscher, Frauenzimmer. Frauen in der ländlichen Gesellschaft 1500–1800, Göttingen 1996, S. 123–153.
- Bäuerliche Arbeitswelt zwischen Unumgänglichkeit und Selbstbestimmung, in: Silke Lesemann, Axel Lubinski (Hrsg.): Ländliche Ökonomien. Arbeit und Gesellung in der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft, Berlin 2007, S. 19–45.
- Engelsing, Rolf: Das häusliche Personal in der Epoche der Industrialisierung, in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft 20/1 (1969), S. 84–121.
- Probleme der Lebenshaltung in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 126 (1970), S. 290–308.
- Fabian, Ursula: Notizen zu Kochbuchillustrationen, in: Die Buchillustration im 18. Jahrhundert, hrsg. von der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster, Heidelberg 1980, S. 335–357.
- Finzsch, Norbert, Weibliche Genitalverstümmelung, western style, in: Geschichte der Gegenwart, <http://geschichtedergegenwart.ch/weibliche-genitalverstuemmung/> [Aufruf 25.04.2016].
- Flandrin, Jean-Louis: Familien. Soziologie – Ökonomie – Sexualität, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1978.
- Der gute Geschmack und die soziale Hierarchie, in: Philippe Ariès, Georges Duby (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, Frankfurt am Main 1994, S. 268–311.
- Flügel, Axel: Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen (1680–1844), Göttingen 2000.
- Föllinger, Sabine: Frau und Techne: Xenophons Modell einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in: Barbara Feichtinger, Gregor Wöhrle (Hrsg.), Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Möglichkeiten und Grenzen (Iphis. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Gender-Forschung), Trier 2002, S. 49–63.
- Sokrates als Ökonom? Eine Analyse der didaktischen Gestaltung von Xenophons ‚Oikonomikos‘, in: Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft. Neue Folge 30 (2006), S. 5–23.

- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen, Frankfurt am Main 1977.
- Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2, Frankfurt am Main 1989.
- Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3, Frankfurt am Main 1989.
- Frey, Manuel: Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760–1860, Göttingen 1997.
- Frühsorge, Gotthardt: Die Einheit aller Geschäfte. Tradition und Veränderung des ‚Hausmutter‘-Bildes in der deutschen Ökonomieliteratur des 18. Jahrhunderts, in: Günter Schulz (Hrsg.): Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3, Wolfenbüttel 1976, S. 137–157.
- Galbraith, John Kenneth: Wirtschaft für Staat und Gesellschaft, München 1974.
- Gentner, Carin: Haelbohm, Roster und Pasteydenreddecken. Zum Küchengerät des 17. Jahrhunderts in Westfalen, in: ‚Und eh‘ die Hausfrau es gedacht...? Kleine Helfer im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des Westfälischen Museumsamtes, Münster 2002, S. 8–19.
- Gessinger, Joachim: Sprache und Denken auf dem platten Land, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens, Berlin 2001, S. 160–165.
- Ghanbari, Nacim: Erziehung zur Natur, oder: Wie heiratet man eine Magd?, in: Albrecht Koschorke, dies., Eva Eßlinger, Sebastian Sustek, Michael Thomas Taylor: Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution, Konstanz 2010, S. 173–312.
- Das Haus. Eine deutsche Literaturgeschichte 1850–1926, Berlin 2011.
- Geschmackssache. Kochbücher aus dem Museum für Volkskunde, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Sabine Verk, Berlin 1995.
- Gestrich, Andreas: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.
- Giesecke, Michael: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor in Sprach- und Begriffsgeschichte, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1979, S. 262–302.
- ‚Volkssprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘ im Spätmittelalter – am Beispiel der Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hrsg.): Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters, Heidelberg 1980, S. 39–67.
- Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 51/52 (1983), S. 167–184.
- Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt am Main 1991.
- Gleixner, Ulrike: Die ‚Gute‘ und die ‚Böse‘. Hebammen als Amtsfrauen auf dem Land (Altmark/ Brandenburg, 18. Jahrhundert), in: Heide Wunder, Christina Vanja (Hrsg.): Weiber, Menscher, Frauenzimmer. Frauen in der ländlichen Gesellschaft 1500–1800, Göttingen 1996, S. 96–122.
- Gleixner, Ulrike: Sexualisierung der Geschlechterverhältnisse? Zum Unzuchtsdiskurs in der Frühen Neuzeit, in: Heide Wunder, Gisela Engel (Hrsg.): Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit, Königstein 1998, S. 358–367.
- Gosmann, Ulla: ‚So viel Unheil quillet aus dem schmutzigen Unterrocke!‘ Ratschläge zur Körper- und Schönheitsspflege im ‚hygienischen‘ 19. Jahrhundert, in: Regina Löneke, Ira Spieker (Hrsg.): Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte. Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten, Göttingen 1996, S. 87–112.
- Goody, Jack / Gough, Kathleen / Watt, Ian: Entstehung und Folgen der Schriftkultur, Frankfurt am Main 1991.
- Graeber, David: Debt. The First 5,000 Years, New York 2011.
- Gray, Marion W.: Prescriptions for productive female domesticity in a transitional era. Germany’s Hausmütterliteratur, 1780–1840, in: History of European Ideas, Vol. 8, No. 3/4, 1987, S. 413–426.
- Kameralismus. Die säkuläre [sic] Ökonomie und die getrennten Geschlechtersphären, in: WerkstattGeschichte 19 (1998), S. 41–57.
- Productive Men, Reproductive Women. The Agrarian Household and the Emergence of Separate Spheres during the German Enlightenment, New York/Oxford 2000.
- Enlightenment Vocabulary and Female Difference. Two Women Writer’s Search for Inclusive Language, in: ders., Ulrike Gleixner (Hrsg.): Gender in Transition. Discourse and Practice in German-Speaking Europe, 1750–1830, Ann Arbor, 2006, S. 246–261.
- Ökologie, Gesellung und Herrschaft im königlichen Vorwerksdorf Schlalach in den 1760er Jahren, in: Silke Lesemann, Axel Lubinski (Hrsg.): Ländliche Ökonomien. Arbeit und Gesellung in der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft, Berlin 2007, S. 125–148.
- Groeblner, Valentin: Außer Haus. Otto Brunner und die ‚alteuropäische Ökonomik‘, in: GWU 46 (1995), S. 69–80.

- Mobile Werte, informelle Ökonomie. Zur ‚Kultur der Armut‘ in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Michael Borgolte, Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): *Armut im Mittelalter*, Ostfildern 2004, S. 165–188.
- Gruenter, Rainer: Hinweise, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 57 (1963), S. 218–226.
- Nachtrag zur Hausmutter, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 61 (1967), S. 155–162.
- Häusler, Beatrix: Von der Hausmutter zur Mutter. Geschlechtermodelle in der Hausväterliteratur Christian Friedrich Germershausens, in: *LA MAMMA! Beiträge zur sozialen Institution Mutterschaft*, herausgegeben von: Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, Köln 1989, S. 27–35.
- Hagner, Michael: *Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls. Erziehung, Sexualität und Medien um 1900*, Berlin 2010.
- Hahn, Philip: *Das Haus im Buch. Konzeption, Publikationsgeschichte und Leserschaft der ‚Oeconomia‘* Johann Colers, Epfendorf 2013.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwebs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- / Krell, Gertraude (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München/Mering 1993.
- Hauser, Andrea: *Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen 1994.
- Haushofer, Heinz: Germershausen, Christian Friedrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 6 (1964), S. 311.
- Das kaiserliche Pflügen, in: ders., Willi A. Boelcke, (Hrsg.): *Wege und Forschungen der Agrargeschichte*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz, Frankfurt am Main 1967, S. 171–180.
- Heilmeyer, Marina: Welche Legenden vom König und der Kartoffel erzählen, in: *König und Kartoffel. Friedrich der Große und die preußischen ‚Tartuffoli‘*, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Antonia Humm, Marina Heilmeyer und Kurt Winkler, Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte, Berlin 2012, S. 25–31.
- Helmstetter, Rudolf: Popularisierungen. Wissen für Frauen zwischen ‚Fortpflanzungszwecken und Schönheitsidealen‘, in: Renate Lachmann, Stefan Rieger (Hrsg.): *Text und Wissen. Technologische und anthropologische Aspekte*, Tübingen 2003, S. 181–195.
- Henkhaus, Uwe: *Das Treibhaus der Unsittlichkeit. Lieder, Bilder und Geschichte(n) aus der hessischen Spinnstube*, Marburg 1991.
- Herrmann, Moritz: Die goldene Frucht Ostindiens. Eine Warengeschichte der Muskatnuss, in: *Skriptum* 2/1 (2012), urn:nbn:de:0289-2012050335, [Aufruf 06.09.2016].
- Herrmann, Ulrich: Die Pädagogik der Philanthropen, in: Hans Scheuerl (Hrsg.): *Klassiker der Pädagogik*, Bd. 1: Von Erasmus von Rotterdam bis Herbert Spencer, München 1991, S. 135–158.
- Hirschfelder, Gunther: *Europäische Esskultur. Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute*, Frankfurt am Main/New York 2005.
- Hörauf-Erfle, Ulrike: *Wesen und Rolle der Frau in der moralisch-didaktischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*, Frankfurt am Main u.a. 1991.
- Hoffmann, Alfred: Die Illustration von Gartenbüchern des 18. Jahrhunderts, in: *Die Buchillustration im 18. Jahrhundert*, herausgegeben von der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster, Heidelberg 1980, S. 297–309.
- Hoffmann, Julius: Die ‚Hausväterliteratur‘ und die ‚Predigten über den christlichen Hausstand‘. Lehre vom Hause und Bildung für das häusliche Leben im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Weinheim/Berlin 1959.
- Hofmeister, Sabine / Mazur, Sigrid (Hrsg.): *Kraft unserer Natur... Haushalt, Frauenarbeit, Ökologie. Dokumentation einer Veranstaltungsreihe des Bezirksamtes Steglitz von Berlin in Zusammenarbeit zwischen Frauenbeauftragter und Umweltamt*, Berlin 1991.
- Honegger, Claudia: Überlegungen zur Medikalisierung des weiblichen Körpers, in: Arthur E. Imhof (Hrsg.): *Leib und Leben in der Geschichte der Neuzeit*, Berlin 1983, S. 203–213.
- Jäckel, Michael / Christoph Kochhan: Notwendigkeit und Luxus. Ein Beitrag zur Geschichte des Konsums, in: Doris Rosenkranz, Norbert F. Schneider (Hrsg.): *Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*, Opladen 2000, S. 73–93.
- Jütte, Robert: Zwischen Ständestaat und Austrofascismus. Der Beitrag O. Brunners zur Geschichtsschreibung, in: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte* 13 (1984), S. 337–362.
- Kaak, Heinrich: Vermittelte, selbsttätige und maternale Herrschaft. Formen gutherrlicher Durchsetzung, Behauptung und Gestaltung in Quilitz-Friedland (Lebus/Oberbarnim) im 18. Jahrhundert, in: Jan Peters (Hrsg.): *Konflikt und Kontrolle in Gutsherrschaftsgesellschaften. Über Resistenz- und Herrschaftsverhalten in ländlichen Sozialgebilden der Frühen Neuzeit*, Göttingen 1995, S. 54–117.

- Kammeier-Bebel, Andrea: Frauenbildung im Kaufmannsmilieu spätmittelalterlicher Städte, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 78–90.
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike: Imaginäre Modelle der Vergangenheit. Gesellschaftliche und kulinarische Fiktionen in Kochbüchern der Vergangenheit und Gegenwart, in: Lothar Kolmar, Christian Rohr, (Hrsg.): Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 227–244.
- Karafyllis, Nicole C.: Putzen als Passion. Ein philosophischer Universalreiniger für klare Verhältnisse, Berlin 2013.
- Kaschuba, Wolfgang: ‚Deutsche Sauberkeit‘ – Zivilisierung der Körper und der Köpfe. Nachwort, in: Georges Vigarello: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt am Main/New York 1992, S. 292–326.
- Keil, Gundolf: Der Hausvater als Arzt, in: Trude Ehlert (Hrsg.): Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, Wiesbaden 1997, S. 219–243.
- Knap, Isabelle: Die Anfänge ‚wissenschaftlicher‘ Forstlehre am Beispiel des *Allgemeinen oekonomischen Forst-Magazins* (1763–1769), in: Popplow, Landschaften agrarisch-ökonomischen Wissens. Strategien innovativer Ressourcennutzung in Zeitschriften und Sozietäten des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2010, S. 61–78.
- König und Kartoffel. Friedrich der Große und die preußischen ‚Tartuffoli‘, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Antonia Humm, Marina Heilmeyer und Kurt Winkler, Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte, Berlin 2012.
- Kohfeld, Christian: Die gemeinnützig-ökonomische Aufklärung als Wegbereiterin für die Volksaufklärung, in: Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhard Siegert (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 127–139.
- Korte, Petra: Die Mutter bei Rochow und Pestalozzi, in: Hanno Schmitt, Rebekka Horlacher, Daniel Tröhler (Hrsg.): Pädagogische Volksaufklärung im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext: Rochow und Pestalozzi im Vergleich, Bern/Stuttgart/Wien 2007, S. 76–91.
- Koselleck, Reinhart: Die Auflösung des Hauses als ständischer Herrschaftseinheit. Anmerkungen zum Rechtswandel von Haus, Familie und Gesinde in Preußen zwischen der Französischen Revolution und 1848, in: ders.: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt am Main 2010, S. 465–485.
- Krämer, Sybille: Textualität, Visualität und Episteme. Über ihren Zusammenhang in der frühen Neuzeit, in: Renate Lachmann, Stefan Rieger (Hrsg.): Text und Wissen. Technologische und anthropologische Aspekte, Tübingen 2003, S. 17–27.
- Krüsselberg, Hans-Günther: Die Fabel von der Unproduktivität der Arbeit im Familienhaushalt. Ein dogmenhistorischer Irrläufer, in: Uta Meier (Hrsg.): Vom Oikos zum Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Lebensführung. Frankfurt am Main/New York 1997, S. 85–100.
- Krug-Richter, Barbara: Agrargeschichte der frühen Neuzeit in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. Anmerkungen zu einem Forschungsdesiderat, in: Werner Troßbach, Clemens Zimmermann: Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven, Stuttgart 1998, S. 33–55.
- Kruse, Ulrike: Die fleißige und nützliche Biene, in: dies., Maren Ermisch, Urte Stobbe (Hrsg.): Ökologische Transformationen und literarische Repräsentationen, Göttingen 2010, S. 59–95.
- Kuhn, Thomas K.: Praktische Religion. Der vernünftige Dorfpfarrer als Volksaufklärer, in: Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhard Siegert (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 89–108.
- Kurth, Silke: Wasser, Stein und Automaten. Die Grotten von Pratolino oder der Fürst als Demiurg, in: Eva Johach, Jasmin Mersmann, Evke Rulffes (Hrsg.): ilinx. Mimesen 2 (2001), S. 21–46.
- Labouvie, Eva: Frauenberuf ohne Vorbildung? Hebammen in den Städten und auf dem Land, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 218–233.
- Ladewig, Rebekka: Schwindel. Eine Epistemologie der Orientierung, Tübingen 2016.
- Landweer, Hilge: Das normative Verhaltensmuster ‚Mutterliebe‘, in: LA MAMMA! Beiträge zur sozialen Institution Mutterschaft, herausgegeben von: Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, Köln 1989, S. 11–26.
- Langthaler, Ernst: Natur statt Kultur? Geoff Cunfers Agrar- und Umweltgeschichte der Great Plains, in: Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 3 (2006), S. 242–250.

- Laqueur, Thomas: *Orgasm, Generation, and the Politics of Reproductive Biology*, in: ders., Catherine Gallagher (Hrsg.): *The Making of the Modern Body. Sexuality and Society in the Nineteenth Century*, Berkeley/Los Angeles 1987, S. 1–41.
- *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge Mass./London 1990.
- *Die einsame Lust. Eine Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung*, Berlin 2008.
- Lemma, Manfred: Nachwort, in: *Amaranthes: Frauenzimmerlexikon*, Nachdruck: Frankfurt am Main 1980, S. 1–33.
- *Haushalt und Familie aus der Sicht der Hausväterliteratur*, in: Trude Ehlert (Hrsg.): *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit*, Wiesbaden 1997, S. 181–191.
- Leong, Elaine: *Collecting Knowledge for the Family. Recipes, Gender and Practical Knowledge in the Early Modern English Household*, in: *Centaurus* 55 (2013), S. 81–103.
- Lesemann, Silke: ‚dass eine gelehrte frau keine wirtinn sey‘. Zur Bildung und Sozialisation landadeliger Frauen im 18. Jahrhundert, in: Claudia Opitz, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hrsg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster/New York/München/Berlin 2000, S. 249–270.
- *Das ‚virtuelle‘ adelige Dorf. Freundschaft und Geselligkeit im altmärkischen Adel um 1800*, in: dies., Axel Lubinski (Hrsg.): *Ländliche Ökonomien. Arbeit und Gesellung in der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft*, Berlin 2007, S. 179–198.
- Lindemann-Stark, Anke / Schmitt, Hanno: Neue Forschungsbefunde zur Biographie Friedrich Eberhard von Rochows, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): *Neue Ergebnisse der Rochow-Forschung*, Berlin 2009, S. 14–23.
- Lindner, Kurt: *Das Hausbuch des Johann Coler. Druckgeschichte und Bibliographie*, in: Elisabeth Geck, Guido Pressler (Hrsg.): *Festschrift für Claus Nissen zum siebenzigsten Geburtstag 2. September 1971*, Wiesbaden 1973, S. 503–564.
- Lohhaus, Stefanie / Scholz, Tobias: *Papa kann auch stillen. Wie Paare Kind, Job und Abwasch unter einen Hut bekommen*, München 2015.
- Löwenich, Friedhelm: *Verstaatlichte Sittlichkeit. Die konservative Konstruktion der Lebenswelt in Wilhelm Heinrich Riehls ‚Naturgeschichte des Volkes‘*, Opladen 1992.
- Lubinski, Axel: *Bäuerliches Gesinde und landwirtschaftliche Lohnarbeit in einer Gutherrschaftsregion Mecklenburgs im 18. Jahrhundert*, in: ders., Silke Lesemann (Hrsg.): *Ländliche Ökonomien. Arbeit und Gesellung in der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft*, Berlin 2007, S. 107–124.
- Maasen, Sabine: „Es ist Ihre Entscheidung! Die Hypostasierung der Wahl in Ratgeberbüchern“, in: Friedrich Balke, Gregor Schwering, Urs Stäheli (Hrsg.): *Paradoxien der Entscheidung. Wahl/Selektion in Kunst, Literatur und Medien*, Bielefeld 2004, S. 213–241.
- Macho, Thomas: *Zur Ideengeschichte der Beratung. Versuch einer Einführung*, in: *Das Buch von Rat und Tat. Ein Lesebuch aus drei Jahrtausenden*, herausgegeben von Gerd Precht, München 1999, S. 16–31.
- *Befehlen. Kulturtechniken der sozialen Synchronisation*, in: ders., Christian Kassung (Hrsg.): *Kulturtechniken der Synchronisation*, München 2013, S. 57–74.
- Malsbenden, Petra: *Die rechtliche Stellung der Frau im ehelichen Güterrecht vom ALR zum BGB*, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1991.
- Mayer, Christine: *Mädchenerziehung in Rochows Pädagogik*, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): *Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens*, Berlin 2001, S. 138–144.
- Meerhoff, Jasmin: *Read Me! Eine Kultur- und Mediengeschichte der Bedienungsanleitung*, Bielefeld 2011.
- Mennell, Stephen: *Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main 1988.
- Messerli, Alfred: *Zur Geschichte der Medien des Rates*, in: Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin, Annika Wellmann (Hrsg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*, Berlin 2010, S. 30–57.
- Methler, Eckehard / Methler, Walter: *Henriette Davidis. Biographie – Bibliographie – Briefe*, Veröffentlichungen des Henriette-Davidis-Museum, Bd. 10, Wetter (Ruhr) 2001.
- Meyer, Sibylle: *Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit*, Frankfurt am Main/New York 1982.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth: *Die Fürstlichen Mahlzeiten der Revolutionäre oder wie das Menü in die gutbürgerliche Küche kam*, in: dies.: *Der Streit um den heißen Brei. Zu Ökologie und Geschlecht einer Kulturanthropologie der Ernährung*, Herbolzheim 2002, S. 41–61.
- Michel, Paul: *Ursachen von Missgeburten*, in: ders. (Hrsg.): *Spinnenfuß und Krötenbauch. Genese und Symbolik von Kompositwesen*, Zürich 2013, S. 227–236.

- Milch – Käse – Butter. Gestern Meierei – Heute Molkerei, Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum, Ausstellungskatalog, herausgegeben vom Braunschweigischen Landesmuseum in der Verbindung mit den Vereinigten Braunschweiger Molkereien, Braunschweig 1981.
- Mitterauer, Michael: Grundtypen europäischer Sozialformen. Haus und Gemeinde in vorindustriellen Gesellschaften, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979.
- Familie und Arbeitsorganisation in städtischen Gesellschaften des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.): Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt, Köln/Wien 1984, S. 1–36.
- / Reinhard Sieder: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München 1991.
- Montanari, Massimo: Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa, München 1993.
- Müller, Hans-Heinrich: Märkische Landwirtschaft vor den Agrarreformen von 1807. Entwicklungstendenzen des Ackerbaus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Veröffentlichungen des Bezirksheimatmuseums Potsdam, Heft 13, Potsdam 1967.
- Müller, Heidi: Hausväterliteratur, in: Geschmackssache. Kochbücher aus dem Museum für Volkskunde, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Sabine Verk, Berlin 1995, S. 8–10.
- Münch, Paul: Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung ‚bürgerlicher Tugenden‘, München 1984.
- Neugebauer, Wolfgang: Brandenburg im absolutistischen Staat. Das 17. und 18. Jahrhundert, in: Ingo Materna, Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Brandenburgische Geschichte, Berlin 1995, S. 291–394.
- Niedermeier, Michael: Die aufgeklärte ‚Hausmutter in allen ihren Geschäften‘. Die ökonomischen Wurzeln der Hausmütterliteratur und Aspekte ihres vormodernen Emanzipationspotentials, in: Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhard Siegert (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 367–389.
- Ohlsen, Birgit: Weibliche Praxis und ärztlicher Diskurs. Zur Geschichte der Menstruationshygiene, in: Regina Löneke, Ira Spieker (Hrsg.): Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte. Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten, Göttingen 1996, S. 236–257.
- Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben von Michael Andritzky, Gießen 1992.
- Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes, Opladen 1987.
- Opitz, Claudia: Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚ganzen Hauses‘, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S. 88–98.
- / Weckel, Ulrike / Kleinau, Elke (Hrsg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster/New York/München/Berlin 2000.
- Orland, Barbara: Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege, Reinbek bei Hamburg 1991.
- Peesch, Reinhard: Nachwort zur Neuausgabe 1984, in: Maria Sophia Schellhammer: Das Brandenburgische Koch-Buch, Oder: Die wohl-unterwiesene Köchinn [...], Berlin: Johann Andreas Rüdiger 1723 [Nachdruck Rostock 1984], S. 1–13.
- Pinkard, Susan: A Revolution in Taste. The Rise of French Cuisine, Cambridge (Mass.) 2009.
- Plaumann, Susanne: ‚Der maister sol auch kunden schreiben vn lesen‘. Das Feuerwerkbuch von 1420, in: Erst lesen – dann einschalten! Zur Geschichte der Gebrauchsanweisung, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben von Joachim Kallinich, Clemens Schwender, Museum für Post und Kommunikation Berlin 1997, S. 54–60.
- Popplow, Marcus: Die Ökonomische Aufklärung als Innovationskultur des 18. Jahrhunderts zur optimierten Nutzung natürlicher Ressourcen, in: ders. (Hrsg.): Landschaften agrarisch-ökonomischen Wissens. Strategien innovativer Ressourcennutzung in Zeitschriften und Sozietäten des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2010, S. 2–48.
- Von Bienen, Ochsenklauen und Beamten. Die Ökonomische Aufklärung in der Kurpfalz, in: ders. (Hrsg.): Landschaften agrarisch-ökonomischen Wissens. Strategien innovativer Ressourcennutzung in Zeitschriften und Sozietäten des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2010, S. 175–235.
- Radtko, Wolfgang: Gewerbe und Handel in der Kurmark Brandenburg 1740 bis 1806. Zur Interdependenz von kameralistischer Staatswirtschaft und Privatwirtschaft, Berlin 2003.
- Renda, Gerhard: Von der Herrin des Hauses zur Hausfrau, in: ‚Und eh‘ die Hausfrau es gedacht...? Kleine Helfer im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des Westfälischen Museumsamtes, Münster 2002, S. 50–59.

- Richarz, Irmintraut: *Oikos, Haus und Haushalt. Ursprung und Geschichte der Haushaltsökonomik*, Göttingen 1991.
- Die Wissenschaft von Oikos, Haus und Haushalt im Kontext sich verändernder Lebensbedingungen, in: Uta Meier (Hrsg.): *Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt: Strukturwandel privater Haushaltsführung*. Festschrift für Rosemarie von Schweitzer, Frankfurt am Main/New York 1997, S. 101–131.
- Das ökonomisch autarke ‚Ganze Haus‘ – eine Legende?, in: Trude Ehlert (Hrsg.): *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit*, Wiesbaden 1997, S. 269–279.
- *Oeconomia*. Lehren vom Haushalten und Geschlechterperspektiven, in: Heide Wunder, Gisela Engel (Hrsg.): *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*, Königstein 1998, S. 316–336.
- Riedel, Carl-Ludwig / Kroger, Manfred: *Unvollständige Geschichte der Milchwirtschaft und milchwirtschaftlichen Technologie*, herausgegeben von Milch und Kultur Rheinland und Westfalen, Köln 2004.
- Roper, Lyndal: *Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation*, Frankfurt am Main/New York 1995.
- Ruge-Schatz, Angelika: Von der Rezeptsammlung zum Kochbuch – einige sozialhistorische Überlegungen über Autoren und Benutzer, in: Irmgard Bitsch, Trude Ehlert, Xenja von Ertzdorff (Hrsg.): *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, Sigmaringen 1990, S. 217–226.
- Rumm-Kreuter, Doris: Heizquellen, Kochgeschirre, Zubereitungstechniken und Garergebnisse mittelalterlicher Köche, in: Irmgard Bitsch, Trude Ehlert, Xenja von Ertzdorff (Hrsg.): *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, Sigmaringen 1990, S. 227–244.
- Rutschky, Katharina: *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Frankfurt am Main/Berlin 1988.
- Sabean, David: *Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1990.
- Scheid, Eva: Heim und Technik in Amerika, in: *Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, Gießen 1992, S. 86–92.
- Schiller, René: *Vom Rittergut zum Großgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert*, Berlin 2003.
- Schlaffer, Heinz: Einleitung, in: Jack Goody, Kathleen Gough, Ian Watt: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt am Main 1991, S. 7–23.
- Schlegel-Matthies, Kirsten: *‚Im Haus und am Herd‘. Der Wandel des Hausfrauenbildes und der Hausarbeit 1880–1930*, Stuttgart 1995.
- Schlude, Ursula: Naturwissen und Schriftlichkeit. Warum eine Fürstin des 16. Jahrhunderts nicht auf den Mont Ventoux steigt und die Natur exakter begreift als die ‚philologischen‘ Landwirte, in: Sophie Ruppel, Aline Steinbrecher (Hrsg.): *‚Die Natur ist überall bey uns‘. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit*, Zürich 2009, S. 95–108.
- Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 327–345.
- Schmidlin, Heinrich: *Arbeit und Stellung der Frau in der Landgutswirtschaft der Hausväter*, Heidelberg 1941.
- Schmidt, Heinrich R.: Hausväter vor Gericht. Der Patriarchalismus als zweischneidiges Schwert, in: Martin Dinges (Hrsg.): *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998, S. 213–236.
- Schmidt-Voges, Inken: *Oíko-nomía – Wahrnehmung und Beherrschung der Umwelt im Spiegel adeliger Haushaltslehren im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Heike Düselder, Olga Weckenbrock, Siegrid Westphal (Hrsg.): *Adel und Umwelt. Horizonte adeliger Existenz in der Frühen Neuzeit*, Köln 2008, S. 403–429.
- Schmidt-Voges, Inken: Nachbarn im Haus. Grenzüberschreitungen und Friedewahrung in der ‚guten Nachbarschaft‘, in: Christine Roll (Hrsg.): *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Schriftenreihe Frühneuzeit-Impulse, Bd. 1, Köln 2010, S. 413–427.
- Schmitt, Hanno / Tosch, Frank (Hrsg.): *Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens*, Berlin 2001.
- / Horlacher, Rebekka / Tröhler, Daniel (Hrsg.): *Pädagogische Volksaufklärung im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext: Rochow und Pestalozzi im Vergleich*, Bern/Stuttgart/Wien 2007.
- / Goldbeck, Johanna / Prengel, Annedore: *Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter Frauen*, in: *Tugend, Treue, Eigenständigkeit: Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter*

- Frauen, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Annedore Pregel, Heide Barmeyer, Museum Schloss Reckahn 2010, S. 7–17.
- / Böning, Holger / Greiling, Werner / Siegert, Reinhart (Hrsg.): Die Entdeckung von Volk, Erziehung und Ökonomie im europäischen Netzwerk der Aufklärung, Bremen 2011.
- Schofield, Roger: Messung der Literalität im vorindustriellen England, in: Jack Goody (Hrsg.): Literalität in traditionellen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1981, S. 451–471.
- Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswechsel um 1800, Stuttgart 1993.
- Schörle, Eckhart: Die Verhöflichung des Lachens. Lachgeschichte im 18. Jahrhundert, Bielefeld 2007.
- Schorn-Schütte, Luise: ‚Gefährtin‘ und ‚Mitregentin‘. Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrfrau in der Frühen Neuzeit, in: Heide Wunder, Christina Vanja (Hrsg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit, Frankfurt am Main 1993, S. 109–153.
- Schröder-Lembke, Gertrud: Die Hausväterliteratur als agrargeschichtliche Quelle, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 1 (1953), S. 109–119.
- Einleitung, in: Martin Grosser: Anleitung zu der Landwirtschaft / Abraham Thumbshirn: Oeconomia. Zwei frühe deutsche Landwirtschaftsschriften, herausgegeben von ders., Stuttgart 1965, S. 1–12.
- Die Genesis des Colerschen Hausbuches und die Frage seines Quellenwertes, in: Heinz Haushofer, Willi A. Boelcke (Hrsg.): Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz, Frankfurt am Main 1967, S. 121–129.
- Protestantische Pastoren als Landwirtschaftsreformer, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 27/1 (1979), S. 94–104.
- Schubert, Ernst: Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt 2006.
- Schweitzer, Rosemarie von: Lehren vom Privathaushalt. Eine kleine Ideengeschichte, Frankfurt am Main/New York 1988.
- Seichter, Sabine: Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens, Weinheim/Basel 2014.
- Sennett, Richard: Handwerk, Berlin 2008.
- Siegert, Reinhart: Volksbildung im 18. Jahrhundert, in: Notker Hammerstein, Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 2, 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München 2005, S. 443–483.
- Einführung: Der Höhepunkt der Volksaufklärung 1781–1800 und die Zäsur durch die Französische Revolution, in: Holger Böning, Reinhart Siegert: Volksaufklärung. Ueber das Lesen der ökonomischen Schriften und andere Texte vom Höhepunkt der Volksaufklärung (1781–1800), Bremen 2010, S. 21–33.
- Sieglerschmidt, Jörn: Die virtuelle Landwirtschaft der Hausväterliteratur, in: Rolf Peter Sieferle, Helga Breuninger (Hrsg.): Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte, Frankfurt am Main/New York 1999, S. 223–254.
- Sippel, Ulrike: Von Kardätschen, Puderquasten und Papilloten. Das Göttinger Perückenmacherhandwerk im Dienst von Mode, Schönheit und Standesbewußtsein, in: Regina Löneke, Ira Spieker (Hrsg.): Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte. Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten, Göttingen 1996, S. 141–159.
- Straubel, Rolf: Das fridericianische Potsdam – eine wirtschaftlich prosperierende Stadt?, in: Peter-Michael Hahn, Kristina Hübener, Julius H. Schoeps (Hrsg.): Potsdam: märkische Kleinstadt – europäische Residenz. Reminiszenzen einer tausendjährigen Geschichte, Berlin 1995, S. 159–179.
- Strohmeier, Renate: Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und naturkundigen Frauen Europas. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, Thun/Frankfurt am Main 1998.
- Stühling, Carsten: Kranke Kühe. Seuchendeutung und Mensch-Nutztier-Beziehungen in Viehseuchenschriften des späten 18. Jahrhunderts, in: Sophie Ruppel, Aline Steinbrecher (Hrsg.): ‚Die Natur ist überall bey uns‘. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009, S. 143–155.
- Szász, Ildiko: Frauenchemie – Männerchemie? Aspekte geschlechtsspezifischer Wissensvermittlung in Frauenchemiebüchern des 17. bis 19. Jahrhunderts, in: Christoph Meinel, Monika Renneberg (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Bussum/Stuttgart 1996, S. 263–269.
- Tenorth, Heinz-Elmar: Methode, Ernst und Spiel – Rochow und der pädagogische Fortschritt, in: Hanno Schmitt, Frank Tosch (Hrsg.): Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens, Berlin 2001, S. 154–159.
- Theiß, Winfried: Schwank, Bamberg 1985.

- Toppe, Sabine: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 346–359.
- Polizey und Geschlecht. Der obrigkeitstaatliche Mutterschafts-Diskurs in der Aufklärung, Weinheim 1999.
- Tosch, Frank: Der Aufklärertypus Friedrich Eberhard von Rochow (1734–1805) und die *Märkische Ökonomische Gesellschaft zu Potsdam*, in: Marcus Poppow, Landschaften agrarisch-ökonomischen Wissens. Strategien innovativer Ressourcennutzung in Zeitschriften und Sozietäten des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2010, S. 155–173.
- Programm, Praxis und Personen der Märkischen Ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam um 1800, in: Hanno Schmitt, Holger Böning, Werner Greiling, Reinhart Siegert (Hrsg.): Die Entdeckung von Volk, Erziehung und Ökonomie im europäischen Netzwerk der Aufklärung, Bremen 2011, S. 305–332.
- Tränkle, Margret: Zur Geschichte des Herdes. Vom offenen Feuer zur Mikrowelle, in: Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben von Michael Andritzky, Gießen 1992, S. 37–52.
- Troßbach, Werner: Das ‚ganze Haus‘ – Basiskategorie für das Verständnis der ländlichen Gesellschaft deutscher Territorien in der Frühen Neuzeit?, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 129 (1993), S. 277–314.
- / Zimmermann, Clemens: Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven, Stuttgart 1998.
- Beharrung und Wandel ‚als Argument‘. Bauern in der Agrargesellschaft des 18. Jahrhunderts, in: ders., Clemens Zimmermann: Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven, Stuttgart 1998, S. 107–136.
- Tugend, Treue, Eigenständigkeit: Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter Frauen, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Annedore Prengel, Heide Barmeyer, Museum Schloss Reckahn 2010.
- Ulbricht, Otto: Englische Landwirtschaft in Kurhannover in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ansätze zu historischer Diffusionsforschung, Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 32, Berlin 1980.
- „Und eh’ die Hausfrau es gedacht...?“ Kleine Helfer im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des Westfälischen Museumsamtes, Münster 2002.
- Vigarell, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt am Main/New York 1992.
- Vinken, Barbara: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, München/Zürch 2001.
- Rabenmütter, in: Rabenmütter. Zwischen Kraft und Krise: Mütterbilder von 1900 bis heute, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, LENTOS Kunstmuseum, Linz 2015, S. 25–31.
- Waldeck und Pymont, Elisabeth zu: Die Rolle der Ziegenmilch in der Säuglingsernährung des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2000.
- Wang, Victor: Die Vereinheitlichung von Maß und Gewicht in Deutschland im 19. Jahrhundert. Analyse des metrologischen Wandels im Großherzogtum Baden und anderen deutschen Staaten 1806 bis 1871, St. Katharinen 2000.
- Warnke, Götz: Pfarrer als weltliche ‚Volkslehrer‘. Motive und praktische Projekte, in: Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhart Siegert (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 73–88.
- Weber, Max: Wirtschaftsgeschichte. Abriss der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, aus den nachgelassenen Vorlesungen, herausgegeben von S. Hellmann, M. Palyi, München/Leipzig 1923.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Oikos, das ganze Haus, in: Oikos. Von der Feuerstelle bis zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben von Michael Andritzky, Gießen 1992, S. 29–31.
- Weckel, Ulrike: Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 360–372.
- Weckel, Ulrike: Lehrerinnen weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 428–439.
- Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum, Tübingen 1998.

- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 1987.
- Weiser, Claudia: Pygmalion. Vom Künstler und Erzieher zum pathologischen Fall. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung, Frankfurt am Main 1998.
- Westphal, Siegrid: Von der Gelehrten zur Hausmutter. Aufklärung als geschlechtsspezifischer Bildungsprozess?, in: Inken Schmidt-Voges (Hrsg.): Ehe. Haus. Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 49–69.
- Weyrauch, Erdmann: Das Buch als Träger der frühneuzeitlichen Kommunikationsrevolution, in: Michael North (Hrsg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, Köln/Weimar/Wien 1995, S. 1–13.
- Wiedemann, Inga: Herrin im Hause. Durch Koch- und Haushaltsbücher zur bürgerlichen Hausfrau, (Reihe: Schnittpunkt Zivilisationsprozeß, herausgegeben von Gerburg Treusch-Dieter, Bd. 5) Pfaffenweiler 1993.
- Wiegmann, Günther: Der Wandel von Speisen- und Tischkultur im 18. Jahrhundert, in: ders., Ernst Hinrichs, (Hrsg.): Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts, Wolfenbüttel 1992, S. 149–161.
- Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Münster 2006 [1967].
- Wiemer, Hans-Ulrich: Die gute Ehefrau im Wandel der Zeiten: von Xenophon zu Plutarch, in: Hermes 133/4 (2005), S. 424–446.
- Wiesner-Hanks, Merry: Ausbildung in den Zünften, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 91–102.
- Wilson, Bee: Swindled. From Poisin Sweets to Counterfeit Coffee – The Dark History of the Food Cheats, London 2008.
- Winiwarter, Verena: Vom Glashaus zur Biosphere 2. Überlegungen zur totalen Kolonisierung von Natur, in: Andreas Dix, Ernst Langthaler (Hrsg.): Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes, Innsbruck 2006, S. 199–215.
- Wiswe, Hans: Kulturgeschichte der Kochkunst. Kochbücher und Rezepte aus zwei Jahrtausenden mit einem lexikalischen Anhang zur Fachsprache von Eva Hepp, München 1970.
- Wunder, Heide: ‚Er ist die Sonn‘, sie der Mond‘. Frauen in der frühen Neuzeit, München 1992.
- Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Ute Gerhard: Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 27–54.
- Zahrt, Susanne: Infantile Hämangiome. Therapieoptionen, Outcome und Vergleiche mit der Literatur, Gießen 2012.
- Ziegler, Heinz: Flüssigkeitsmaße, Fässer und Tonnen in Norddeutschland vom 14. bis 19. Jahrhundert, in: ders.: Studien zum Umgang mit Zahl, Maß und Gewicht in Nordeuropa seit dem Hohen Mittelalter, herausgegeben von Harald Witthöft, St. Katharinen 1997, S. 53–133.
- Ziehe, Irene: Ratgeber und Lehrkochbücher, in: Geschmackssache. Kochbücher aus dem Museum für Volkskunde, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Sabine Verk, Berlin 1995, S. 13–16.
- Zotter, Hans / Zotter, Heidi: Wohl bekomm‘! Alte Bücher übers Kochen und Essen, Ausstellungskatalog, Universitätsbibliothek Graz, Graz 1980.
- Das Haushaltsbuch, eine Erfolgsgeschichte. Vortrag anlässlich der Tagung der Kommission Buch- und Bibliotheksgeschichte der Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare am 2. Juni 2008: Küche, Haushalt, Garten. 2000 Jahre Koch- und Haushaltsbücher, Universitätsbibliothek Graz, online unter: <http://sosa2.uni-graz.at/sosa/druckschriften/dergedeckteTisch/pdf/ub-sosa-geschichte-des-haushaltsbuches.pdf> [Aufruf am 20.09.2016].
- Zupko, Ronald: Revolution in Measurement. Western European Weights and Measures Since the Age of Science, Philadelphia 1990.

Abbildungsnachweis

- 1 Titelblatt von Johann Coler: *Calendarium Perpetuum* und *Oeconomia oder Hausbuch* (1603), Digitalisat von googlebooks.
- 2 Titelblatt von Johann Joachim Becher: *Kluger Hauß-Vater / Verständige Hauß-Mutter* (1704), aus: Richarz, Oikos, S. 194.
- 3 François-Marie-Antoine Boizot: *Le Dauphin labourant* (1769), aus: Haushofer, Pflügen, Abb. 2, S. 176.
- 4 *Orangerie Schönbrunn* (um 1754), aus: Klaus Stritzke: *Orangierer*, Alnarp 1994, S. 8.
- 5 Falsche und richtige Arbeitshaltung, aus: Schlegel-Matthies, S. 179, 180, 182.
- 6 Barthel Behain: *Spinnstube* (um 1524), aus: Ehlert, Haushalt, S. 8.
- 7 Titelbild *Koch- und Herrentafel* (Ausschnitt), 17. Jahrhundert, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, aus: *Die anständige Lust. Von Esskultur und Tafelsitten*, Ausstellungskatalog, München 1993, S. 541.
- 8 Weiterentwicklung des Schreberschen Geradehalters durch Fürst, 2. Hälfte 19. Jahrhundert, aus: Rutschky, Schwarze Pädagogik, S. 434.
- 9 Puppenstube (um 1800), Historisches Museum Frankfurt, aus: Oikos, S. 65.
- 10 Keramische Saugflasche in Tiergestalt aus Regensburg-Hartung, Spätbronzezeit, Historisches Museum Regensburg
- 11 Saughorn, aus: Brüning, Abb. 42, S. 73, ursprünglich aus Auvard/Pingat: *Hygiène infantile, ancienne et moderne*, Paris 1889.
- 12 *Die Ziegenamme Zwielerleins*, aus: Brüning, Methodik, Abb. 13, S. 22, ursprünglich aus: Konrad Anton Zwielerlein: *Nachtrag als neueste Bestätigung meiner Schrift: die Ziege als beste und wohlfeilste Säugamme*, Stendal 1817
- 13 Hermann Brüning: *Fotografische Dokumentation seiner Studie über die Verwendung von Ziegen für Säuglingsersatznahrung*, 1904, aus: Brüning, Methodik, Abb. 20, S. 35.
- 14 *Allenbury Feeder*, Islington Education Library, www.objectlessons.com.
- 15 Anti-Masturbations-Ring für Jungen, um 1900, Wellcome Collection.
- 16 Illustration in Johann Andreas Christian Löhrl: *Erstes Bilder- und Lesebuch*, Leipzig 1802, aus: Schön, Verlust, S. 288.
- 17–19 Plakatwerbung für *ZipJet* und *book-a-tiger*, 2016, Fotos: Rulffes.

Dank

Diese Arbeit würde es nicht geben ohne Thomas Macho. Für das Mutmachen, pragmatisches Ratgeben, Ideen, Denkanstöße, Richtungstipps und das nie schwindende Vertrauen – danke. Ebenfalls Dank an Iris Därmann, vor allem für die Unterstützung durch den Exzellenzcluster *Topoi* mithilfe eines Stipendiums ebenso wie durch die Mitarbeit in der von ihr geleiteten Arbeitsgruppe *Cultural Theory and its Genealogies*, die die ersten Schritte ermöglichte und begleitete. Großer Dank an Anna Echterhölter, Jasmin Mersmann und Rebekka Ladewig für konstruktives und entscheidendes Feedback. An Jan von Brevern für Hilfe bei der Struktur, Holger Brohm für Rat und Maria Keil für die Unterstützung bei der Publikation. An Helena Reschucha für die Schlusskorrektur bei gleichzeitig atemberaubender Schnelligkeit und Gründlichkeit. An Tanja Wagner, Philip Fleischer, Pierre Lachaize und Helena Reschucha für life-saving emotional support, ohne den es diese Arbeit auch nicht geben würde. Danke.